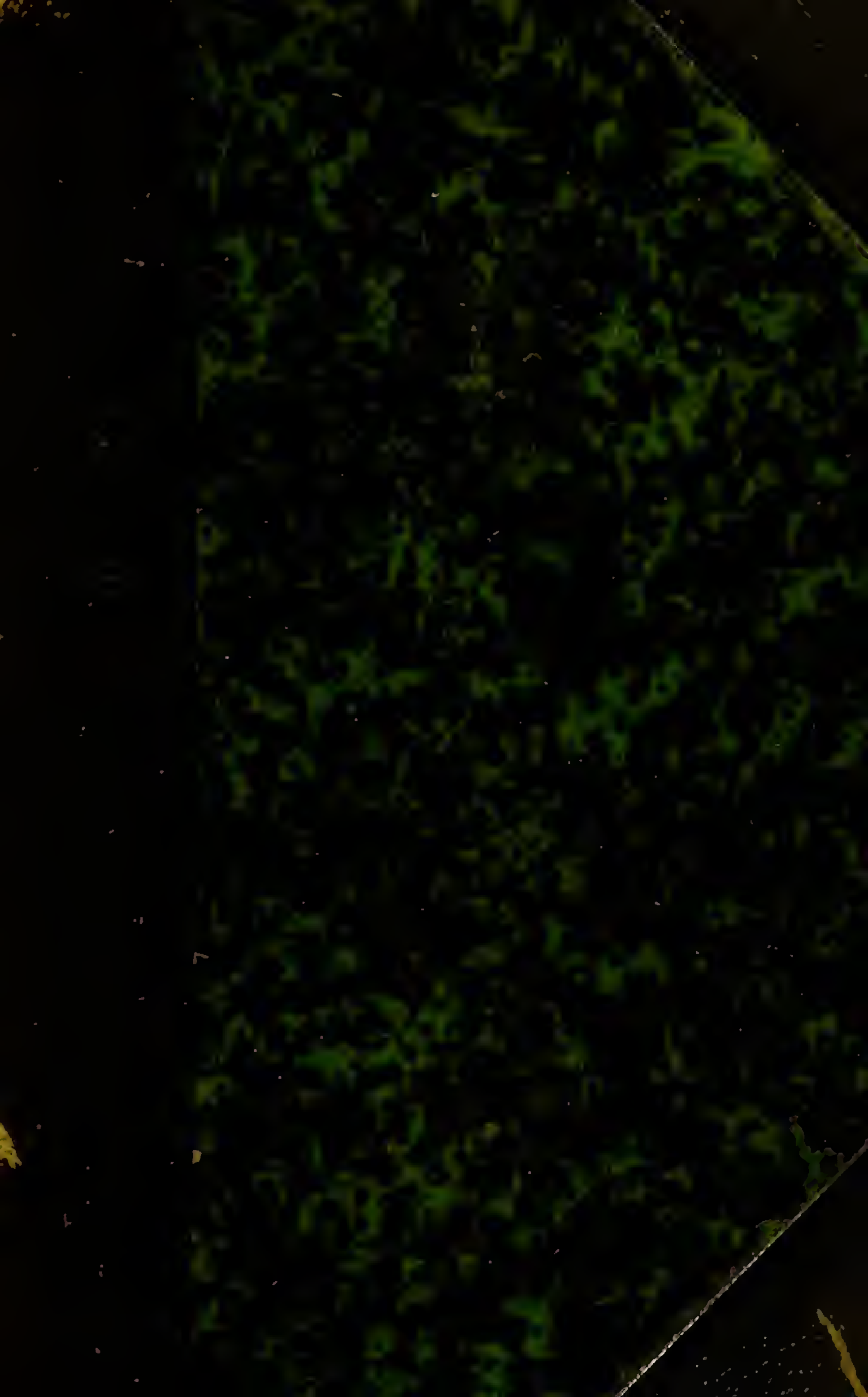
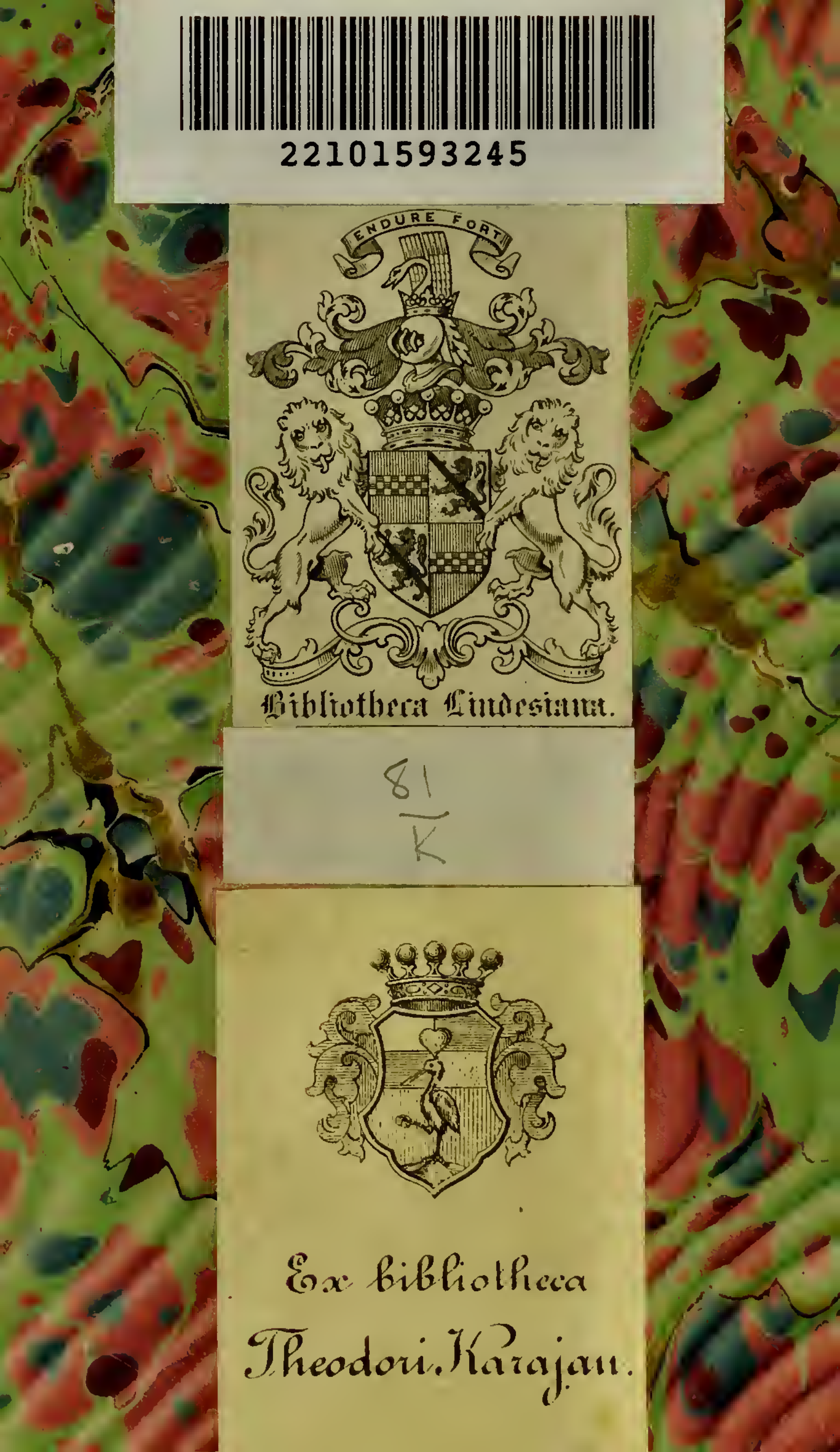
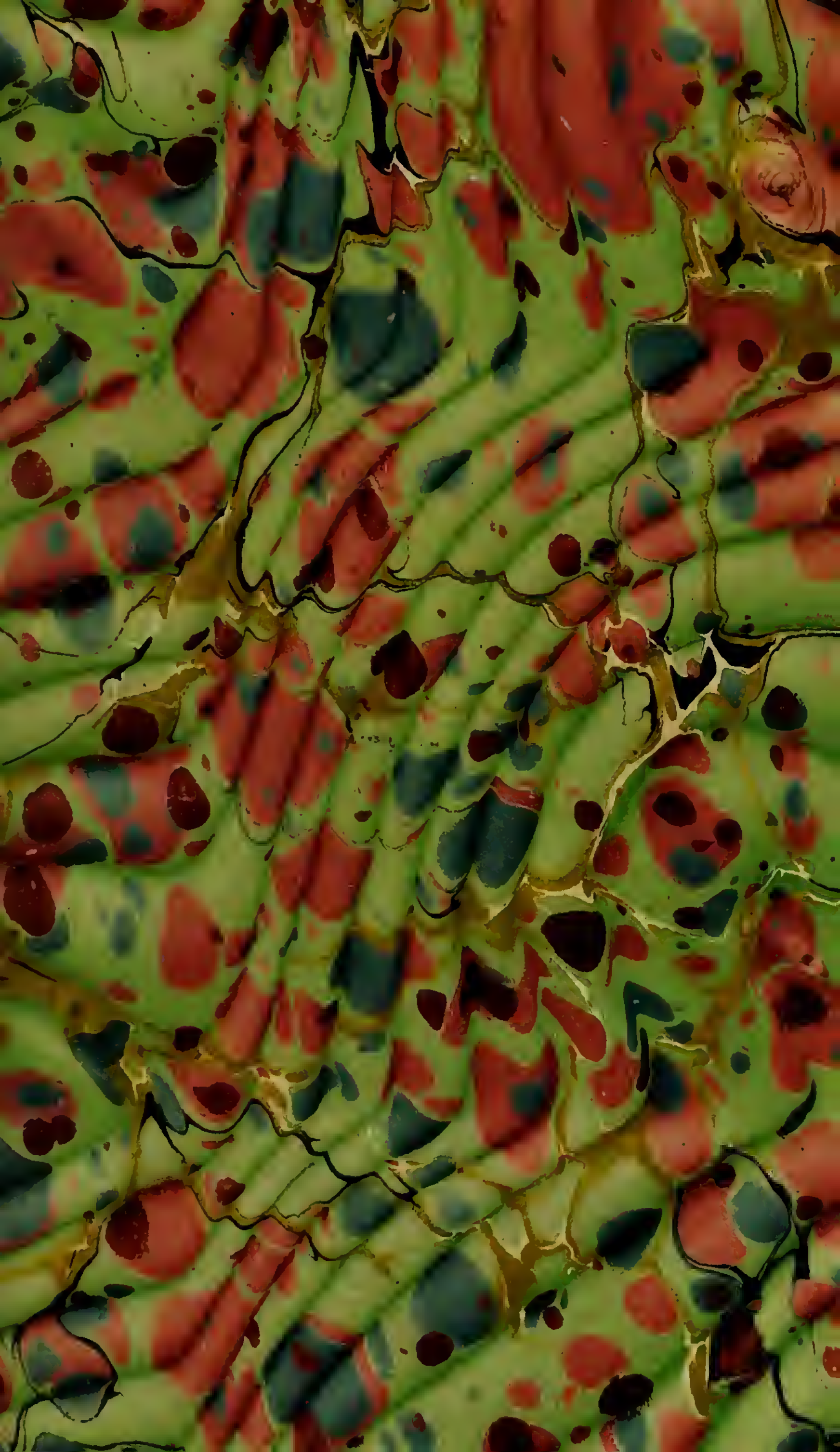



22101593245
ENDURE FORT
Bibliotheca Lindesiana.
81
K
Ex bibliotheca
Theodori Karajan.







Die Urreligion

des

deutschen Volkes

in

hessischen Sitten, Sagen,
Redensarten, Sprüchwörtern und Namen

von

Elard Mülhause.

Cassel,
Verlag von Theodor Fischer.
1860.



Die Urreligion des deutschen Volkes

in

hessischen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprüchwörtern und Namen

von

Eckard Mülhause.

Cassel,
Verlag von Theodor Fischer.
1860.


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Den

Herren Professoren

Jakob Grimm

und dessen verklärtem Bruder

Wilhelm Grimm,

den gründlichen Erforschern und gelehrten Kennern

der deutschen Mythologie

ehrerbietigst gewidmet

vom

Verfasser.

Motto:

Nur durch das Auge der Wurd
Kannst du die Werdhandi erkennen;
Selbst was die Skuld dir verhüllt,
Erblickst du in Dellingrs Klarheit.
Nun denn! so suche sie auf
Die Göttin entschwundener Tage,
Doch soll sie gnädig dir sein,
So nah' ihr mit kindlichem Geiste.

Vorwort.

Die verschiedenen Welten, welche in der nordischen Mythologie vorkommen, werden in einem großen, heiligen Baum so vereinigt, daß sie ein systematisches Ganzes, ein wohlgeordnetes Gebäude urdeutschen Stiles bilden. Damit dieser welterhaltende Baum oder die Weltesche, genannt „Iggdrasil", nicht vertrockne und hinfällig werde, wurden seine Wurzeln, von denen eine sich nach Midgaard (Menschenwelt) erstreckte, von den drei Vorsteherinnen der Zeit: Wurd (Vergangenheit), Werdhandi (Gegenwart) und Wuld (Zukunft) täglich begossen und zwar aus einem unversiegbaren Brunnen, welcher vorzugsweise der der Vergangenheit vorstehenden Norne, der Wurd, angehörte.

Dieser Mythus soll nach Simrock bedeuten, daß das Volksleben aus dem Brunnen der Vergangenheit, aus dem Strome der Ueberlieferung, welcher aus der Vorzeit herfließt, stets erfrischt werden müsse. Die Geschichte müsse dem Volk, wenn auch nur in Sitten und Sagen, stets gegenwärtig sein; es dürfe die Nation ihr geschichtliches Bewußtsein nicht verlieren, wenn sie vor der Zeit nicht altern solle.

Dieser Ansicht beipflichtend, beabsichtigte ich im Sommer 1858 die in hessischen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprüchwörtern und Namen enthaltenen Ueberreste der germanischen Mythologie zu sammeln und durch die hessischen Jahrbücher im Lichte ihrer Entstehung dem Leser zur Anschauung zu bringen; allein die Menge des Stoffes, welcher mir durch die Güte einiger, in verschiedenen Gegenden des Landes wohnender Freunde zu Theil wurde, machte die Aufnahme meiner Arbeit in gedachte Bücher unmöglich, und so beschloß ich, dieselbe in einem besondern Buche zu veröffentlichen.

Ich habe mich aus dem Grunde fast nur auf das engere Vaterland beschränkt, weil sich die

geographische Lage Hessens vorzugsweise zur Erhaltung mythologischer Denkmäler eignet, und weil ich auch zeigen wollte, wie vollständig sich der so umfangreiche germanische Götterglaube in einem so kleinen Bezirk erhalten hat. Indessen haben ja alle Deutschen gemeinschaftliche Sitten, Sagen, Redensarten u. s. w., weshalb ich denn auch hoffen darf, daß eine Erklärung derselben im ganzen deutschen Vaterland gern gehört wird.

Um aus dem Dunkel, in welches der Gegenstand meiner Arbeit bis jetzt großentheils gehüllt war, auf einem bekannten Wege ins Helle zu kommen, überließ ich mich vorzugsweise der Leitung jenes schönen Doppelsternes, welcher dem deutschen Volk den Weg zu den Heiligthümern seiner Väter zeigte und in Hessen seine lichtumstrahlte Bahn begann. Sodann benutzte ich auch die verdienstvolle Arbeit von K. Simrock, indem die von demselben vorzugsweise benutzten Quellen weit reicher fließen als die specifisch deutschen.

Schon im Frühling 1859 hatte ich das Manuscript zum Abschluß gebracht. Die Ereignisse der Zeit machten es jedoch unmöglich den Druck

desselben mit Erfolg zu betreiben, auch wünschte ich zuvor das Urtheil jener braven Landsmänner zu hören, nach deren Anleitung ich gearbeitet habe. Jetzt, wo die Schwerter, wenn auch nur locker wieder in der Scheide stecken und meine Arbeit von J. Grimm eine günstige Kritik gefunden hat, ersuche ich diejenigen, welche sich für die culturhistorischen Geheimnisse des Vaterlandes interessiren, den von Grimm ausgesprochenen Glauben zu bethätigen, mein Buch gern zu empfangen und zu lesen.

Was den Grundriß meiner Arbeit betrifft, so habe ich für zweckdienlich gefunden den Stoff, namentlich die Sitten dem Leser chronologisch geordnet vorzuführen. Ich beginne demnach mit dem Anfang des Winters, mit der Geburt des Menschen, und endige im Spätherbst, mit dem Tode desselben.

Es muß jedoch von vornherein daran erinnert werden, daß die von mir behandelten Gegenstände nur zum Theil in dem Stadium der geistigen Entwickelung ihren Ursprung haben, in welchem unsere vaterländische Urreligion durch das Christenthum verdrängt wurde; denn einige gehören einem älteren, andere sogar dem ältesten Stadium des

Naturcultus an. Dieser beginnt, soweit der Blick des Forschers vorzudringen vermag, damit, daß die augenfälligsten Naturerscheinungen, z. B. Sonne, Mond, Sterne, Sturm, Gewitter, Feuer, Quellen, Flüsse u. s. w. für subjective Wesen gehalten werden, die man sich durch Verehrung geneigt zu machen, oder zu erhalten sucht.

Im zweiten Stadium, in welchem der Mensch zum Vergleichen kommt und durch die verschiedene Erscheinung ein und derselben Sache zum Nachdenken angeregt wird, z. B. wie es kommt, daß der Strauch, welcher seiner Blätter beraubt wurde, bald nachher wieder zu grünen beginnt; oder, daß der Fluß, dessen Eisdecke gestern zertrümmert dahin eilte, heute schon wieder erstarrt liegt, ist die religiöse Anschauung eine andere geworden. Denn jetzt, wo die Wahrnehmung gemacht ist, daß geheimnißvoll wirkende Kräfte existiren, sind diese für sich bestehende, d. h. von der rohen Materie abgelöste Personificationen. Die hervorragendsten derselben sind theils Götter, theils Riesen, die minder auffälligen gehören dem Elbengeschlecht an, welches theils den Göttern, theils den Riesen zugezählt

wird. Die Gegensätzlichkeit dieser Wesen hat zur Folge, daß die Götter mit den Riesen in einem endlosen, höchst erbitterten Kampfe gedacht werden.

Im dritten Stadium, in welchem der Mensch wahrnimmt, daß viele Erscheinungen die Wirkungen weniger Ursachen sind, z. B. daß das Verjüngen der Pflanzenformen durch Zusammenwirken der Sonne und Erde erfolgt, erscheint an der Spitze der Götter und Riesen ein Elternpaar, von welchem die übrigen abstammen; indem aus der Ehe dieses Kinder hervorgehn, welche sich wieder unter einander verheirathen. Daß die Kosmogonie ein Moment dieses Stadiums bildet und mit der vollendeten Theogonie zusammenfällt, oder derselben theils vorausgeht, theils nachfolgt, bedarf keiner Erwähnung.

In diesem letzten Stadium, in welchem unsere Voreltern das Christenthum annahmen, und somit aufhörten die alte Landesreligion weiter zu entwickeln, ging ihr Naturzustand in ein künstliches Staatssystem über und an die Stelle des Polytheismus trat der relative Monotheismus.

---

1. Die Herkunft der Kinder.

Nach dem in Rauschenberg, Kreis Kirchhain ver-verbreiteten Kinderglauben werden die Knaben aus einem unweit der Stadt vorhandenen Born, dem Eselsborn, die Mädchen hingegen aus dem Katharinenborn bei dem naheliegenden Dorfe Burgholz von den Störchen geholt und den Eltern gebracht. In Großenritte, Kreis Kassel, ist derselbe Glaube vorhanden, dort kommen die Knaben aus dem Butzborn, die Mädchen hingegen aus dem heiligen Born. In Uebereinstimmung mit diesem, durch ganz Hessen, verbreiteten Glauben, denn fast jeder Ort Hessens hat einen Born oder Teich, aus dem die Kinder stammen, singen die Kinder, sobald sie einen Storch sehen, nachstehende Liedchen:

Storch, Storch, Steine,
mit dem langen Beine,
mit dem langen Klappermaul,
trag mich bis nach Heime,

laß mich aber nicht fallen,
sonst rupf ich dir ein Beinchen aus
und mache mir ein Pfeifchen draus
und pfeife alle Morgen,
dann kommen alle Störche,
Klipp, Klapp, Mehlsack!

oder:

Storch, Storch, Steine, mit dem langen Beine,
mit dem kurzen Knie, Jungfrau Marie,
hat ein Kind gefunden, das war mit Gold gebunden,
wer soll es taufen, König oder Kaiser?
wer soll die Windeln waschen?
Das Mädchen mit der Klappertasche.

Allerdings gab es einzelne Stämme, namentlich unter den Sachsen, die der Meinung waren, ihre Ahnen seien, theils, gleich den Griechen, aus Steinen entstanden, theils, gleich den Parsen, auf Bäumen gewachsen. Als ein Nachklang der letzteren Anschauung wird, wenn man die Kinder auf den Knien reiten läßt, noch zuweilen gesungen: Reiter zu Pferd, wo kommen sie her? von Sichsen von Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. Allein selbst unter den Sachsen war der Glaube sehr weit verbreitet, die ersten Menschen seien aus einer Quelle auf dem Harz-

berge zum Vorschein gekommen, weshalb denn auch in Niederdeutschland fast jeder Ort seinen Kinderbrunnen hat und überhaupt die nach ihrer Herkunft fragenden Kinder dahin beschieden werden, sie seien von dem Storch aus dem Brunnen gezogen und den Eltern ins Haus gebracht worden.

Der Gedanke, daß die Seelen der Menschen aus Quellen hervorgegangen sind, d. h. aus einer unter der Erde befindlichen Welt stammen und dieser Gedanke ist es, welcher unsern Brunnensagen und Storchsliedern zu Grunde liegt, hat seinen Ursprung im Mythus von der Frau Holle. Diese in Hessen und Thüringen hochverehrte Göttin ist gleich der Schwäbischen Bertha und der Longobardischen Nerthus eine bei den verschiedenen Volksstämmen in verschiedenem Charakter erscheinende Personification der Erde. Ihre herrliche Wohnung, bestehend in einem goldenen Palast, wurde in Helheim vorhanden gedacht und zwar in der Nähe eines Brunnens, des s. g. Holdabrunnens. Wie nun der germanischen Kosmogonie nach der Ursprung der ganzen Welt, selbst der höheren Mächte, in einem unterweltlichen Brunnen Namens Hvergelmir liegt, so stammen auch die Menschen aus jenem unterweltlichen Holdabrunnen. Zu diesem Brunnen, beziehungsweise zu der allgemein verehrten Frau Holle, welche uns noch oft als heilige Maria begegnen wird und den Storch zu

ihrem Diener hatte, kehrten die Seelen der Menschen großentheils auch wieder zurück, was namentlich bei Kindern der Fall war, die in den Brunnen fielen.

Daß die Knaben aus dem Eselsborn, wie oben erwähnt wurde, geholt werden, gereicht denselben nicht zum Nachtheil. Denn der Esel wurde in der Religion unserer Väter gleich dem Pferde den Göttern geopfert und zwar wie es scheint, besonders dem in sehr naher Beziehung zu Brunnen und Kindern stehenden kühnen und weisen Balder. Der Esel führt in Reinecke Fuchs einen Namen, welcher sowohl dem Wortlaut, als auch dem Begriff nach auf Balder hinweist; denn „Baldewin" heißt der kühne Sieger.

Der Name Butzborn wird sich bei Betrachtung des Butzemanns ebenfalls als ein mythologisches Denkmal erweisen, weshalb wir hier von demselben schweigen wollen.

---

2. Die Glücks- und Sonntagskinder.

Wird ein Kind mit einer Haut über Kopf und Gesicht, Wehmutterhäublein oder Glückshaube genannt, geboren, so entsteht große Freude in der Familie, denn das Häubchen ist ein glückverkündendes und glückbringendes Zeichen, besonders bedeutet es, daß das Kind sehr geschickt wird und in späterm Alter weit in der Welt herumkommt, aber das Häubchen muß sorgfältig aufbewahrt und dem Kinde später eingehändigt werden.

Wie stark der an das Glückshäubchen geknüpfte Glaube ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die Hebammen dasselbe zuweilen entwenden, um es ihren eignen Kindern zu geben, und zwar weil man der Meinung ist, der Besitz desselben mache glücklich. Bei den Isländern führt dieses Häubchen den Namen Fylgia und man wähnt, in ihm habe der Schutz- oder Folgegeist oder ein Theil der Seele des Kindes seinen Sitz. Wer die Glückshaube nicht aufhebt, entzieht dem Kinde seinen Schutzgeist.

Unter den Göttinnen, welche unsere Vorfahren verehrten, befand sich eine Namens Sälde. Sie wußte alle Gedanken der Menschen und konnte sich, wohin sie wollte, augenblicklich versetzen, die Helden, die sich ihrer Gunst zu erfreuen hatten, schützte sie gegen Verwundung. Einzelne Menschen, denen sie ganz besonders zugethan war, nahm sie schon vor der Geburt an Kindesstatt an und gab denselben zum Zeichen der Adoption jenes Händchen mit auf die Welt. Diese Kinder wurden „Säldenbarn" (Geborne) genannt. Wollte Sälde einem erwachsenen Menschen gnädig sein, so wendete sie ihm ihr Antlitz zu, wo nicht, den Rücken. Daß hierin die Redensart „das Glück hat ihm den Rücken gekehrt, oder „das Glück war ihm nicht mehr günstig" ihren Ursprung hat, ist unverkennbar.

Viele Eltern haben es gern, wenn die Geburt ihrer Kinder an einem Sonntagmorgen, besonders im Advent stattfindet und zwar, weil auch die Sonntagskinder für Glückskinder gehalten werden, indem sie die Eigenschaft besitzen, nicht nur die Gespenster zu sehen, sondern auch manches Wünschenswerthe von denselben zu erfahren.

Unter den Naturerscheinungen, welche bei allen Völkern im ersten Stadium der Entwickelung verehrt werden, steht in vorderster Reihe die Sonne. Auch auf den späteren Entwickelungsstufen, wo die Ursachen von den Erscheinungen getrennt und für persönliche Götter

gehalten werden, sind es die höchsten Gottheiten, die in ihrem ursprünglichen Wesen mit dem Begriffe der Sonne am meisten zusammen fallen.

Zu den höchsten Gottheiten der Deutschen gehörten Wuotan, Fro, Zio, Saxnot (d. h. Sachsengenoß, Steingenoß, Schwertgenoß.) Es würde jedoch den Plan dieser Abhandlung völlig zerstören, wollten wir hier nachweisen, inwiefern Wuotan, Fro und die andern Götter Sonntagsgottheiten sind. Zu unserm Zwecke wollen wir andere Thatsachen benutzen, nämlich die Reihenfolge unserer Wochentage und das Sonnenlehn.

Lange vor Einführung des Christenthums war die siebentägige Woche ein allgemeines Zeitmaß der Germanen. Sie begann mit dem Sonntag, d. h. der erste Tag, altd. Sunnundag war der Sonne geweiht, der zweite Monindag dem Monde, der dritte Ziowestac Zio oder Tyr, der vierte Wuotanstac Wuotan, der fünfte Donarstac Donar, der sechste Frietac Fro und der siebente Sambaztac war wiederum zur Vorbereitung für den Sonntag der Sonne geweiht. Obgleich die Bibel den Cristen die Feier des siebenten Tages vorschreibt, 2. Mose 20. V. 8—11, so mußte man sich doch in den germanischen Ländern bei Einführung des Christenthums der Reihenfolge unserer mythischen Wochentage accommodiren und der Sonne zu Ehren den ersten Wochentag heilig halten.

Was den zweiten Punkt angeht, so brauchte der Inhaber eines Sonnenlehns keinen Ritterdienst zu leisten, hatte keinen Lehnsherrn, war von allen Abgaben frei, aber bei Uebernahme der Besitzung mußte er geharnischt und hoch zu Roß dreimal mit entblößtem Schwert gegen die aufgehende Sonne fechten und zwar zum Zeichen, daß er außer dem leuchtenden Tagesgestirn keinen Herrn über sich anerkenne.

Die Frage, wie es gekommen, daß der erste Tag der Sonne geweiht war und der Inhaber eines Sonnenlehns außer der Sonne keinen Herrn über sich anerkannte, da doch in Woutan der oberste aller Götter und auch schon in Zio, Donar und Fro die Sonne in höherer Potenz verehrt wurde, findet darin ihre Beantwortung, daß die Reihenfolge der Wochentage und das Sonnenlehn aus einer Zeit stammt, in welcher man die Sonne als oberste Gottheit betrachtete, wenigstens noch in der Anschauung lebte, daß ihre Verehrung zugleich die der obersten Götter in sich begreife. Wenn nun schon hiermit gesagt ist, aus welchem Grunde man in den Sonntagskindern besondere Günstlinge des Glückes sah, so ist daran zu erinnern, daß die Sonne, indem sie dem Jahre Segen spendet, als ein Wesen betrachtet wurde, von welchem die Wohlfahrt nicht nur ganzer Völker, sondern auch einzelner Menschen abhing.

Da die Sonnengötter aller Völker so namentlich der

arabische Urotalt, der indische Surya, der phönizische Baal, der persische Mythras und der griechische Helios die Eigenschaft besaßen, verborgene Dinge zu schauen, so dürfte hierin die Ursache liegen, aus welcher man den Günstlingen des deutschen Sonnengottes, resp. den Sonntagskindern, das Vermögen zuschreibt, die Geister zu sehen und manches Wünschenswerthe von denselben zu erfahren. Was nun noch den Umstand betrifft, daß vorzugsweise die im Advent geborenen Sonntagskinder Geisterseher sind, so hat dieses seinen Grund in der Thatsache, daß der Advent schon vor Einführung des Christenthums als eine in Beziehung auf das Julfest (Weihnachten) geheiligte Zeit betrachtet wurde.

In der an mythischen Denkmälern so reichen Umgegend des Weißner (Provinz Niederhessen Kreis Eschwege) ist es die Gemahlin Wuotans, welche die guten Kinder zu Glückskindern, die bösen hingegen zu Wechselbälgen macht.

Indem nun die Seelen sämmtlicher Kinder aus dem Schooß unserer lieben Frau Holle zum Vorschein kommen und Wuotan, wie sich später zeigen wird, auch ein Gott des Glücks war, so bekommt es große Wahrscheinlichkeit, daß Sälde ein mit der Gemahlin Wuotans identisches Wesen, vielleicht das Wort selbst ursprünglich ein Beinamen derselben gewesen ist.

3. Die behexten Kinder.

Einen Gegensatz zu den Sonntagskindern bilden die unglücklichen Säuglinge, welche es verschmähen an ihrer Mutter zu trinken und unaufhörlich schreien. Diese armen Wesen sind behext, d. h. eine Hexe, wofür fast an jedem Ort die eine oder andere alte Frau gehalten wird, hat denselben etwas angethan, was, wenn es nicht beseitigt werden kann, entweder einen frühen Tod oder ein elendes Leben zur Folge hat. Um das Kind von seinem Uebel zu erlösen, wird eine andere, in manchen Fällen auch wohl dieselbe Hexe zu Hülfe gerufen. Ist sie gewillt, die Entzauberung vorzunehmen, so bedient sie sich in der Regel unter allerlei Ceremonien eines Feuers.

Obgleich die deutsche Mythologie nichts von Hexen in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes weiß, so ist doch der Glaube, daß es Frauen gebe, die auf eine außerordentliche Weise Menschen oder Thieren Unglück zufügen und andere, welche davon wieder befreien könnten, mythologischen Ursprungs.

Die Unglück bringenden Frauen standen im Dienste der Riesen und sind der Idee nach mit den Trollkonur, Seidkonur, welche durch ihr bloßes Auftreten Unglück stiften, verwandt. Wir verweisen vorzugsweise auf die drei Thrusen= (Riesen) mädchen, mit deren Ankunft aus Riesenheim das Unheil in die Welt kam, ferner auf die in neuerer Zeit bisweilen nicht mehr als Person aufgefaßte Guldweig oder Haid, in welcher die verderbliche Kraft des Goldes personificirt ist. Sie war die Mutter aller bösen Künste, lehrte Eide brechen, flößte die Begierde nach Gold und Ansehen ein und brachte die Leidenschaften, sowie Mängel und Schwächen unter die Menschen. Zu den Menschenfrauen dieser Klasse mögen die Stifterinnen von einzelnen Unglücksfällen gehören. An sie wird sich gewendet, wenn man Jemandem ein Unglück bereiten will. Ihr Kochen von Zauberkräutern (Seid) und Singen von Zaubersprüchen (Galdr) ist den Menschen gefährlich.

Die Glück bringenden Frauen, welche als Priesterinnen im Dienste der Götter standen, waren vorzugsweise Weissagerinnen, nordisch Wolen (Einzahl Wala), welches Wort auf Walhall und Walküre, also auf Gegenstände hinweist, die bei unsern Voreltern alles Wünschenswerthe und Erhabene in sich vereinigten. Vielleicht soll Wala auch andeuten, daß die hierher gehörigen Frauen die Gabe der Vorhersehung von Wuotans

Gemahlin erhielten, welche, worauf wir später zurückkommen werden, den Beinamen „Walfreyja" führte.

Bekannt ist in dieser Beziehung eine Bructererin, die ums Jahr 70 nach Chr. lebte und von den römischen Schriftstellern Velleda genannt wurde. Sie sah die Rathfragenden nicht selbst, sondern einer ihrer Verwandten hörte die Fragen und brachte die Antworten. Dem römischen Julius Civilis prophezeihete sie einen glücklichen Erfolg seiner unter den Batavern angestifteten Empörung.

Auch todte Frauen konnten wenigstens von den Göttern auf kurze Zeit aus dem Grabe erweckt und befragt werden, wie solches auch bei den Israeliten in Betreff der Priester der Fall war. Eine andere Aufgabe dieser geheiligten Frauen bestand darin, daß sie durch Kenntniß geheimer Wissenschaften feindlichen Volksstämmen Schaden zufügten, den eigenen vor feindlicher Zauberei schützten und Heilkunst trieben, welche bei allen Naturvölkern in das Gebiet der Zauberei gehört. Die erwähnte Anwendung des Feuers ist begreiflich, denn die Personification des Feuers gehörte in ihrer verderblichen Erscheinung dem Riesen-, in ihrer heilsamen dem Göttergeschlecht an.

Der Umstand, daß bei Einführung des Christenthums nicht nur die menschenfeindlichen Riesen, sondern auch die menschenfreundlichen Götter (gleich denen, welche sich

durch den Monokratismus Jehovas verdrängt sahen), zwar für wirklich existirende, aber ohnmächtige und dem Teufel angehörige Wesen gehalten wurden, hatte zur Folge, daß diejenigen Frauen, die im Ruf standen, heidnisches Zeug zu treiben, gleichviel ob der Zweck desselben gut oder böse war, für Hexen und demgemäß mit dem Teufel im Bunde stehend galten.

Um die Hexen und andere böse Geister von den neugebornen Kindern fern zu halten, wird in fast allen Theilen Hessens in die Hausthür der Wöchnerin ein Besen und eine Axt gelegt. Beide Gegenstände werden in manchen Gegenden durch kupferne, mit einem Kreuz versehene Kreuzer ersetzt. Dieselben müssen jedoch mit dem Kreuz nach oben zu liegen kommen.

Der Zweck dieses Gebrauchs macht es wahrscheinlich, daß wir in der Axt und dem Besen mit der Religion unserer Väter in Beziehung stehende Geräthe vor uns haben, durch deren Anblick alle Unholde die Flucht ergriffen, wie denn noch jetzt nicht selten das Kruzifix benutzt wird, um böse Geister und Gespenster zu vertreiben.

Da die Axt, besonders wenn ihre Rückseite weit vorsteht, einem Hammer gleicht, so vermuthen wir, daß sie in vorliegendem Fall Donars Hammer bedeutet, mit welchem dieser Gott die Unholde, besonders die Riesen, bekämpfte.

Noch mehr als die Axt weisen die Kreuze auf Donars Hammer hin; denn die Gestalt desselben war, worauf wir noch einigemal zurückkommen werden, die eines Kreuzes.

Der Besen, welcher aus zusammengebundenen Birkenreisern besteht, scheint den Zauberspieß Gungner zu bedeuten, mit welchem Wuotan wünschenswerthe Dinge vollbrachte; denn obgleich die an die Stelle des Spießes getretene Wünschelruthe (Wunsciligerta) eine Hasel- oder Weidenstaude zu sein pflegt, so darf sie doch auch der Zweig einer Birke sein.

Was unsere Vermuthung noch zu erhöhen vermag, ist der Umstand, daß bei vielen mythologischen Gebräuchen Besen vorzukommen pflegen, welche, wie wir finden werden, stets auf Wuotan hinweisen.

Ein analoger Gebrauch, welcher gleich dem in Rede stehenden weit verbreitet ist, besteht darin, daß man den Kühen, wenn sie eben gekalbt haben, um sie gegen Hexerei zu schützen, von Zeit zu Zeit, Baldrian und Dost eingibt oder den Stall damit räuchert, auch werden diese Pflanzen und Hexenkraut (Circaea), welches in Kreuzesform wächst, in die Ecken, Thür- und Fensterspalten des Stalles gelegt. „Eine Hexe", heißt es an vielen Orten, „ging einst an einem Stall vorüber und lugte in böser Absicht durch das Fenster. Als sie aber die Kräuter sah, fuhr sie erschrocken zurück und sagte:

„Ach Baldrian und Dost!
„Dos hun ech net gewost.“

Beide Pflanzen waren deutschen Göttern geheiligt, erstere dem weisen Balder und letztere wahrscheinlich dem — von allen Unholden so sehr gefürchteten — Donar.

Wie gefürchtet die Hexen sind, geht auch aus dem Umstande hervor, daß die Familie, in welcher sich eine Wöchnerin befindet, nur sehr selten der Hexerei verdächtigen Frauen etwas leihet, im andern Falle aber den geliehenen Gegenstand nicht wieder zurücknimmt und zwar, weil man glaubt, die Hexe könne mittelst desselben dem Kinde ein Uebel zufügen. Sodann wird es ängstlich vermieden, auf die von einer Hexe gestellten Fragen mit Ja oder Nein zu antworten; am meisten ist man jedoch darauf bedacht, daß die Hexe das Kind nicht zu Gesicht bekommt, denn ein böser Blick kann es verderben.

Anmerkung.

Von den am Wohnort des Verfassers lebenden Hexen behauptet man, „sie könnten weitentfernte Kühe in der Weise melken, daß sie in ihrer Kammer an den vier Zipfeln eines Grastuches, unter das sie ein Gefäß stellen, die Bewegung des Melkens nachahmten; Menschen und Vieh könnten sie, analog den ältesten Zauberern, voll Ungeziefer hexen; auch könnten sie sich, gleich der Frau Holle, zu jeder Zeit nicht nur vollständig unsichtbar

machen, sondern auch in irgend ein Thier oder eine Pflanze verwandeln."

Der Teufel, mit dem sie zuweilen Zusammenkünfte halten sollen, fährt als eine von Flammen umzuckte, schwarze Gestalt durch den Schornstein in ihre Wohnung und erleuchtet dieselbe vom Boden bis zum Keller.

Indem wir diesen großen Aberglauben niederschreiben, verbreitet sich das Gerücht, es habe in einem nahgelegenen Dorfe, Speckswinkel, Amt Neustadt, eine Hexe die Familie eines Nachtwächters so voll Ungeziefer gehext, daß die Leute sich davor nicht zu bergen wüßten; auch käme sie des Nachts bei verschlossenen Thüren, bald in der einen, bald in der andern Gestalt in das Haus und quäle die armen Menschen so, daß dieselben dadurch sehr elend geworden seien. Um die unglückliche Familie vor den Verfolgungen der abscheulichen Hexe sicher zu stellen, sollen schon verschiedene Beschwörer herbei geholt worden sein, allein vergebens und man ist deshalb hin und wieder der Meinung, die Hexe müsse todtgeschlagen werden."

„Bei den Kaffern" heißt es in einem vor uns liegenden Bericht „gibt es verschiedene Arten Zauberer. Der Umtakati ist ein Giftmischer von Profession. Jeder große Kraal hat einen solchen, dessen löbliche Aufgabe darin besteht, mittelst seiner Zauberkunst Schaden zuzufügen. Er bereitet zu diesem Zweck eine Zaubermasse,

welche er heimlich anwendet, um Menschen oder Vieh zu tödten. Wird daher in einem Kraal ein Thier oder Mensch krank, so nimmt man an, er sei von einem Umtakati bezaubert worden und man hat nichts Eiligeres zu thun, als einen Tsanuse, d. i. einen dem Umtakati entgegen arbeitenden Zauberer, der jedoch seine Kunststücke meist mit unschädlichen Kräutern, Wurzeln und dergl. verrichtet, zu consultiren. Aehnlich wie bei den Kaffern, werden die Hexenmeister bei den Maravern verfolgt, einem Volk im ostafrikanischen Binnenlande, über welches Monteiro ausführlich berichtet hat. Aller Schaden, alle Unglücksfälle, Krankheiten, welche Personen heimsuchen, werden Zauberern zugeschrieben. Diese werden jedoch nicht wie bei den Kaffern ohne Weiteres getödtet, sondern es steht ihnen zum Beweis ihrer Unschuld das Gottesgericht des Muave offen."

Sollte nicht, fügt der Berichterstatter hinzu, durch diese und ähnliche Thatsachen die europäische Christenheit sich veranlaßt finden, dahin zu wirken, daß die armen Ungläubigen Afrikas bekehrt werden? Obgleich auch wir diese Bekehrung wünschen, so glauben wir doch an das volksthümliche Sprüchwort erinnern zu müssen: „Kehr erst rein vor deiner Thür, ehe du mit dem Finger auf den Dreck vor deines Nachbars Thüre deutest!"

---

4. Die Wechselbälge.

Obgleich die in Oberhessen vorherrschende Erhebungs-art der Berge und die gewöhnliche Formation der Thäler, sowie Beschaffenheit und Lage der Ortschaften nicht geeignet sind, Cretins hervorzubringen, so kommt es dennoch zuweilen vor, daß ein Kind eine diesen unglücklichen Geschöpfen ähnliche Gestalt bekommt. In solchem Falle heißt es, das rechte Kind sei von einem aus dem Westerwald gekommenen Wechselweibchen vertauscht worden. Um wieder in Besitz des rechten Kindes zu gelangen, muß man sich um den Fremdling nicht bekümmern, sondern ihn recht übel behandeln. Die Erzählung, in welcher dieses mythologische Denkmal in unsern Besitz gelangte, lautet im Dialect des Fundortes Schönstedt (Kreis Marburg) wie folgt: „Vor „välen Johren wohnte, wie meng Motterdecke verzahlt „hott, n' Burschfrää em Dörf, von deren Kennens ens en „Wechselbalg wor. Obgleich das Kend gor nett wuß, „ewwer en Kopp wie e Schloge kräk, so globte die „Frää doch nett, daß es en Wechselbalg sei. En's Sum-

„merdoks nu, wo die Fräã den Essekorb en's Feld träng
„wolt, sähren die Lenne, se sill ockerscht e mol ehren
„Korb hinstelle, sech ems Hans rim schliche on derchs
„Küchefenster gucke. Die Fräã dots, on do horrt se,
„daß ehr zwethalbjohr ahles Kend sät: „„Ich sei so
„„alt wie der Westerwaald on honn doch ming Lebdok
„„noch ke Bier enner Egerschole brauen geseh."" On
„do sok se, daß dos Kend sech Füer off die Heerdstet
„mocht, on sech en Egerscholen wos guts zurecht mocht.
„Och verzahlt meng Motter, ehre Wose were mol met
„ehrem Kend, wos ewwer noch net getoft gewese wer,
„offs Feld gegehe, im Korn zu schneire, on die hät se
„ehr Kend off de Mettelreh gesaßt. Medoks zwesche
„elwe on zwelwe hätt off emol e klenes ahles Weibche
„beim Korb gestehn, dos Kend rausgenomme on e an=
„geres nenn gelehgt, on do wers wek gewest, des mers
„gor nett gesehe hätt. E Weilche troff hätt das Kend
„em Korb ferchterlich gegresche, ewer do der Herr vo
„Schönstht gesäht hätt, sie sell das Kind ockerscht
„frische losse, do wer ewwer e Beßche dos Weibche
„werre do geweßt, on hätt er Kind werre gelangt on
„das angere do gelosse."

Es ist unverkennbar, daß wir hier dem Mythus von den Elben begegnen und suchen wir darum diese kleinen Wesen näher kennen zu lernen.

Die Elben, die auch Wichtel, nordisch Dwerge

(Zwerge) heißen, wurden nach ihrer Heimath und äußeren Erscheinung in Lichtelben (Liosalfar) und Schwarz- oder Nachtelben (Svart- und Döckalfar) eingetheilt. Erstere wohnten in dem überirdischen lichten Alfheim und waren leuchtender als die Sonne, in deren Strahlen sie spielten, letztere wohnten in den unterirdischen dunkeln Höhlen von Niflheim und waren schwärzer als Pech. Sehr verschieden waren die Elben auch noch in der Hinsicht, daß die Lichtelben ebenmäßig gegliedert, ganz durchsichtig und ätherisch gedacht wurden, wogegen man glaubte, daß die Schwarzelben einen mißgestalteten Körperbau hätten, der keinen Blick in das Innere gestatte.

Obgleich nun diese unterscheidenden Merkmale der Art sind, daß man glauben könnte, die Lichtelben seien den Engeln, die Dunkelelben den Teufeln an die Seite zu setzen, so läßt doch die Sinnesart beider diese Classificirung nicht zu, denn die Lichtelben begingen, besonders als Schützen, viele böse Streiche und von den Dunkelelben werden viele gute Thaten erzählt, weshalb denn auch eine wesentliche Verschiedenheit der Elben mehrfach angezweifelt wird.

Im Allgemeinen wurden die Elben als sehr nützliche Wesen betrachtet und zwar nicht nur, weil sie dem Menschengeschlecht gegen die mächtigen Riesen beistanden, sondern auch wegen ihrer Geschicklichkeit im Sin-

gen, Tanzen, Spinnen, Weben und Anfertigen von Schmiedearbeiten.

Manche der Schwarzelben übertrafen an Kunstfertigkeit nicht nur die geschicktesten Menschen, sondern selbst die Götter. So z. B. machten sie Freiers goldborstigen Eber (Gullin bursti), Baldurs oder Wuotans Zauberring (Draupnir), Donars Hammer (Miölnir), den goldenen Halsschmuck der Freyia (Breisiug), das große alle Götter fassende Wolkenschiff Freiers (Skidbladner), welches, sobald seine Segel aufgezogen waren, günstigen Wind bekam und auseinander genommen sich in den kleinsten Raum verbergen ließ, desgleichen das goldene Haar der Sif, das herrliche Gewand der Iduna u. a. m. Auch die Lichtelben zeichnen sich rühmlichst aus, namentlich waren sie als vorzügliche Bogenschützen bekannt und gefürchtet. Die Schwarzelben, von denen die Bezeichnung Schwarzkünstler herrührt, besaßen die Gabe, sich nach Belieben unsichtbar zu machen, wogegen die Lichtelben, von Natur unsichtbar, dennoch zuweilen gesehen wurden, z. B. in Begleitung der Frau Holle und Bertha, wo sie für die Seelen der Ungeborenen und Gestorbenen gelten.

Der Alp (incubus), wie man das beängstigende durch heftigen Zudrang des Blutes nach dem Herzen verursachte Drücken zu nennen pflegt, gehört, weil er des Nachts umherwandert und einen sehr schweren Körper

hat, den Schwarzelben an. Indem er aber in vielen Gegenden für die Seele eines Menschen und zwar eines befreundeten gilt, so scheint er auch den Lichtelben anzugehören.

Wer vom Alp gedrückt wird und denselben schnell von der Brust hinweg in einen luftdicht verschlossenen Kasten schleudert, bewirkt hierdurch den Tod eines Verwandten oder Freundes, denn da die betreffende Seele nur während der Nacht und beim Schlafe des Körpers diesen verlassen und als Alp umherwandern kann, so hat ihr Einsperren den absoluten Tod zur Folge.

Bei Einführung des Christenthums wurde das ganze Elbengeschlecht, namentlich die Schwarzelben für teuflische Wesen erklärt. Wer daher vom Alp gedrückt wird, pflegt zu sagen: „mich hat heute Nacht der Teufel geritten" und wer in Folge des gedachten Vorgangs stirbt, wird des Umgangs mit dem Teufel beschuldigt. Dieselbe Beschuldigung trifft auch die Wechselbälge. Luther sagt: Die Wechselbälge, die auch Kirlekröpfe genannt werden, seien Kinder, die der Teufel an die Stelle der wirklichen ausgewechselt habe, und gibt als die Kennzeichen derselben an, daß sie die Mutter aussaugten und sich sehr oft verunreinigten. Er behauptet, ein solch Kind sei nur eine Fleischmasse ohne Seele. Die Stelle derselben vertrete der Teufel. In den Tisch-

reden des großen Reformators zeichnete sein Famulus Aurifaber folgende Erzählung auf:

„Vor acht Jahren war in Dessau ein Wechselkind, „das ich, Doctor Martinus Luther, gesehen und ange= „griffen habe, welches 12 Jahre alt war, seine Augen „und Stirne waren, daß man meinte, es wäre ein recht „Kind. Dasselbige that nichts, denn daß es nur fraß, „und zwar so viel, als irgend vier Bauern oder Dre= „scher. Wenn man's angriff, so schrie es. Wenn's „übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte „es und war fröhlich; ging's aber wohl zu, so weinte „es; ich sagte zu dem Fürsten zu Anhalt: Wenn ich „da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem „Kind in das Wasser, in die Wilda, so bei Dessau „fleußt und wollte das Homicidium (Menschenmord) „dran wagen. Aber der Churfürst von Sachsen, so mit „zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten „mir nicht folgen. Da sprach ich: So sollten sie in „den Kirchen der Christen ein Vaterunser beten lassen, „daß der liebe Gott den Teufel wegnehme. Das that „man täglich zu Dessau. Da starb dasselbe Wechsel= „kind im andern Jahre darnach."

Ferner erzählt Luther:

„In Sachsen bei Halberstadt hat ein Mann einen „Kilokropf gehabt. Man hat ihm gerathen, mit ihm „gen Hockelstadt zur Jungfrau Maria zu wallfahrten.

„Als er mit dem Kind, das er in einem Korbe trug,
„über einen Steg ging, darunter ein tief Wasser war,
„wirft er das Kind sammt dem Korb in's Wasser und
„erzählt hintendrein, der Teufel habe von unten her=
„auf „hoho" geschrieen und das Kind gefragt: „Wo
„willt du hin?" Der Kilokropf, der noch gar nicht
„sprechen gekonnt, habe geantwortet: Nach Hockelstadt
„zu unserer lieben Frauen. Ick will mick lassen wiegen,
„daß ick möge gediegen." Kaum habe er's in's Was=
„ser geworfen, da seien die beiden Teufel zusammen
„gar lustig gewesen und bald verschwunden."

Obgleich sich die Elben vorzugsweise im Innern der Berge aufzuhalten pflegen, so scheinen sie doch gleich andern halbgöttlichen Wesen, namentlich den Nixen, auch große Vorliebe für fließendes Wasser gehabt zu haben. Denn nur dadurch ist es erklärlich, daß vorerwähnter Kilokropf sich in den Fluß stürzt und davon schwimmt. Elbe heißt Fluß oder fließendes Wasser, so noch Elv im Norwegen. Auch das im Kreise Fritzlar fließende Elbflüßchen läßt in Betracht der anliegenden Ortschaften, als Wichdorf, Elberberg und Elben vermuthen, daß sein Name gleich dem des deutschen Stromes mythischen Ursprungs ist.

A. Im vorigen Jahre wollen etliche Bauern eine große Anzahl winzig kleiner Wichtelmännchen an einem

Berg unweit ihres Dorfes Willershausen (Kreis Frankenberg) im Sonnenschein spielend gesehen haben.

B. Auf dem Wollenberg (Kreis Marburg) gibt es Felsen, in denen fortwährend Wichtel hausen sollen und die deshalb Wichtelhäuser genannt werden.

C. Sind die Pferde während der Nacht so unruhig, daß sie des Morgens mit Schaum bedeckt sind, so behauptet man in und um Rauschenberg: „die Elben hätten sie geritten.“

D. Wenn sich in den oberhessischen Bergwerken, desgleichen in denen am Meißner, etwas Ungewöhnliches ereignet, z. B. „schlagende Wetter“ eintreten, so werden sie Geistern, die in den Höhlen des Berges wohnen, zugeschrieben, jedoch meistens nur noch von den alten Knappen.

E. So lange ein Kind noch nicht getauft ist, wird im Zimmer der Wöchnerin zu keinem andern Zweck ein Licht gebrannt, als um die Wechselweibchen fern zu halten; denn die Nachtelben sind lichtscheuer Natur, am meisten haben sie jedoch das Sonnenlicht zu fürchten, indem sie von demselben berührt, in schwarze Steine verwandelt werden. Hiermit stimmt allerdings jener Kinderraub am hellen Mittag nicht überein, was entweder darin seinen Grund hat, daß die alte Vorstellung im Verlaufe der Zeit verloren gegangen ist oder daß man von jeher geglaubt hat, die Elben gingen auch

am Tage kinderraubend umher, wie denn auch vorerwähnte Wichtel-Männchen, weil sie im Sonnenschein spielen und einen ebenmäßigen Gliederbau haben, nicht dem alten Wichtelglauben entsprechen, d. h. nicht nur den Schwarz-, sondern auch den Lichtelben gleichen.

Aus den unter A bis E erwähnten Thatsachen geht zur Genüge hervor, daß die Elben fortwährend als vorhanden geglaubt werden und somit keineswegs wie man hin und wieder auf den Grund alter Sagen, z. B. der von Linker, annehmen zu müssen glaubt, als ein von unseren Ahnen vertriebener Volksstamm zu betrachten sind.

Der Glaube, daß getaufte Kinder nicht mehr verwechselt würden, scheint seinen Grund in dem Widerwillen zu haben, den unsere heidnischen Voreltern vor dem Christenthum hegten, insbesondere darin, daß man annahm, die Wichtel verschmähten es, einen durch die Taufe der alten Landesreligion untreu gewordenen Menschen in ihre Gemeinschaft wieder aufzunehmen.

Die Wichtel vertauschen ihre eigenen Kinder gegen die der Menschen, um ihr körperlich schwaches Geschlecht durch Vermischung mit den stärkeren Menschen zu kräftigen, denn in mehreren Sagen kehren die geraubten Kinder, nachdem sie erwachsen waren und mit den Elben Kinder gezeugt hatten, zu den Menschen zurück. Auch geben die Wechselweibchen das geraubte Kind oft

unter der Bedingung zurück, daß die Mutter desselben den kleinen Wichtel an ihrer Brust eine Zeit lang trinken läßt.

Ein anderes in die Klasse der Elben gehörendes Wesen scheint Bilwiz auch wohl Bilwit gewesen zu sein. Unsern Voreltern war Bilwiz ein Wesen von guter Natur, wurde aber später als ein böses betrachtet und gefürchtet, jedoch weniger von den Frauen als von den Männern. Nachstehende dramatische Dialoge, die an zwei weit von einander entfernten Orten Rauschenberg (Kreis Kirchhain) und Dodenhausen (Kreis Frankenberg) von den Kindern gesungen werden, aber in ihrer heutigen Fassung nur noch schwer auf einen mythologischen Vorgang zurückzuführen sind, lassen sogar vermuthen, daß Bilwiz von den Frauen in Krankheit und Armuth angerufen wurde:

„Bilewit! mein Mann ist krank,
„Bilewit: was fehlt ihm dann?
„Bilewit! ein Gläschen Wein,
„Bilewit: das kann nicht sein,
„Bilewit! den Doctor holen,
„Bilewit: den Rück versohlen,
„Bilewit! mein Mann ist kommen,
„Bilewit: was hat er dann?
„Drei Paar Hosen mitgenommen,
„Ein Paar wieder mitgebracht.“

Da Bilwiz für ein weibliches Wesen gehalten wird, aus welchem Grunde es denn auch vorzugsweise von Frauen verehrt worden zu sein scheint, gleich der Frau Holle zu Gesundheit und Wohlstand verhelfend gedacht wird, sich auch gleich dieser nach Belieben unsichtbar machen kann, sich gern im Walde aufhält und mit dem Weidwerk vertraut ist, sowie endlich, was ebenfalls von der Frau Holle geglaubt wird, unordentlichen Frauen die Haare verwirrt, so liegt die Vermuthung nahe, im Bilwiz eine von unserer lieben Ahnfrau abgelöste Personification zu erblicken, welche dem Pellwitte, dem preußischen und litthauischen Gott des Reichthums und der Fruchtbarkeit an Würde nicht nachstand, vielleicht ursprünglich eins mit demselben war.

Wie aus den deutschen Göttern im Fortgang der Tradition die beliebten Helden Sigfried, Dietrich von Bern, Hagen, Etzel u. A. hervorgegangen sind, so lebt auch noch Bilwiz als Freischütz unter uns fort, denn es gibt Jäger, besonders gefürchtete Wilddiebe, die für Freischützen gelten. Sie verstehen die Kunst, aus ungeheuerer Entfernung und ohne gesehen zu werden, das Wild zu schießen; desgleichen die Beute auf eine Weise nach Hause zu fahren, wovon man nur das Geräusch des Fuhrwerks hört.

Um ein Freischütz zu werden und in Besitz der sog. Freikugeln zu gelangen, muß man auf die Sonne, den

Mond und auf eine geweihte Hostie schießen. Treten hierbei die erforderlichen Bedingungen ein (diese bestehen darin, daß aus der Sonne drei Blutstropfen herabfallen und die Hostie sich in den persönlichen Christus verwandelt, auf den geschossen werden muß), so ist man ein Freischütz. Ein Weiteres von dieser Sage, welche theilweise von Apel und Laun in ihrem Gespensterbuche mitgetheilt, auch von Fr. Kind zu seinem Texte „der Freischütz" benutzt wurde, ist bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen.

---

5. Der Butzemann.

Fast in jedem Haus wird den Kindern mit einem Butzemann, abgekürzt Bumann gedroht, welcher sich an dunkelen Orten aufhalten soll.

Der Butzemann gehörte bei unsern Altvordern zu den Hausgeistern, die späterhin den Namen Kobolde führten. Ehrte man diese Wesen in Worten und Werken auf die rechte Weise, d. h. sprach man nur Gutes von ihnen und versäumte nicht, sie zuweilen mit einem, wenn auch geringen Speisopfer zu bedenken, so waren sie dem Hause von außerordentlichem Nutzen, sie bewahrten z. B. die Kinder vor Schaden, verscheuchten die Diebe, gaben auf das Feuer Acht, schafften in der Noth Nahrungsmittel für Menschen und Vieh herbei, trieben das faule Gesinde zur Arbeit an, und straften es für Fahrlässigkeit, fleißiges hingegen durfte sich ihres Beistandes versichert halten. Wurden aber die Kobolde nicht der alten Ordnung gemäß behandelt, so waren sie rechte Plagegeister, sie klopften und rumorten die ganze Nacht, ängstigten die Kinder, verscheuchten

das Gesinde aus den Ställen, Kellern und von den Böden. Hatten sie einen s. g. Schabernack ausgeführt, so lachten sie über alle Maßen und es hat hierin die Redensart: „er lacht wie ein Kobold" ihren Grund. Auch sprangen und tanzten sie in mondhellen Nächten so auf dem Hofe herum, daß Niemand denselben betreten mochte. Nicht selten trieben sie ihre Rache so weit, daß die Familie sich gezwungen sah, eine andere Wohnung zu beziehen, allein dieses half selten etwas, indem die Plagegeister in der Regel mitzogen.

Obgleich der Butzemann als Kobold mehr den Elben als den Göttern zugezählt zu werden pflegt, so scheinen doch einige gleichnamige Meeresbewohner in ihm ein höheres Wesen vermuthen zu lassen, wir meinen den Butzwall und die Butte.

Der Butzwall ist ein Delphin und gehört als solcher zu dem Geschlecht der Wallfische. Er lebt in deutschen Gewässern, namentlich in der Nordsee. Die Schnelligkeit, mit welcher er sich von einem Ort zum andern bewegt, ist bewunderungswürdig und seine Raubsucht grenzt an Grausamkeit. In der Mythologie verschiedener Völker, so namentlich der griechischen, spielt er in mehrfacher Beziehung eine nicht unbedeutende Rolle und wurde darum auch unter die Sterne versetzt.

Der oberste Gott unserer Väter war Wuotan. Er war aber nicht nur ein Gott der Sonne, sondern auch

ein Gott des Krieges, als welcher er der Rosse flüchtigstes, den achtfüßigen Sleipnir ritt. Sein Charakter als Kriegsgott war in Schlachten so vorherrschend, daß sich das Wort Wütherich und der damit verbundene Begriff aus dem Namen Wuotans und seinem kriegerischen Charakter entwickelt haben mag. Erwägen wir nun noch, daß Wall auf Walhall und Walküre, also ebenfalls auf Wuotan hinweis't, so glauben wir uns dahin aussprechen zu dürfen, daß der Butzwall deshalb seinen Namen erhielt, weil in ihm die meeranwohnenden Volksstämme die vorerwähnten Eigenschaften ihres obersten Gottes anschauten, wie solches bei den Binnenstämmen in Betreff des Wolfes der Fall war.

Außerdem muß daran erinnert werden, daß ein Wallfisch von dem auf dem Meere fahrenden Frithjof als ein sturmerregendes göttliches Wesen bezeichnet wird. Es ist dies deshalb bemerkenswerth, weil Wuotan als Nikarr (ein Beiname Wuotans als Meeresgott) auch ein Gott des Sturmes war.

Die Butte oder Scholle zeichnet sich vor allen Wirbelthieren durch ihre veränderliche Gestalt sowie dadurch aus, daß sie nur auf einer Seite mit Augen versehen und nur auf dem Grunde des Meeres zu finden ist.

Kein Gott wurde in so verschiedenen Wesen angeschaut als Wuotan, (wahrscheinlich wegen seiner mehr universellen Bestimmung), auch konnte er, da ihm ein Auge

fehlte, nur von einer Seite sehen. Sodann stand sein Palast Sockwabeck (Steuzbach), in welchem er mit der Göttin Sage (Personification der Geschichte) einen nie zu erschöpfenden Cyklus poetischer Erzeugnisse aufschloß, auf dem Grunde der Gewässer. Es steht daher zu vermuthen, daß die seeanwohnenden Stämme auch in der Butte ihren obersten Gott erschauten, ja sie scheinen sogar geglaubt zu haben, daß derselbe die Gestalt der Butte zuweilen annehme, wenigstens läßt die sich für einen verwünschten Prinzen ausgebende, die Wünsche des Menschen gewährende Butte in Grimm's Mährchen: „der Fischer un sin Fru" solches vermuthen.

Aus dem Allen drängt sich uns die Vermuthung auf, daß im dritten Stadium der Mythologie der zum Kinderspuk herabgewürdigte Butzemann in einer ähnlichen Beziehung zu Wuotan gedacht wurde als die Nixen (von denen in Hessen mehrere liebliche Sagen existiren s. Lynker) zu Nikarr. Vielleicht waren die Kobolde Emanationen Wuotans, als Gott des Hauswesens in Walhall, wie es keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß die männlichen Nixen als Emanationen des gedachten Nikarr betrachtet wurden.

Anmerkung.

Der Umstand, daß die Kobolde von Einigen für die Geister längst verstorbener Ahnen gehalten werden,

weniger dem Haus als der Familie anhingen, eine Art Cultus hatten, Schätze und die Gabe der Weissagung besaßen, rechtfertigt, sie in die Kategorie der israelitischen Terafim zu bringen. Der Glaube an diese Art Götter, von denen wir nur noch die etruskischen Penaten und römischen Laren nennen wollen, war und ist über alle Länder Europas und Asiens, ja sogar über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Von der Religion Christi wurde er als heidnisches Element verdammt, aber von der Kirche in veredelter Weise sanctionirt, nämlich in der Verehrung der Schutzpatrone.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß von der Beziehung, in welcher der Butz zu den Gewässern stand, auch in Hessen noch Nachklänge vorhanden sind, z. B. in den Namen Butzborn (1.), Butzbach, Butzmühle unweit der Butzkirche, Kreis Frankenberg.

---

6. Der Niklas.

Am 6. Dezember ist es in fast allen Orten Sitte, daß ein verkleideter, in ein weißes Obergewand gehüll-ter Mann als Niklas, Niklobes oder Neckels in die mit Kindern gesegneten Häuser einkehrt und die kleinen Bewohner auffordert, niederzuknieen und zu beten. Diejenigen, welche dieser Aufforderung Folge leisten, werden aus einer mit allerlei Naschwerk, besonders mit Nüssen und Aepfeln gefüllten Tasche belohnt; die Andern hingegen erhalten nicht nur tüchtige Schläge, indem der Niklas auch mit einer Ruthe versehen ist, sondern werden auch zu erhaschen gesucht, um in einen Ranzen oder Sack gesteckt und mit fortgenommen zu werden.

Im Fuldaischen, wo den Kindern nicht zu Weihnachten, sondern auf Niklaustag bescheert wird, trägt der mit halb ängstlichen halb freudigen Gefühlen erwartete Niklas einen langen weißen Talar und ist mit einer Kuhglocke, welche er beständig in Bewegung hält, versehen. Sodann ist seine Nase von außerordentlicher Länge. Die Kuhglocke und die lange Nase kommt

jedoch auch an andern Orten Hessens namentlich in Oberhessen vor.

In Betracht, daß der Niklas, welcher nach Einigen die dramatische Darstellung eines Kobolds, nach Andern die einer höheren Gottheit ist, fast in ganz Deutschland als ein fruchtaustheilendes Wesen vorkommt und in manchen Gegenden „Knecht Ruprecht" genannt wird, d. h. „Ruhmesprächtiger", was einen strahlenden ruhmreichen Gott bedeutet, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er kein Kobold, sondern ein Ase ist und zwar der fruchtspendende Wuotan. Diese Erklärung wird dadurch über allen Zweifel erhoben, daß Niklas mittelst eines altmodischen Hutes und langen Bartes das Aussehen eines alten Mannes annimmt, und sich nicht zu erkennen geben will. Nämlich in den Sagen, in denen Wuotan den Menschen in sichtbarer Gestalt erscheint, ist er ein langer bejahrter einäugiger Mann und trägt, um nicht erkannt zu werden, einen tief in's Gesicht herabgedrückten Hut oder Helm, weshalb er denn auch den Beinamen Hialmberi (Helm- oder Hutträger) desgleichen Sidhhöttr (breithutiger) führt. Ein anderes nicht minder untrügliches Kennzeichen ist das lange weiße Gewand. Wuotan war nämlich auch mit einem langen Mantel versehen, weßhalb er denn auch Hackelbärend, d. i. Mantelträger, genannt zu werden pflegt.

Die weiße Farbe des Gewandes hat ebenfalls im

einem mythischen Begriff ihren Grund, denn obgleich der Mantel, welchen Wuotan in der Regel trug, dunkel gefleckt war, so deutet doch weiß auf Wuotan als Sonnengott hin und zwar, weil weiß ursprünglich gleichbedeutend mit hell, glänzend war. Die Ruthe, welche zuweilen auch ein Besen ist, dürfen wir mit der Wunseiligerta, resp. mit dem Gungnir, in Verbindung bringen.

Die lange Nase und die Kuhschelle gehören eigentlich einem weiblichen Wesen an, welches den Niklas noch vor wenigen Jahren wenigstens in Oberhessen begleitete, und unverkennbar die Frau Berhta, d. i. die Frau Holle, vorstellen sollte.

Der Grund, aus welchem Wuotan durch einen Priester und Frau Holle durch eine Priesterin repräsentirt umherwanderten, war unverkennbar kein anderer, als sich von dem sittlichen Zustande der Menschen zu überzeugen und je nach dem Befund zu belohnen oder zu bestrafen. Das erhabene Götterpaar entspricht also in vorstehender Beziehung nicht nur dem in unkenntlicher Gestalt umherwandernden Jupiter und Merkur, sondern auch, worauf schon Grimm hinweis't, dem Jehova, indem derselbe zu gleichem Zweck umherwanderte (s. die Sage von Philemon und Baucis).

In dem s. g. grauen Männchen, welches sich hin und wieder von einsamen Nachtwanderern tragen läßt, und was, wie Linker in einer Sage aus dem Kinzigthal,

Provinz Hanau, mittheilt, in Häuser einkehrt, um die Gastfreundschaft der Bewohner kennen zu lernen, hat sich ebenfalls der Glaube an den umherwandernden Wuotan erhalten. Dasselbe ist auch in Grimms Märchen vom reichen und armen Mann, in welchem er sogar das Wesen des christlichen Gottes angenommen hat, der Fall. Hier soll eine Fuldaische Sage erwähnt werden, die, ohne auf ihre mythologische Grundlage hinzuweisen, von Medizinalrath Schwarz in Verse gebracht ist:

„Alljährlich zu der Osterzeit,
„Hört man auf frisch belaubten Höhen,
„Wie aus des Berges Tiefe weit
„Herschallend einen Hahnen krähen.
„Man sagt — wenn dieser ausgekräht,
„Vernehme murmelnd man Gebet. —
„Die Schloßjungfrauen, geht die Mähr,
„Sie leiden in des Berges Mitten
„Dort unterm Pilgerfluche schwer,
„Erheben flehend ihre Bitten
„Zum einst gekränkten Pilgersmann,
„Der sie hier hält im Zauberbann.“

Es kam nämlich einst vor das Schloß ein grauer Pilgersmann mit einem langen Pilgerstab und bat dringend um Nachtherberge. Als ihm dieselbe versagt wurde,

erhob er seinen Stab, Spieß Gungner (3) gegen das Schloß, worauf dasselbe in den Berg versank.

Dadurch, daß Wuotan als Niklas den Namen eines christlichen Heiligen führt und zwar eines solchen, welcher für das Seelenheil der Menschen außerordentlich besorgt war, wird die Thatsache bewiesen, welche sich noch oft herausstellen wird, daß bei Einführung des Christenthums die Laien heidnische Ideen in christliche Formen zu bergen wußten und die Priester heidnische Formen zur Verbreitung christlicher Lehren beibehielten.

---

7. Der Schneemann.

Sobald die Frau Holle, welche wir als Personification der Erde bereits kennen gelernt haben, ihr Bett gemacht hat, (wenn es schneit, heißt es: „die Frau Holle macht ihr Bett)" und unter ihrer Federdecke sanft eingeschlafen ist, machen die Kinder aller Orts riesengroße Schneemänner, die sie dann später mit Fußtritten und Stockschlägen wieder zertrümmern. Zuweilen geschieht es auch, daß ein Schneemann in der Dunkelheit vor einem Hause aufgestellt wird, um dadurch den Bewohnern einen Streich zu spielen.

Die Riesen, deren Natur wir bereits angedeutet haben, und am geeigneten Orte noch weiter betrachten werden, waren Feinde der Götter und Menschen. Da nun bei unsern Vorfahren, wie bei den Israeliten und andern Naturvölkern, die religiösen Pflichten in äußerlichen Uebungen bestanden und die Winterreisen für die grimmigsten galten, so dürfen wir in dem Aufbauen und Zertrümmern der Schneemänner den Rest einer Ceremonie sehen, durch welche das Bewußtsein

wach erhalten werden sollte, daß die Riesen als die culturfeindlichen Mächte Feinde der Götter und Menschen seien. Auch in einigen Kinderschriftchen, in denen jenes Winterspiel unserer Knaben Aufnahme gefunden, ist das Verhältniß zu ersehen, welches zwischen den Menschen und den als Schneemänner zur sinnlichen Anschauung gebrachten Riesen bestand, so heißt es z. B.

„Seht den Mann, o große Noth,
Wie er mit dem Stocke droht,
Gestern schon und heute noch
Aber niemals schlägt er doch,
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock und wehrst dich nicht.
Freilich ist's ein armer Mann,
Der nicht schlagen noch laufen kann,
Kreideweiß ist sein Gesicht,
Liebe Sonne schein nur nicht,
Sonst wird er wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich.
Der Wind bläst kalt, der Schnee liegt tief,
Laßt uns nach Hause gehen;
Doch vorher noch an jener Wand
Den weißen Mann besehen.
Der rührt sich nicht, der regt sich nicht,
Hat eine Pfeif' im Munde,
Wenn man ihn auch mit Schneebäll'n wirft,

Fühlt er doch keine Wunde.
Du kalter Mann mit Hut und Schirm,
Mußt du den Schnee bewachen?
O je! wenn du nichts Bessers kannst,
So muß man dich verlachen."

Der in diesen Versen ausgedrückte Hohn läßt ver-
muthen, daß man den Winter durch die Verhöhnung
seiner Gestalten veranlassen wollte, das Land zu ver-
lassen, außerdem erinnert er aber auch daran, daß die
Riesen nach Einführung des Christenthums das Schicksal
der Götter theilten, nämlich nur als solche Wesen be-
trachtet wurden, die zwar wirklich vorhanden, aber ohn-
mächtig waren, und deshalb nicht gefürchtet zu werden
brauchten.

---

8. Die Wurstsuppen und Schweinsköpfe.

Anfangs Winters werden die Mastschweine geschlachtet. Obgleich sich bei dieser Arbeit das Haus in keinem festlichen Zustande befindet, so ist es dennoch in allen Dörfern und Landstädtchen Sitte, daß Freunde, Verwandte und Nachbarn zur Wurstsuppe, worunter eine vollständige Mahlzeit zu verstehen ist, eingeladen werden.

Um die Zeit, in welcher die Wurstsuppe verzehrt wird, kommen mehrere verkleidete Bursche, mit einer großen Schüssel versehen, in das Haus, tanzen einige Minuten auf der Hausflur und entfernen sich wieder, sobald sie ihren Zweck erreicht sehen, d. h. etwas Fleisch, Wurst, Sauerkraut, Erbsenbrei u. s. w. erhalten haben. Bemerkt muß werden, daß die Acteurs keine wirkliche Bettler, sondern muntere junge Leute aus der Nachbarschaft sind.

Keine Thierart hatte sich bei unsern Voreltern und den Göttern einer größeren Vorliebe zu erfreuen als die Schweine. Sie wurden einestheils wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, anderntheils wegen der

unnahbaren Hauer der Keuler und des entsetzlichen Muthes derselben unter dem ganz besonderen Schutz des gewaltigen Schwertführers Fro gedacht, dessen höhere Bestimmung als Sonnengott war, die Erde grün und fruchtbar zu machen. Speziellere Thatsachen, aus denen sich ersehen läßt, in welchem Ansehen die Schweine bei unsern Voreltern standen, sind folgende:

Bei den nach Norden vorgedrungenen germanischen Stämmen war es Gebrauch am Abend vor dem Julfest einen zu diesem Zweck besonders gepflegten Eber, den s. g. Opfer-, Sühn- oder Sonnen-Eber (Sonargöltr) in die Trinkhalle vor den König zu führen, um auf dem Rücken dieses geheiligten Thieres unverbrüchliche Gelübde abzulegen. Auch im eigentlichen Deutschland war eine hierher gehörige Sitte vorhanden, denn im salischen Gesetz wird der majalis sacrivus (Opfer-Eber) verboten und noch im Anfange dieses Jahrhunderts war es in dem zu Darmstadt gehörenden Lauterbach Sitte, daß bei Eröffnung des auf Dreikönigstag gehaltenen Gerichtes ein fleckenloses Schwein, „Goldferch“ genannt, zwischen den Gerichtsbänken hindurchgeführt wurde.

Die Aestyer und Angelsachsen trugen auf dem Helm einen Eberkopf; einestheils um den Feind durch dieses heilige Symbol zu schrecken, anderntheils um sich Fro's Schutz theilhaftig zu machen.

Das Fleisch der Schweine war bei allen Germanen und zwar ganz besonders bei den Edelingen eine so beliebte Speise, daß die Einherien es täglich genossen; denn jeden Abend wurde der Eber Sä-hrimnir vom Koch Aud-hrimnir im Kessel Eld-hrimnir gesotten und in Gegenwart des Vaters Wuotan, welcher jedoch nicht aß, sondern nur trank, verzehrt. Man scheint vielseitig in der Vorstellung gelebt zu haben, daß die goldenen Strahlen der Sonne, vielleicht auch deren unerschöpfliche Zeugungskraft von einem goldborstigen Eber (Gullinbursti), welcher Fro's Sonnenwagen zog und wahrscheinlich mit jenem täglich wiedergeborenen Sährimnir gleichen Ursprungs ist, ausgehe. Im Betracht des Gesagten bedarf es keiner näher liegenden Beweise, daß auch unsere Voreltern, wenn sie die nöthigen Wintervorräthe anlegten, d. h. wenn sie schlachteten, es niemals unterließen, sich dem Schutzherrn der Schweine dankbar zu erweisen, d. h. jedesmal auch ein Opfer für den allgemein verehrten Fro damit zu verbinden.

Indem nun mit einer Spendung an die Götter unumgänglich auch ein Mahl verknüpft ist, so ist es höchst wahrscheinlich, daß unsere oft sehr großartigen Wurstsuppen der übrig gebliebene Theil der heidnischen Opfermahle sind.

Was nun noch jenen Mummenschanz betrifft, so steht

zu vermuthen, daß derselbe, weil er allenthalben in gleicher Weise vorkommt und mit einem Tanze verbunden ist, ursprünglich eine religiöse Ceremonie oder ein Theil des Gottesdienstes war, welcher bei Opferfesten ausgeführt wurde, denn der Tanz gehörte bei unsern Voreltern, wie sich im Verlaufe unserer Enthüllungen noch oft genug zeigen wird, zu den vornehmsten Cultusarten, auch war er bei andern Völkern mit den Opfern und deren Festen verbunden. So wurde bei den griechischen Eleusinien, die ein Erntefest waren und zu den höchstheiligen Mysterien gehörten, ein Tanz mit Fackeln aufgeführt. David tanzte vor der Bundeslade. Die Derwische führen bei verschiedenen Gelegenheiten eine besondere Art Tanz auf, welcher Zikr heißt. In den Maskeraden, welche die buddhistischen Mönche bei höheren Festen aufführen, wird nach den Berichten aus Tybet der Gebrüder Schlagintweit sehr häufig getanzt. Einer der Schauspieler stellt sogar den Gott Buddha dar. In der alten mexicanischen Stadt Teothinacan tanzten die toltekischen Edelleute bei dem großen Opferfest, welches zu Ehren des Xiuteuktli (Feuergott) gefeiert wurde, ringsum das Opferfeuer und zwar so, daß sie demselben aus Achtung für Xiuteuktli nie den Rücken zuwandten. Bei allen Festen, welche die Preußen zu Ehren ihrer Götter feierten, wurde nicht nur gegessen und getrunken, sondern

auch getanzt und unsere gewöhnlichen Tanzbelustigungen finden in der Regel in einer Zeit statt, in welche einstens die großen Opferfeste fielen. Selbst unter uns kommt der Tanz noch als ein religiöser Act vor, so namentlich zu Ehren des heiligen Willebrord bei der Wallfahrt nach Echternach. Auch der altdeutsche Schwerttanz wurde bei religiösen Festen, wenigstens bei höchst feierlichen Gelegenheiten aufgeführt. Um das erste Veilchen, welches unsere Voreltern in der Gemarkung sahen, versammelte sich Alt und Jung und um tanzte dasselbe, um sich hierdurch für die Ankunft des Sommers dankbar zu erweisen.

Als in unsern Wäldern, was noch „vor den dreißiger Jahren" (d. h. vor 1830) der Fall war, 30 bis 40 Stück zählende Rudel Schwarzwild lebten und die Jagden mit Allem, was dazu gehörte, echt waidmännisch betrieben wurden, war es bei den Jägern Sitte, daß sie nach einer glücklich beendigten Saujagd den Kopf eines Keulers verzehrten und zwar wurde derselbe nie anders aufgetischt als mit einem Apfel im Maule und einem grünen Kranz um die Stirne.

In Betracht, daß vorzugsweise der Kopf des Ebers für heilig galt und der Apfel bei unsern Vätern, wie der Granatapfel bei den Israeliten, ein Symbol der Fruchtbarkeit war und demzufolge auch den Göttern in Walhall als Speise diente, (in Persien, Egypten

und Griechenland war der Apfel ein Symbol der Sonne) sowie daß man die Opfergegenstände wie bei den Griechen umkränzte, ist nicht daran zu zweifeln, daß vorerwähnter Schweinskopf ursprünglch ein Opfer war, welches dem Fro als Sonnen-, Kriegs- und Jagdgott gebracht wurde. Das Verspeisen des Kopfes ist allerdings nicht mythologischen Ursprungs, denn der Kopf der geopferten Thiere, wurde von den Opferbringenden nicht verzehrt, sondern in einer besonderen Weise der betreffenden Gottheit hingegeben. Durch die Einführung des Christenthums änderte sich jedoch dieser Gebrauch dahin ab, daß der Schweinskopf in der Weise, in welcher er einst den Göttern gebracht wurde, den Tisch vornehmer Herren zierte.

Auch die Spanferkel, die in derselben Weise aufgetischt werden, wurden zu den Opfern benutzt.

In der an mythologischen Ueberresten so reichen Provinz Fulda ist die Sitte, Schweinsköpfe (namentlich bei Wurstsuppen) zu verzehren, allgemein verbreitet. Was aber ganz besonders erwähnt zu werden verdient, ist der Umstand, daß fast alle Familien, welche fromm und einigermaßen begütert sind, von jeder Schlachtung dem Franziscanerkloster einen Schweinskopf schenken, und da der Familien viele sind, so sollen die Mönche nicht selten über 100 Schweinsköpfe erhalten.

In Betracht, daß Sturmius, ein Schüler des Boni-

facius, bei der Gründung Fuldas einen bedeutenden Göttercultus vorfand und bei Einführung des Christenthums an die Stelle der alten Opfer freiwillige Abgaben an Kirche und Kloster traten, glauben wir uns dahin aussprechen zu müssen, daß vorerwähntes Geschenk schon lange vor Einführung des Christenthums eine fromme Spende oder ein Opfer war, welches entweder unserer lieben Frau, d. h. der altdeutschen Frouwa, oder was in vorliegendem Fall wahrscheinlicher ist, deren Bruder Fro gebracht wurde. Das vorerwähnte Kloster liegt nämlich auf den Frauenberg und dieser kann sowohl der Frouwa als dem Fro geheiligt gewesen sein, letzteres hat jedoch aus dem Grund mehr Wahrscheinlichkeit, weil andere Berge dortselbst männlichen Gottheiten geweiht waren, wie der Peters- und Johannisberg.

---

9. Der wilde Jäger und das wüthende Heer.

An allen Orten und Enden Hessens gibt es Leute, welche die Bekanntschaft des wilden Jägers gemacht haben, wenn auch theilweise nur auf indirectem Weg. Die Schilderung dieses an den verschiedenen Orten in abweichender Form zur Erscheinung kommenden Phantoms lautet im Wesentlichen, wie folgt:

„Ein Jäger, mit einem Jagdhorn versehen, jagt hoch zu Roß um die Weihnachtszeit nach Sonnenuntergang unter beständigem Rufe: „„Hallo, Hallo!““ bald hoch oben durch die Luft, bald über die Oberfläche der Erde dahin. Er kennt kein Hinderniß, er setzt über die breitesten Abgründe und sprengt die steilsten Felsenwände hinan, wie der kürzlich erneuerte Abdruck eines Hufes unweit Rauschenberg Zeugniß ablegt. Ihn begleitet eine Menge lautbellender Hunde; auch Eulen will man dabei bemerkt haben.

Um von diesem sturmschnellen Nimrod unbelästig zu bleiben, muß man sich bei seinem Herannahen ruhig verhalten, oder was noch besser ist, der Länge nach

niederlegen und zwar mit dem Angesicht zur Erde. Diejenigen, die beide Vorschriftsmaßregeln unterlassen oder gar an der Jagd durch Hallorufen theilnehmen, laufen Gefahr umgebracht zu werden, oder einen unangenehmen Theil der Beute zu erhalten. So wurde z. B. einem Schäfer unweit Dodenhausen, im Kreise Frankenberg, einst ein großer Haufen Knochen vor seine Hütte aus der Luft herabgeworfen mit den Worten:

„„Du hast mir helfen jagen,
Drum helfe mir auch knagen!“ “

In Ottrau (Kreis Ziegenhain) bestand die Beute aus einem Menschenbein, welches der Schäfer, so oft er es auch begrub, jeden Morgen vor seiner Hütte fand. An demselben Ort heißt es: das Roß des wilden Jägers sei schneeweiß und häufig wie in eine Wolke gehüllt.

Im Fuldaischen vertritt die Stelle des wilden Jägers ein ehemaliger Probst des vorerwähnten Klosters, Namens Reiffenberger. Er jagt zur Adventszeit, besonders in stürmischen Nächten auf einem schwarzen Rosse, von einem schwarzen Hund mit tellergroßen Augen begleitet, durch Stadt und Dorf, durch Feld und Wald dahin. Zuweilen sitzt er auch auf einem Wagen, und zwar dann ohne Kopf gleich seinen Pferden, wobei der schwarze Hund fürchterlich heult.

In der Umgegend vom Odenberg, unweit Gudens-

berg, Provinz Niederhessen, wo Karl der Große den Sachsen eine große Schlacht geliefert und das alte Mattium der Chatten gelegen haben soll, hat die Grundidee vorstehender Sagen eine verwandte und entsprechende Gestalt gewonnen. Hier ist es nämlich Karl der Große, an dessen Stelle sich der Name Karls V. gedrängt hat, vom Volke der Quintes genannt, welcher an der Spitze eines großen Reitertrosses aus dem Innern des Berges auf einem schneeweißen Rosse zum Vorschein kommt, den Odenberg unter klingendem Spiel umzieht und nachdem sämmtliche Rosse an einem nahgelegenen Born getränkt sind, wieder in den Berg zurückkehrt. Auch eine weißgekleidete schöne Frau ist zuweilen gesehen worden. Der Umzug findet alle sieben Jahre kurz vor Weihnachten statt und ist alsdann von sehr vielen Menschen, am leichtesten von den in der Adventszeit geborenen Sonntagskindern (2) zu hören und zu sehen; aber indem das Jahr des Umzugs nicht bei allen Gläubigen dasselbe ist, so wird im Allgemeinen in jedem Jahre vom Umzuge des Quintes, als von einer selbst verständlichen Thatsache gesprochen. Vor Alters haben einige Personen diesen Zug gegen ihren Willen mitgemacht und sieben Jahre in dem Innern des Berges verweilt, ohne daß sie älter geworden wären, auch sind sie der Meinung gewesen, nur eine Nacht beim Quintes zugebracht zu haben.

Im Odenwald ist der wilde Jäger ein Ritter Fritz von Rodenstein, welcher auf der Burg Schnellerts (der Friedensburg) bei dem Flecken Lindenfels haußt und jedesmal vor dem Ausbruch eines Krieges auf den Rodenstein (die Kriegsburg) bei dem Dorfe Oberkanisbach zieht, wo er bis gegen das Ende des Krieges verbleibt und dann seinen Sitz wieder auf Schnellerts nimmt. In der oberrheinischen Tiefebene ist an seine Stelle hin und wieder der geschichtliche und zum Gegenstande eines Volksliedes gewordene Raubritter Lindenschmied getreten. Der Sage nach zog dieser Ritter Kampf und Fehde den häuslichen Freuden, insbesondere der stattgefundenen Geburt eines Kindes vor und wurde deshalb von seiner sterbenden Gemahlin zum Wandern bis in alle Ewigkeit verflucht.

Der Probst Reifenberger hat sich den Verlust seiner ewigen Ruhe durch wüste Gelage zugezogen.

Der w. J., welcher ein braunschweigischer Oberjägermeister, Hans von Hackelberg, gewesen sein soll, trieb das Waidwerk allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Hohn.

Der dänische König Waldemar, welcher ebenfalls ein großer Jäger war und das Gurreschloß erbaute, muß, weil er äußerte „Gott mag sein Himmelreich behalten, wenn er mich nur im Gurrewald jagen läßt,“ Strafe in demselben auf einem weißen Roß Nachts umher reiten.

Vom großen Karl dagegen heißt es: daß er auf einer Flucht Gott angerufen habe, ihn und sein Heer in den Berg aufzunehmen, was denn auch geschehen sei. Zufolge anderer Sage erschloß sich der Berg nach einer gewonnenen Schlacht von selbst, um den ruhmgekrönten Feldherrn mit seinen ermatteten Kriegern aufzunehmen.

A. In der mythischen Zeit entstanden neben dem ungeschwächten Fortbestehen der Götter Nachbilder derselben, nämlich die Heroen, denen man Handlungen, die ursprünglich blos Götter ausführen, mit besonderer Modification und Anwendung auf menschliche Verhältnisse zuschrieb. Auf diese Weise entstanden auch in deutschen Sagen aus Göttern rein mythische Helden, z. B. Siegfried und Wieland. Selbst historische Personen wurden in den Sagenkreis gezogen, z. B. die nordischen Könige Sygurd, Ring und Ragnar, die Angelsachsen Hygelack und Offa, im eigentlichen Deutschland Theodorich der Große (Dietrich v Bern.)

B. Die Gottheiten aller Völker kommen, sobald sie durch ein anderes Religionssystem gestürzt werden, in meist verwandten Persönlichkeiten wieder zur Erscheinung. Sie werden theils zu unheilbringenden Wesen, namentlich zu Gespenstern und Teufeln herabgedrückt, theils als Heilige der neuen Religion einverleibt, z. B. Nicolaus, Georg und Martin. Auch werden Züge alter Göttergestalten auf historische und beliebte Helden übertragen,

welche dadurch in das Reich des Mythischen hineingerückt werden, z. B. Karl der Große im Odenberg und Friedrich Rothbart im Kyffhäuser.

In Betracht vorstehender Thatsachen wird die Behauptung, daß unter Graf Hackelberg, Probst Reifenberger, Kaiser Karl, Ritter Rodenstein u. s. w. ein vermenschlichter Gott zu verstehen ist, nicht mehr unglaublich erscheinen, daß aber dieser Gott kein anderer als Wuotan ist, wird aus nachstehenden Umständen ersichtlich werden:

1) Erinnert das weiße Roß Karls des Großen und Waldemars, desgleichen das durch die Luft und über die Erde pfeilschnell dahinjagende Roß Hackelbergs und Reifenbergers an den weißen achtfüßigen Hengst Sleipnir, Wuotans blitzschnelles Roß. (Das heilige Roß, auf welchem Svantovit, der von den rügischen Slaven verehrte Gott des Sonnenlichtes und der Fruchtbarkeit, ritt, war ebenfalls schneeweiß).
2) Hieß Hackelberg unsprünglich Hackelbärend. (6)
3) War Frouwa, die auf dem Frauenberg verehrte mater amata, die Gemahlin Wuotans und wenn, was wahrscheinlicher ist, ihr Bruder dortselbst verehrt wurde, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Wuotan mit Fro oft identificirt wird. (8)
4) Nannte man den Odenberg noch im 12. und 13.

Jahrhundert Wuotansberg und die Walhalla, in welcher Wuotan mit den Einherien weilte, wurde ursprünglich nicht über den Sternen, sondern unter der Erde gedacht, namentlich im Innern der Berge, ebenso wie die nordischen Riesen in den Eisbergen wohnen und deshalb oft einen Namen mit denselben führen. (Hrimthursar).

5) Kann man die Namen Odenwald und Odenberg von Wuotan ableiten, welcher, woran auch die Burg Schnellerts erinnert, häufig auf einer waldigen Berghöhe, dem Sitz des Grauens, verehrt wurde.

6) Soll „wüthendes Heer" eigentlich „Wuotans Heer" heißen, wie es denn auch in Schwaben noch jetzt „Wuotesheer" genannt wird. Die Bezeichnung „wüthendes Heer" konnte um so leichter entstehen als „wüthend" noch die Grundbedeutung, aus welcher der Name Wuotan selbst gebildet ist, bewahrt und gleich Wütherich (5) eigentlich ein Wort mit demselben ist, und

7) Ist Karl im Odenberg, gleich Wuotan in Walhall, im Besitz einer großen Menge zauberhaften Goldes.

Außer diesen directen Hinweisungen auf den obersten Gott unserer Väter wollen wir auch noch einige mehr indirecte in Betracht ziehen.

1) Die Art und Weise, wie das kampfermattete Heer

Karls des Großen im Odenberg Schutz findet, gleicht so sehr dem Einzug der Einherien in Walhall, daß man nothgedrungen auf Wuotan hingewiesen wird, denn sobald die Einherien kampfermüdet Abends in Wuotans goldene Schildburg eingezogen waren, so verschlossen sich die Thore, gleich denen des Odenbergs von selbst. Auch haben wir uns die Walhalla als einen Berg zu denken.

2) Es haben, wie gesagt, Menschen sieben Jahre lang bei Karl im Odenberg zugebracht, ohne daß sie während dieser Zeit älter geworden sind. Dieser Umstand erinnert daran, daß die Bewohner Walhall's nicht alterten, worin zugleich die Erklärung liegt, warum jene Menschen glaubten, nur eine Nacht beim Quintes zugebracht zu haben.

3) Die Ursache der Verzauberung des Rodensteiners, Hackelbergs und Reiffenbergers ist Vorliebe für Krieg, Jagd und Trinkgelage. Diese drei bei unsern Altvordern vorherrschenden Leidenschaften werden durch die eintretende Verfluchung nicht aufgehoben oder eingeschränkt, sondern im Gegentheil sanctionirt, was deshalb bemerkenswerth ist, weil Wuotan dieselbe Vorliebe in vollstem Maaße bethätigte. Die Sage vom Ritter Rodenstein deutet auch noch aus dem Grunde auf Wuotan hin, daß der Ritter, so lange er in der Kriegsburg weilt, (woran auch das im Berge Karls des Großen zu ge-

wissen Zeiten hörbare Waffengeklirre erinnert) dem Kriegshandwerk obliegt, resp. gleich Wuotan den in der Welt entstehenden Kampf entzündet und leitet.

4) Was diejenigen Sagen betrifft, welche von einem Jagdgefolge reden, so ist auch hieran das echt mythische Element nicht zu verkennen, denn das Gefolge bedeutet entweder die Schaar der Einherien, oder die der Walküren, die ebenfalls auszogen, um Krieg zu treiben.

5) Der wilde Jäger und der Probst Reichenberger werden der Sage nach von Hunden begleitet, welche allerdings bei Wuotan nicht vorkommen, dagegen waren Wölfe seine beständigen Begleiter und an die Stelle derselben sind, was häufig vorkommt, die Hunde getreten. (Hans Sachs nennt die Wölfe unseres Herrgotts Jagdhunde).

6) Beim Vorüberziehen des wilden Jägers muß man sich, um das Leben nicht einzubüßen, platt auf den Boden legen und zwar mit dem Angesicht zur Erde. Dieser Umstand findet seine Erklärung in der scheuen Ehrfurcht, welche unsere Voreltern, gleich den Israeliten (2. Mose 3, 6. 33, 20. Richter 6, 22 u. 23.) und andern Völkern, für die höhern Mächte hegten. So ging man z. B. in die heiligen Haine nicht aufrecht, sondern kroch auf Händen und Füßen hinein; auch wurde nur in knieender Stellung der Opfercultus vollzogen.

Die Zeit, in welcher der wilde Jäger, der Frauen-

berger Probst und Karl der Große ihre Umzüge halten, findet durch folgenden Umstand ihre Erklärung.

Obgleich Wuotan beim Herannahen der Winterriesen aus Mitgaard sich zurückzog, um bei seiner Gemahlin, der Frau Holle, in der Unterwelt zu schlafen, so erschien er dennoch und zwar gerade in einer Zeit, in welcher die Eis und Schneeriesen ihre ganze Macht entwickelten, den besorgten Menschen. Denn während der Zwölfen oder beim Julfest wurde er, begleitet von den Walküren und Einherien, den auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden, auf einer Brautfahrt begriffen gedacht und darum auch von den Menschen, bald hoch oben über den Häupten, bald dicht neben ihnen dahineilend gesehen. Dieser Umstand nun macht eine andere Erklärung der vorerwähnten Umzüge, als die bisher berührte nöthig. Die Thatsache, daß der wilde Jäger auch ohne Begleitung des wüthenden Heeres vorkommt, mag darin ihren Grund haben, daß die Sage von Skirnir, diesem treuen Diener Fro's, welcher auszog, um, mit dem Schwert seines Herrn bewaffnet, für Fro die Braut zu werben, auf Fro selbst zu beziehen ist; Fro aber fällt, wie schon öfter bemerkt, seinem Wesen nach häufig mit Wuotan zusammen, von dem er vielleicht nur, wenigstens in vielen Stücken, eine Weiterbildung ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß der allein über Berg und Thal dahinreitende Skirnir ursprünglich der oberste Gott Wuotan

war, welcher um die Braut warb und sie mittelst der nur ihm allein zustehenden zwingenden Kraft der Runen (als deren Erfinder er genannt wird) zur Zusage nöthigte, sie nach neun Nächten abholen zu dürfen. Die zahlreiche Begleitung des Gottes, wie wir sie in der Sage vom wüthenden Heer erblicken, würde alsdann auf die Einhèrien und Walküren zu beziehen sein, die ihren Herrn auf der eigentlichen Brautfahrt begleiteten, wogegen wir in der weißgekleideten Frau, welche bei Karl im Odenberg gesehen wird, die Braut selbst vermuthen dürften, welche auch den wilden Jäger hin und wieder in der Gestalt einer Eule begleitet.

In Betracht des Gesagten haben die Sagen, welche das wüthende Heer nicht als einen Kriegs-, sondern als einen Jagdzug hinstellen, das Richtigere und Inhaltsreireichere, wiewohl ebenfalls in abgeschwächter Form bewahrt.

Vielleicht gelingt es uns in den folgenden Abschnitten noch Einiges über diesen Gegenstand mit einfließen zu lassen und aus dem Zusammenhange derselben dem Ganzen eine noch bestimmtere Gestaltung zu geben.

---

10. Weihnachten.

Der Umstand, daß von dem Sommersolstitium an die Tagesbogen der Sonne allmälig kürzer und damit Licht und Wärme geringer werden, ja daß im Norden ein vollständiges Verschwinden der Sonne Statt findet, hatte, als man diese noch für ein wirklich lebendes Wesen hielt, zur Folge, daß man wähnte, sie erleide an ihrem Wendepunkte den Tod.

Erwägen wir nun, daß unsere Voreltern mit dem erfolgten Tod der Sonne sich ihren Feinden, den grimmigen Winterriesen, für alle Zeit Preis gegeben glaubten, so werden wir auch deren Freude begreiflich finden, wenn sie das Erheben der Sonne nach dem Wintersolstitium bemerkten.

Als später die Bildung weiter fortgeschritten war, hielt man die Sonne allerdings nicht mehr für ein lebendes Wesen, und demzufolge auch nicht mehr für gestorben, allein dennoch war die Freude über deren Erhebung jedes Jahr eine unaussprechliche, denn man wußte jetzt gewiß, daß Wuotan, als Sonnengott, den Menschen noch gnädig sei und durfte sich demnach der

Hoffnung hingeben, daß die Riesen des Winters von den Göttern des Sommers besiegt, bald nach Jötunnheim zurückgedrängt würden.

Im dritten Stadium stellt der heidnische Volksgeist sowohl die regelmäßig als auch die nicht periodisch eintretenden Naturerscheinungen mythisch dar, d. h. er kleidet sie in Thaten und Erlebnisse der Götter. Indem nun die Erde von der Sonne vom Wintersolstitium an täglich stärker erleuchtet und erwärmt wird, so wurde dieser Umstand als eine gelungene Werbung Wuotans bei der Frau Holle bezeichnet, welche er durch eine Brautfahrt verherrliche. Dieses wichtige Ereigniß, welches selbstverständlich die jüngere Ursache der Weihnachtsfeier war, schmolz mit der älteren, der Wiedergeburt der Sonne zusammen und wurde in einem zwölf Nächte dauernden Fest, den Zwölfen, gefeiert. (Unsere Voreltern rechneten gleich andern Naturvölkern nicht nach Tagen, sondern nach Nächten). In Deutschland fand dieses höchst heilige Fest alsbald nach der längsten Nacht statt, in Skandinavien hingegen, wo die Sonne Tage, Wochen, ja Monate lang unter dem Horizont verbleibt, erst im Februar, im hohen Norden sogar, neueren Nachrichten zufolge, erst im April. Das Attribut Wuotans, als Sonnengottes, war naturgemäß ein Rad, weshalb die Zwölfen auch das Julfest genannt wurden, wenigstens von einigen nordischen Stämmen,

denn Jul bedeutet, wie noch jetzt im Friesischen, ein Rad.

Nachdem wir die Weihnachten in ihrer ursprünglichen Bedeutung kennen gelernt und den Mythus beleuchtet haben, aus welchem die Sagen vom wüthenden Heere und der wilden Jagd hervorgegangen sind, wollen wir sehen, ob und in wie fern die heutigen Weihnachtsgebräuche mit jenem Mythus übereinstimmen, insbesondere sich als Nachklänge des Julfestes erweisen.

Obgleich vor Weihnachten die Hausfrau und ihre Gehülfinnen durch Anfertigung der Weihnachtsgaben, durch Abspinnen der Rocken, durch Schlachten und Backen, sowie durch Reinigen aller zum Haus gehörigen Räume, namentlich der Küche, vollauf zu thun haben, so ruhen doch, sobald der heilige Abend anbricht, alle Hände und es tritt im ganzen Haus eine feierliche Stille, eine ernste Ruhe ein. Alles Dieses war in noch höherem Grade bei unseren heidnischen Voreltern der Fall, denn mit der Abenddämmerung begann das Julfest, womit gesagt ist, daß zu derselben Zeit auch die vorerwähnte Brautfahrt ihren Anfang nahm und wehe der Hausfrau, welche nicht vorbereitet war, die himmlischen Mächte würdig zu empfangen!

Die Frau Holle war nämlich das Ideal einer Hausfrau und strafte diejenigen ihrer Töchter auf das Nachdrücklichste, welche das Hauswesen vernachlässigten, wo-

gegen die die göttlichen Gebote befolgenden Frauen sich der höchsten Gnade versichert halten durften. Besonders war es die Küche, auf welche die erhabene Göttin ihr Augenmerk richtete, denn der Heerd, dieser würdigste Aufenthalt einer tüchtigen Hausfrau, war der Frau Holle geweiht, er war der Altar des Hauses, auf welchem zu Ehren der umziehenden Götter beim Beginn des Festes ein großer Holzstoß in Brand gesteckt wurde. Dieses heilige Feuer scheint noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts allgemeine Sitte gewesen zu sein. Jetzt wird es nur noch an einzelnen Orten vom Christsonnabend bis zum Abend des nächsten Tages unterhalten, um einen Holzkloß anzubrennen, welcher später beim Herannahen eines Gewitters wieder angezündet wird, wovon später die Rede sein soll..

Ein anderer ebenfalls nur noch vereinzelt vorkommender Gebrauch (Ottrau, Kreis Ziegenhain) besteht darin, einen Theil des Viehfutters in der ersten Christnacht vor die Thür zu stellen, in der Meinung das Vieh gedeihe alsdann besser. Ohne allen Zweifel war bei unsern Voreltern dieses Futter für die Rosse der himmlischen Mächte bestimmt und zwar in dem Glauben, die Götter würden diesen Dienst in der Weise belohnen, daß sie das Vieh besonders segneten.

Da die Naturvölker Alles, was sie für tugendhaft halten, in einem noch viel höhern Grade den Göttern

beilegen und die altdeutschen Frauen, selbst noch Kaiser Karls des Großen Töchter, nach der Zubereitung der Speisen sich vorzugsweise mit dem Spinnrad beschäftigten, so widmete auch Frau Holle dem Spinnrad nächst dem Herd die größte Aufmerksamkeit Sie sah streng darauf, daß der Rocken, welcher ihr geheiligt war und noch jetzt in seiner Krone Holle genannt wird, vor dem Fest rein abgesponnen wurde; geschah solches nicht, so zerzaußte sie den zurückgebliebenen Flachs mit eignen Händen, ja selbst an dem Vieh scheint sie die Unordnung gestraft zu haben; wenigstens besteht noch jetzt der ziemlich verbreitete Glaube, die Schafe würden taub, wenn über Weihnachten Flachs am Rocken bliebe.

In vielen Orten unserer Provinz gehen, sobald der heilige Abend beginnt, zwei weißgekleidete, Mann und Frau vorstellende Personen mit verhülltem Angesicht in die Häuser, um den Kindern, gleichwie auf Niklas, (6) zu bescheeren. Der Mann entspricht dem Niklas vollständig und führt auch in der Regel dessen Namen, die Frau dagegen stellt einen Engel vor. Die Bescheerung, welche auch ohne diese beiden Personen Sitte ist, findet besonders in den Städten unter einem grünen Tannenbaum statt, dessen Zweige mit vielen brennenden Kerzen, goldenen Nüssen, Aepfeln, Birnen und aus Mehl gebackenen Thieren geschmückt sind.

Vergegenwärtigen wir uns nun, daß wir im Niklas

den sich verhüllenden Wuotan vor uns haben, so werden wir auch in jenem Engel die erhabene Braut dieses Gottes erblicken, zumal da es am Meißner heißt: „Die Frau Holle bringe auf Weihnachten den artigen Kindern schöne Sachen, den unartigen hingegen eine Ruthe.“

Es ist in dem vorhergehenden Abschnitt erwähnt worden, daß Wuotan von einer Schaar Einherien oder Walküren begleitet worden sei. Von diesem Mythus, den wir als die eigentliche Bedeutung des wüthenden Heeres (Wuotansheer) erkannt haben, hat sich ebenfalls in einem dramatischen Aufzug eine deutliche Spur erhalten. So wird in Külte der in gedachter Weise kostümirte Niklas und der neben diesem in gleicher Weise einherschreitende Engel von einer Schaar maskirter, mit Ruthen bewaffneter Personen begleitet. Einer der Acteurs, welcher die Rolle des Christus spielt und als die Hauptperson der ganzen Schaar betrachtet wird, erklärt in seinem in jedem Haus wiederholten Vortrag, er und seine Diener kämen aus dem Himmelsschloß (Walhalla), nach welchem jeder strebe und sie führen (was auf den Jahressegen Wuotans hinweis't) viele köstliche Sachen bei sich. Sodann sagt er oder einer seiner Diener:

„Mine Möme, dat wor ene ricke Fruggen,
Do up konnt eck en'n Thorn buggen,
Se hadde auk en Spinnrad,

Des woar se ne en mol math (müde),
Dat spun so vill as de grante Gemendeosse (Ge-
meindeochse) in Külte."

Daß dieser Passus des Dramas ein Nachklang von der Frau Holle als Spinnerin ist, steht nicht zu bezweifeln. Wuotan wurde selten ohne seinen edlen Sleipnir umziehend gedacht, weshalb denn auch in gedachtem Drama ein weißes Roß vorkommt, d. h. einer der Acteurs trägt an einem langen gegabelten mit einem weißen (6—9) Tuch behangenen Stock einen aufgezäumten Pferdekopf.

Es ist zur Begründung der Thatsache, daß unsere Weihnachtsgebräuche im deutschen Götterglauben ihren Ursprung haben, bemerkenswerth, daß diese Gebräuche außerhalb der germanischen Grenze gar nicht vorkommen, selbst nicht einmal der Christbaum und das bescheerende Christkind. Das ursprüngliche und älteste Symbol Wuotans, als Sonnengottes, war ein grüner Baum. Er stand in der Mitte des Haines und zwar im Allerheiligsten desselben, d. h. in einem Raum, welcher seiner besonderen Heiligkeit wegen anfänglich durch eine dünne Schnur, später durch eine stärkere Einfriedigung von dem umliegenden Wald getrennt war. Man kann deshalb vermuthen, daß der Christbaum, welcher ebenfalls in einem eingefriedigten Garten zu stehen pflegt, ursprünglich ein Sinnbild des obersten Gottes unserer

Väter, d. h. ein Wuotansbaum war. Dasselbe darf von den Tannenbäumchen gesagt werden, die mit Kerzen und Goldflitter geschmückt, in protestantischen und katholischen Orten des Kreises Kirchhain während des weihnächtlichen Gottesdienstes neben dem Hochaltare aufgestellt werden. Um die Richtigkeit unserer Folgerung in ein noch helleres Licht zu setzen, nämlich daß der Christbaum ursprünglich das Symbol Wuotans, als Sonnengottes, sei, wollen wir einen flüchtigen Blick nach Alt-Persien und Palästina werfen. Die Attribute des Mythras, welcher, wie schon erwähnt, ebenfalls ein Gott der Sonne war, sind: 1) ein fruchttragender Baum 2) ein Jüngling mit aufgerichteter Fackel; 3) sieben Feueraltäre, die die Herrschaft über die Gestirne, namentlich die Planeten symbolisiren und 4) als Sinnbild der höchsten Macht und Zeugungskraft ein Löwe, Ochs und Adler. Fast dieselben Attribute finden wir auch in dem Allerheiligsten der Stiftshütte; denn vor der Bundeslade stand ein Baum, geziert mit den Producten der verschiedenen Jahreszeiten, d. h. mit Blüthen und reifen Früchten, 4. Mose 17, 8, desgleichen ein goldener Leuchter, welcher sieben stets brennende Lampen trug. 2. Mose 25, 37. 35, 14. Zu beiden Seiten befanden sich die aus Menschen, Löwen, Stieren und Adlern zusammengesetzten Cherubim. Hes. 1. Es ist dieses deshalb bemerkenswerth, weil auch die Grundlage

des Jehovismus Natur-, besonders Sonnencultus ist. 2. Mose 20, 4.

Das Gold wurde von allen Naturvölkern zur Versinnbildlichung des Sonnengottes in Anwendung gebracht. So hielten die Araber die Planeten für verschiedenartige Tempel oder Zelte, überhaupt für Wohnungen der Götter und bildeten, was auch mit der Kaaba zu Mekka, desgleichen mit der Bundeslade der Fall ist, die irdischen Gotteshäuser den himmlischen nach. 2. Mose 25, 9—40. 26, 30. Indem sie nun jedes Naturproduct namentlich jedes Metall einer Gottheit weihten und zwar Gold der Sonne, Silber dem Mond, Kupfer der Venus, Zinn dem Jupiter, Eisen dem Mars, Quecksilber dem Merkur und Blei dem Saturn, so wurden die Tempel und Bildsäulen jeder Gottheit mit dem ihr geweihten Metall geschmückt. Umgekehrt führte, wie noch jetzt, jedes Metall den Namen des Gestirns, dessen Farbe die seinige und dem es geweiht war. Auch bei den Babyloniern, Phöniziern, Peruanern und Mexikanern waren die Tempel und Bilder des Sonnengottes gleich dem Allerheiligsten der Bundeslade, von Gold. 2. Mose 25, 11—18, 25 u. 40, u. Cap. 26, 30. Da nun nicht nur Wuotans Tempel und Bildsäule zu Upsala, sondern auch seine Walhalla von Gold war, und wir den Christbaum seiner grünen Zweige, Lichter und Früchte wegen für ein Symbol Wuotans und zwar

für das älteste zu erklären genöthigt wurden, so ist auch der fast nie fehlende Goldschmuck des Christbaums ein Zeugniß mehr für die Richtigkeit unserer Erklärung.

In Frankenberg, Rauschenberg und anderen Orten wird die Ankunft des Christkindes vom Thurme herab entweder durch Vocal- oder Instrumentalmusik gefeiert. Auch wird in größeren Ortschaften am zweiten oder dritten Weihnachtsabend getanzt, wobei „Schottriebel", d. i. eine Mischung von Branntwein und Honigkuchen genossen wird. Dieses Singen und Tanzen ist deshalb bemerkenswerth, weil auch beim Julfeste zu Ehren des hohen Brautpaars gesungen und mimische Tänze aufgeführt wurden.

Das Julfest galt nächst dem Wuotan und seiner Gemahlin allen himmlischen Mächten, aber unter diesen vorzugsweise dem Fro. Denn derselbe war ursprünglich ein dem Wuotan ebenbürtiger, aus dem Geschlechte der Wanen stammender Gott und hatte wahrscheinlich die Bestimmung der Gullinbursti zu lenken (8). Allein nach der später zu erwähnenden Reorganisation wurde er als ein Sohn Wuotans betrachtet und stand der Sonne nur noch so lange vor, als ihre Lebens- und Zeugungskraft im Zunehmen begriffen gedacht wurde, d. h. vom Winter- bis zum Sommersolstitium.

Von der Julfeier im Betreff Fro's haben sich ebenfalls deutliche Spuren bis in die Gegenwart erhalten;

denn unter dem Backwerk, welches zu den Weihnachtsgaben gehört und Hasen, Hirsche, Hähne vorstellt, befinden sich auch Schweine. Sie wurden bei unseren heidnischen Voreltern, was auch mit dem übrigen mythologischen Backwerk der Fall war, von den Frauen an heiligen Stätten (im Tempel) bereitet und von der Familie als sinnbildliche Vergegenwärtigung Fro's gemeinschaftlich verzehrt. In Schweden, wo die germanischen Götter noch 500 Jahre länger als bei uns verehrt wurden, herrscht noch jetzt unter der niederen Volksklasse die Sitte, am ersten Weihnachtsabend einen aus Mehl bereiteten Eber „Juleber" auf den Tisch zu bringen und unter einem gewissen Aberglauben zu verzehren.

---

11. Das Neujahr.

In sehr vielen Orten der Provinz Oberhessen, besonders in den Städten, wird zwischen den Jahren, d. h. von Weihnachten bis Neujahr, auch wohl noch einige Tage länger, um Neujahrskringel und Neujahrswecke, welche einen drei bis achttheiligen Zopf vorstellen, eifrig gewürfelt und zwar von Alt und Jung jeglichen Geschlechtes.

A. Das Attribut Wuotans als Sonnengottes ist ein Rad (Jul).

B. Die Felgen eines Rades heißen, sobald sie zu einem Ganzen zusammengefügt sind, „Kringel."

C. Die Zöpfe unserer Vorfahren, namentlich die der Frauen, standen unter der speziellen Aufsicht der Frau Holle und mußten darum vorzugsweise während des Julfestes in Ordnung gehalten werden, im entgegengesetzten Fall wurden sie von der erhabenen Frau zu einem sog. „Hollenkopf" zerzaust.

D. Das Würfelspiel, an welchem sich die Götter in Asgaard vergnügten, war von Wuotan erfunden.

In Betracht dieser aufgezählten Thatsachen ist es ersichtlich, daß das vorerwähnte Würfeln eine mythologische Grundlage hat, indem es von unseren Voreltern zu Ehren Wuotans und seiner Gemahlin während des Julfestes getrieben wurde. Vielleicht verband man mit dem Würfeln den naheliegenden Gedanken, daß der Gewinn dem zu Theil werde, welchem Wuotan und seine Gemahlin gnädig seien; denn Wuotan war, als Sonnen-, Kriegs- und Jagdgott, auch ein Gott des Glückes und theilte mit seiner Gemahlin diese Bestimmung. Was noch geeignet erscheint, vorstehende Erklärung zu bewahrheiten, ist der Umstand, daß das Würfelspiel auch bei den Griechen und Römern mythologischen Ursprungs ist, und daß letztere während der Saturnalien, die der älteren Bedeutung des Julfestes entsprechen, leidenschaftlich spielten, was außerdem auf das Strengste verboten war.

Der Umstand, daß man die Zeit von Weihnachten bis Neujahr „zwischen den Jahren" zu nennen pflegt, erinnert daran, daß das Neujahr ursprünglich mit der Sonnenwende begann.

In der letzten Stunde des alten Jahres schneiden sich diejenigen, welche von unglücklicher Liebe gequält werden, in einen Finger, mischen drei Tropfen Blutes in einen Trank und lassen alsdann diese Philtra den Gegenstand ihrer Sehnsucht genießen. Ist dieses ge-

schehen, so hat alles Herzeleid ein Ende, denn die Geliebten müssen alsdann treu und innig wieder lieben, bis zum Grabe.

Dieselbe Sitte herrscht bei vielen Völkern, wenn ein Bund unauflöslich geschlossen, oder ein Vereinigung der Seelen herbeigeführt werden soll. Es hat dieser Gebrauch in dem, namentlich unter Israeliten und Germanen verbreiteten Glauben seinen Grund, daß die Seele ihren Sitz im Blute habe.

Folgende Mittel, Gegenliebe zu erhalten, sind an keine bestimmte Zeit gebunden.

a) Man nimmt dem Gegenstande seiner Sehnsucht einen Schuh oder Stiefel heimlich weg, zieht denselben acht Tage lang an und stellt ihn alsdann dem Eigenthümer zum ferneren Gebrauche zurück.

b) Man setzt einen Frosch in eine durchlöcherte Schachtel und stellt diese so lange in einen Ameisenhaufen, bis von dem Frosche nur noch das Gerippe übrig geblieben ist. Alsdann streicht man mit einem Bein desselben, welches katzenpfotenartig aussieht, dem Mädchen oder Jüngling dreimal unvermerkt den Rücken vertikal herunter und hebt das Bein sorgfältig auf. Soll die Liebe wieder erlöschen, so wird das Mittel in umgekehrter Weise angewendet.

c) Man gibt dem Gegenstande seiner Liebe Obst oder

Weißbrod zu essen, welches man so lange auf der bloßen Haut unter dem Arm getragen hat, bis es vom Schweiße durchdrungen ist.

Sobald die Glocke zwölf geschlagen und der Nachtwächter auf seinem ersten Standorte den Ortsangehörigen gratulirt hat, wird von den Burschen dem alten Jahre Lebewohl gesagt und das neue willkommen geheißen und zwar durch das Absingen eines passenden Chorals.

Zu derselben Zeit, auch wohl am nächsten Morgen, gehen die Inhaber von Obstgärten einsam und ohne ein Wort zu sprechen in dieselben, wünschen jedem Baum einen reichlichen Ertrag und umbinden zu diesem Zweck den Stamm mit einem Strohseil. Ob und in wieweit letztere Sitte zum deutschen Baumcultus gehört, vermögen wir nicht zu entscheiden, vielleicht ist sie römischen Ursprungs und gehört in Beziehung auf das Stroh zum Dienst des bonus eventus (des personifizirten Gedeihens) und in Beziehung auf den Knoten in die Categorie der ligatura corporum, welche gegen Entwenden schützt. Allein das Gratuliren, das Singen der Bursche, sowie jene Mittel, Gegenliebe zu erhalten, sind unzweifelhaft Reste des Wuotandienstes, denn Wuotan war ja der Gott, welcher das neue Jahr und alles Gute und Schöne im Verlauf desselben brachte, welcher nicht nur die Bäume, sondern auch die Menschen fruchtbar machte und zu diesem Zweck gleich seiner Ge-

mahlin die Liebe begünstigte, besonders wenn er von Jungfrauen angerufen wurde.

Am Morgen des neuen Jahres gehen die Knaben, so lange sie noch nicht confirmirt sind, zu ihrem Pathen, gratuliren demselben und werden mit einem Neujahrs-kringel beschenkt. Wohnt der Pathe an einem andern, aber nicht sehr entfernten Ort, so wird das „Neujahr," wie man dies Geschenk zu nennen pflegt, gebracht. Dasselbe ist auch bei den Mädchen der Fall, nur mit dem Unterschied, daß ihnen anstatt der Kringel Neu-jahrswecke zu Theil werden.

Daß unsere Vorfahren an Festtagen symbolisches Backwerk genossen, ist bereits erwähnt worden. Es ist darum hier nur daran zu erinnern, daß das Neujahrs-geschenk der Knaben deshalb aus einem Kringel (Rad), das der Mädchen aus einem Neujahrswecke (Zopf) be-steht, weil das männliche Geschlecht mehr von Wuotan, das weibliche mehr von Frau Holle zu fürchten und zu hoffen hatte.

Wenn es nun nicht zu leugnen ist, daß die Kringel und Neujahrswecke mythologische Denkmäler sind, so ist solches auch mit den Gratulationen der Fall. Unsere Vorfahren legten in das Wort Wunsch den Inbegriff von Heil und Seeligkeit, und dieser Inbegriff ist Wuotan selbst. Die auf dem Schlachtfeld gefallenen Helden wurden Wunschsöhne (oskasynir) und die Wall-

küren Wunschmädchen genannt. Daß die Wünschelruthe sowohl dem Namen als auch der Sache nach in Wuotan ihren Ursprung hat, ist bereits erwähnt worden. (3.)

Schließlich ist noch zu bemerken, daß es eine ziemlich allgemeine Regel ist, auf Neujahr Weißkraut oder braunen Kohl zu essen und zwar, weil man alsdann das ganze Jahr keinen Mangel an Geld zu leiden hat. Es ist dies deshalb bemerkenswerth, weil gedachtes Gemüse höchst wahrscheinlich zu den Speisen gehörte, die zu Ehren Wuotans und der Frau Holle, als Verleiher des Reichthums, gegessen wurden.

---

12. Dreikönigstag.

Vor wenigen Jahren war es allgemein, jetzt ist es nur noch an einigen katholischen Orten Sitte, daß am Dreikönigstag drei weißgekleidete Männer mit schwarz-verhülltem Gesichte einen Umzug hielten; sie repräsentiren in der Anschauung des Volkes die Weisen aus dem Morgenland, oder wie sie nachher genannt werden, die heiligen drei Könige. Dieselben zogen von Haus zu Haus, wünschten den Bewohnern alles Gute und nahmen hierfür eine Gabe entgegen; ihre Wünsche lauteten:

Wir wünschen dem Herrn einen gold'nen Tisch,
In der Mitte einen gebratenen Fisch,
Auf allen Ecken ein Glas mit Wein!
Da können die Herrn fein lustig sein.
Wir wünschen dem Burschen ein neues Kleid,
Und über das Jahr ein junges Weib,
Wir wünschen der Jungfrau 'nen gold'nen Ring,
Und über das Jahr ein kleines Kind u. s. w.

Wenngleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß vorerwähnte Maskerade ganz in die Weise der geist-

lichen Darstellungen paßt, welche im Mittelalter allgemein herrschend waren, so haben wir doch auch bereits zur Genüge erfahren und werden uns noch oft davon überzeugen, daß die Idee derartiger Dramen in der Regel heidnischen Ursprungs ist, ja daß in vielen Fällen nur die Namen der auftretenden Personen verändert sind.

Wir glauben daher einigen Grund zu haben, vorstehende Sitte in den Kreis unserer Betrachtung ziehen zu dürfen und bemerken zu diesem Zweck folgende, die gewöhnliche Anschauung befremdende Punkte:

1) Der Tag der heiligen drei Könige ist nicht erst vom Christenthum festlich ausgezeichnet worden, sondern wurde im Alterthum schon hervorgehoben. Er heißt noch im Süden Berhtentag, was auf eine heidnische Gottheit ersten Ranges hindeutet.

2) Weiß der biblische Urtext nichts von drei Personen, er gibt überhaupt keine Zahl an. Wie sich die Worte im Zusammenhang lesen, scheinen nur mehrere Weise zum Jesuskinde gekommen zu sein. Matth. 2.

3) Nennt sie die Schrift nicht Könige, sondern Weise oder Magier. Diese waren nach morgenländischer Sitte nie Könige, (die Erhebung des Magiers Gaumata und Wahyazdata zum König verursachte

einst in Persien einen Aufstand), sondern Hofbediente, sie waren die Weisen und Zeichendenter für die Könige, etwa in der Weise, wie Daniel es für Belsazer im Auslegen der Schrift an der Wand wurde. Daniel Cap. 5.

4) Ist zu erwägen, wie ein Umzug der heiligen drei Könige, um Wünsche oder die darin verborgenen Gaben zu spenden, dem in der Schrift gegebenen Berichte von der Wallfahrt der Weisen, die den neugeborenen König anbeten und ihm Geschenke darbringen, nur zum Theil entspricht.

5) Wünschen sie Gaben, die mit den in der Schrift erwähnten (Matth. 2, 11) in einem sehr entfernten Zusammenhang stehen, wogegen sie einen specifisch vorchristlichen Character an sich tragen.

6) Erhalten sie Geschenke. Von diesen wissen wir aber, daß sie zum Theil aus ehemaligen Opfern entstanden sind.

Wenn diese Punkte nun an der richtigen Auffassung vorliegender Sitte Zweifel erwegen, insofern ihre Idee in den wallfahrenden Weisen aus dem Morgenland gesucht wird, so wird uns die Erwägung folgender Umstände noch mehr zu einer anderen Vorstellung hinleiten.

Zu 1. Der Berhtentag war der letzte des zwölf

Nächte dauernden Julfestes, durch welches die Brautfahrt Wuotans geheiligt wurde. (10.)

Zu 2. Es ist bekannt, daß in der germanischen Mythologie Dreiheiten existiren. Die Schöpfer der belebten Welt sind nach der älteren Edda: Odin, Vile und Ve und die drei auf Abenteuer und Durchforschung des Weltkreises ausziehenden Gottheiten: Odin, Loki und Hönir. Die spätere Dreiheit: Har, Jafnhar und Thridi kommt wegen des jüngern Alters der jüngern Edda nicht in Berücksichtigung; allein bemerkenswerth sind die drei Telle in einem Berg des Cantons Schweiz.

Zu 3. Es ist bekannt, daß aus den germanischen Göttern im Fortgang der Tradition zum Theil Könige geworden sind (9). Wir verweisen hier besonders auf die ältesten Könige von Norwegen, Schweden und Dänemark, unter denen ein Odin, Freir, Feolnir (Beiname Odins) vorkommen, desgleichen auf die Vermenschlichungen von Odin, Balder und A. beim Saxo Gramm:.

Zu 4. Es entspricht der Umzug von geheiligten und zugleich glückverheißenden Wesen durchaus den heidnischen Vorstellungen vom Umzuge Wuotans und seiner Gemahlin Holda. Sodann lassen auch die gleichmäßigen Anzüge der drei Könige, insbesondere ihre weißen Gewänder und Kopfbedeckungen, die das Gesicht verhüllen, vermuthen, daß sich der Umzug auf Wuotan in seiner Dreiheit beziehe.

Zu 5. Der mitgetheilte Wunschreim spricht sehr stark für das Vorhandensein älterer vorchristlicher Anschauungen. Es werden lauter Dinge genannt, die Odin und seine Gemahlin ihren Günstlingen auf Erden in reichem Maße verliehen und die sich zum Theil in ihrem Reiche selbst als Urbilder vorfanden. Erinnert der goldene Tisch nicht lebhaft an das heidnische „Tischchen deck dich," welches nichts Anders ist als Wuotans Gasttisch in Walhall? Der Braten inmitten der Tafel, auf allen Ecken die Gläser mit Wein (nord. vinskalir, ölskalir), die darauf folgende Andeutung des beim Becher erwachenden Lebensmuthes, in welchem die alten Krieger Kampfgelübde zu thun pflegten, das neue Kleid und junge Weib, welches sich jedenfalls auf die Wehrhaftmachung des Jünglings und des mit dieser feierlichen Handlung verbundenen Rechtes, sich zu verheirathen, bezieht; der goldene Ring, der auf eine eheliche Verbindung der Jungfrau und das Kind, das auf die Fruchtbarkeit der Ehe hinweist, deuten darauf hin, daß wir es mit Vorstellungen zu thun haben, über die Wuotan und seine Gemahlin gesetzt waren.

Zu 6. Die heiligen drei Könige spenden Wünsche oder (das darin enthaltene) Glück und empfangen dafür eine Gabe. Da wir nun wissen, daß milde Gaben aus Opfern entstanden sind, so verräth sich hierin die ursprüngliche göttliche Natur der drei Könige.

Sie stehen in Bezug auf Verehrung den umziehenden Göttern, besonders Wuotan und der Frau Holda, vollkommen gleich.

Hiernach glauben wir es für wahrscheinlich halten zu können, daß die am Dreikönigstag umherwandernden drei Könige nicht einen vereinzelten Theil ehemaliger christlicher Darstellungen bilden, sondern daß wir in ihnen einen in aller Rücksicht sich treugebliebenen und blos nach den Zeitbedürfnissen in der Benennung veränderten Rest unserer vaterländischen Urreligion vor uns haben, vermuthlich Wuotan in seiner Dreiheit.

Ein anderer uralter Gebrauch, welcher sonst auf Epiphanias stattfand, jetzt aber nur selten und an keinem bestimmten Tage vorkommt, findet in Frankenberg bei dem Zunftfest der Schmiede statt. Er besteht darin, daß ein maskirter Schmied das hölzerne Gestell eines Pferdes besteigt und angethan mit einem großen Mantel unter klingender Musik, gefolgt von den Zunftgenossen, durch sämmtliche Straßen der Stadt reitet.

Wenn wir die drei Könige in ihrer Einheit für Wuotan halten durften, so unterliegt es aus noch triftigeren Gründen keinem Zweifel, daß vorerwähnter Reiter ebenfalls eine Darstellung des umherziehenden Wuotan ist, denn Maske, Mantel und Roß gehören zu den untrüglichen Attributen dieses Gottes.

In anderen Gegenden außerhalb Hessens, namentlich

im Oesterreichischen, hat sich ein analoger Cultus von der Gemahlin Wuotans erhalten. Dort tanzt nämlich ein weiblicher Popanz, welcher die wilde Prechtel heißt, unter dem beständigen Läuten einer Kuhglocke von Haus zu Haus und um die wirkliche Berhta (8) an ihrem Tage von dem Eindringen in die Gehöfte abzuhalten, durchräuchern abergläubische Leute das Haus mit Weihrauch und malen allenthalben das Zeichen des Kreuzes hin. Es liegt hierin die Bestätigung, daß die Berhta gleich ihrem Gemahl (dem wilden Jäger) noch zu christlicher Zeit von denen, die eigentlich an den alten Anschauungen der Brautfahrt nicht mehr hingen, als umziehend gedacht wird.

Der Umstand, daß Schmiede das Pferd reiten, spricht ebenfalls für unsere Erklärung. Nämlich alles Köstliche, was die Götter besitzen, haben nicht nur die in der Erde wohnenden dämonischen Gottheiten (die Zwerge), die in der Schmiedekunst so erfahren sind und darum auch im Besitz der Bergwerke gedacht wurden, verfertigt (5.), sondern es hat sich auch diese Anschauung in die späteren Zeiten, als in Wuotan der Mittelpunkt aller Götter gefunden war, und die alten Zwergsagen nur noch in einigen Heroen, wie Wieland dem Schmiede und A., spezieller wieder klingen, fortgepflanzt. Nach dieser Anschauung spielt das Schmieden bei allem Erschaffen eine Hauptrolle, z. B. wird die

Entstehung der Welt als ein „Schmieden“ betrachtet, die Häuser, die Tempel werden geschmiedet, ein in den Waffen erfahrener Held, der die Güte derselben erproben kann, heißt „Helmschmied,“ wer Kenntniß guten Methes hat, „Bierschmied“ (Bierbereiter ölsmid).“ Selbst das Verfertigen von Gedichten, welches man sich unter göttlicher Beihülfe geschehend dachte, wird als Schmieden angesehen (davon Reimschmied).

So deutet denn die Gestalt des Schmiedes auf ein göttliches Wesen hin, von dem nicht nur alles Schaffen, sondern auch jede gute und brauchbare Gabe ausgeht, und wer könnte dies anders sein, als der höchste Gott und seine mit ihm gleiches Wesen theilende Gemahlin? Wuotan selbst ist der oberste Schmied, er war es, der die Runen (nicht blos der Schrift, sondern auch dem Inhalte nach) erfand, die Dichtkunst empfingen die Götter von ihm, sein Spieß ist das Muster aller Speere, sein goldener Helm das Vorbild der Helme, er schmiedet Glück und Heil dem Menschen, wirft aber auch von ihm geschmiedete Zankrunen unter die Verwandten u. s. w.

---

13. Pauli Bekehrung und Matthias.

Zu Pauli Bekehrung, welches Fest auf den 25. Jan. zu fallen pflegt, machen die Mädchen, deren Liebe noch keinen Anhaltspunkt gefunden hat, die aber doch gern wissen möchten, wie der zukünftige Mann aussieht, kurz vor Schlafengehn ihr Bett so, daß alles Zeug verkehrt zu liegen kommt, die Decke auf dem Boden des Bettes, die Kissen zu den Füßen. Hierauf entledigen sie sich aller Kleider, legen sich in der gewöhnlichen Richtung nieder und treten zwölf mal wider die Bettspanne, wobei sie dreimal mit Andacht folgenden Spruch hersagen:

„Heute ist Pauli Bekehrungsfest,
„Dann bekehren sich alle himmlischen Gäste
„Und alle Gotteskinder.
„Wer nun mein Gemahl will sein,
„Erscheine mir mit Weck und Wein,
„Doch soll ich leiden große Noth,
„So komme er mit Wasser und Brod."

Ist der Citirte reich, so erscheint er in der vorge-

chriebenen Weise und zwar zu Roß, ist er hingegen
rm, so erscheint er zwar auch in der Weise des Reims,
edoch zu Fuß.

Ist bei dem Entkleiden dasjenige Gewand, welches
on dem Pochen des Herzens unmittelbar berührt wird,
n einen regelmäßigen Kreis zu Boden gefallen, so be-
eutet dieses langes Leben und glückliche Ehe, bildet
s dagegen ein Drei- oder Viereck, so steht Unglück
nd baldiges Sterben bevor. Wir zweifeln nicht, daß
ie Frage an das Schicksal ein mythisches Orakel ist
nd zwar ein solches, welches Wuotan gab; denn er
var Herr über Leben und Tod, er begünstigte eheliche
Verbindung und von seinem Willen hing es großen-
heils ab, auf welche Weise sich die Zukunft der mensch-
ichen Verhältnisse gestaltete. Außerdem weis't auch der
Kreis des zu Boden gefallenen Hemdes auf Wuotan
in, d. h. auf den Kringel (11) seines Rades.

Wollen die Jungfrauen erfahren, was für ein Ge-
chäft ihr Zukünftiger betreibt, so gießen sie auf Mat-
hiastag Mittags zwischen 11 und 12 Uhr (an einigen
Orten in der Christ- oder Neujahrsnacht) geschmolzenes
Blei in Wasser und zwar durch den Ring (11) eines
. g. Erbschlüssels und um zu sehen, ob das Haus des
Geliebten in einem Dorfe oder einer Stadt, in einer
Ebene, auf einem Berge oder in einem Thale steht,

wird um dieselbe Zeit das Weiße eines frischen Eies in ein Glas Wasser laufen gelassen.

Genießt die Jungfrau in der folgenden Nacht und zwar ebenfalls zwischen 11 und 12 Uhr drei Plätzchen, die sie in derselben Stunde von je drei Fingerhüten voll Wasser, Mehl und Salz bereitet und getrocknet hat, so sieht sie den Zukünftigen im Traum, der ihr, da großer Durst auf den Genuß der Plätzchen entsteht, ein Glas Wasser bringt.

Nimmt das Mädchen in derselben Nacht in jede Hand einen brennenden Leuchter, tritt mit dem ersten Glockenschlag der zwölften Stunde vor einen großen Spiegel, ohne daß andere Leute gegenwärtig sind, und ruft dreimal mit lauter Stimme seinen eignen Namen, so wird es den Zukünftigen alsbald im Spiegel erblicken.

Entkleidet sich das Mädchen zu derselben Stunde vollständig, kehrt mit dem Hemde drei Ecken seines Schlafgemachs aus und schaut dann aus der dritten Ecke über seine rechte Schulter in die vierte nicht gekehrte Ecke, so erblickt sie daselbst den Zukünftigen in leibhaftiger Gestalt.

Reitet das Mädchen zu derselben Stunde auf einem Besen, (3) jedoch ebenfalls ohne Kleidung, vor ein Ofenloch und sieht hinein, so wird sie den Zukünftigen sitzend darin finden. Dieses Mittel können auch Jünglinge anwenden.

Sind mehrere Mädchen in der vorerwähnten Nacht

versammelt und wollen erfahren, welche von ihnen demnächst Braut wird, so holen sie in der Geisterstunde einen Gänserich, verbinden ihm die Augen und gehen, nachdem sie vollständig entkleidet einen Kreis geschlossen haben, um den blinden Vogel herum. Diejenige, die der sich ebenfalls in Bewegung setzende Prophet mit dem Kopfe zuerst berührt, hat das Vergnügen Braut zu werden.

Will ein Mädchen erfahren, ob sie im Verlaufe des Jahres von ihrem Geliebten heimgeführt wird, so reitet sie auf einem Besen ebenfalls zwischen 11 und 12 Uhr Nachts vor einen Hühner- oder Schafstall, und klopft dreimal an die Thür. Kräht alsdann der Hahn oder blöckt der Bock, so geht ihre Hoffnung in Erfüllung; kräht hingegen eine Henne oder blöckt ein Schaf, so wird vorläufig Nichts aus der Heirath.

Bei keinem Volke wurde die Kunst, das Zukünftige zu erforschen, so eifrig getrieben als bei den Germanen. Man unternahm Nichts, ohne die höheren Mächte um Rath zu fragen; und zwar waren es die Jungfrauen, denen man am meisten die Sehergabe zuschrieb.

Ein Mann mußte erst Priester sein, wenn er in Beziehung zu den Göttern stehend gedacht werden sollte, bei den Frauen durfte es dessen nicht, ihnen wurde schon von Natur eine Art von priesterlicher Eigenschaft beigelegt.

Die Mittel, welche weniger den Frauen als den eigentlichen Priestern zu Gebote standen, die Zukunft zu erschauen, waren den Augurien anderer Völker gleich, z. B. das Wiehern, Stampfen und Gehen der Pferde, das Schreien, Fliegen und Fressen der Vögel, die Eingeweide und das Blut der Schlachtopfer u. s. w.

Die beliebteste Art, den Willen der höheren Mächte zu erblicken, waren aber wie bei den Israeliten (Abraham, Jakob, Joseph) die Träume, die personificirt, Boten der Götter genannt wurden.

Was nun noch den Umstand betrifft, daß die meisten der aufgezählten Weissagungen bei abgelegten Kleidern entgegen genommen werden, so hat dieses jedenfalls den Sinn, daß man durch die Umhüllung von der Nähe des prophetischen Geistes noch wie durch eine Scheidewand getrennt erscheint, beziehungsweise sich mit Abwerfung der künstlich an sich gebrachten Decke gleichsam als reiner und für die Weissagung zugänglicher denkt.

---

14. Die Spinnstuben.

Einestheils um die langen Winterabende in Gesellschaft guter Freunde zu verbringen, anderntheils um Feuer und Licht zu sparen, sind an allen Orten und Enden Hessens, mit Ausnahme der volkreichen Städte, die s. g. Spinnstuben üblich. Es wäre ein Attentat auf das Volksleben, wenn man dieselben unterdrücken wollte, denn sie gehören zu den großen Schlagadern, in welche sich das warme Herzblut des Volkes ergießt, um seinen verschiedenen Sphären in Gestalt kernhafter Lieder und erschütternder Erzählungen (bes. von Gespenstern, Hexen und Verzauberungen) die erforderliche Lebenskraft zuzuführen.

Diese uralten Felder der nur zum Theil schriftlich verzeichneten Volksliteratur sind jeden Tag bis Abends 10 Uhr geöffnet, mit Ausnahme des Samstagabends, welcher noch jetzt, wie bei unsern heidnischen Voreltern, in besonderer Weise gefeiert wird. Eine Ausnahme von dieser Regel wird sich während des Winters nur einmal in der s. g. „langen Nacht" erlaubt.

In dieser Nacht bleibt die Gesellschaft bis gegen Morgen versammelt, um außer den gewöhnlichen Freuden einen auf gemeinschaftliche Kosten bereiteten Kaffee zu genießen. Ungeachtet des hierzu erforderlichen Zeitaufwandes muß jede Spinnerin, wenn sie nach Hause geht, ihre Zahl Garn (20 Gebind, à 60 Faden) am Rade hängen haben. Da die lange Nacht um die Zeit der Lichtmesse stattzufinden pflegt und dieses Fest zur Verehrung der heiligen Jungfrau gefeiert wird, so haben wir Grund zu glauben, daß der in Rede stehende Gebrauch ein Nachklang des germanischen Götterglaubens ist; denn wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß die heilige Maria sehr häufig an die Stelle unserer allgemein verehrten Frau Holle getreten ist, so dürfte dieses ganz besonders beim Fest der Lichtmesse der Fall sein und zwar weil alsdann zum Zweck einer reichen Flachsernte besondere Speisen, namentlich die längste Bratwurst und Hirsebrei, auf den Tisch gebracht werden.

Kehren wir jetzt zu den alltäglichen Spinnstuben zurück, um zu ermitteln, ob auch sie mythologische Nachklänge enthalten.

Sobald einem Mädchen der Faden bricht, wird ihm von dem zunächst sitzenden Jüngling der Rocken weggenommen und nicht eher zurückerstattet, bis es denselben eingelös't, d. h. jedem der anwesenden Jünglinge zwei, in einigen Gegenden vier Küsse auf die

Wangen gegeben hat. Damit kein Jüngling um die zu entrichtende Steuer betrogen werden kann, so wird derjenige zuletzt geküßt, welcher in Besitz des Rockens ist oder dieser wandert nach Empfang der Küsse in die Hand des zunächst sitzenden Jünglings u. s. f., bis jeder die ihm gebührende Steuer erhalten hat.

Weigert sich das Mädchen, die Einlösung vorzunehmen, so wird ihm der Rocken, welcher stets mit einem schönen Band geziert ist und wie gesagt, in seiner Krone „Holle" heißt, den ganzen Abend vorenthalten; ja es kommt sogar häufig vor, daß derselbe entweder den Flammen übergeben, oder, was höchst bemerkenswerth ist, auf einen Brunnenstock gesteckt wird. Ersteres ist überall, letzteres besonders im Kreise Kirchhain gebräuchlich.

Eine Meisterin im Spinnen, als welche Frau Holle oder deren Emanationen in mehrfachen Märchen erscheint (bes. in den drei Spinnerinnen, dem Dornröschen und Allerleirauh von Grimm), ist daran zu erkennen, daß ihr der Faden niemals bricht. Auch wissen wir, daß Frau Holle die Bearbeitung des Flachses, besonders das Spinnen sehr streng beaufsichtigte und die Liebe, besonders die, welche auf sittlichem Wege eine eheliche Verbindung zur Folge hat, begünstigte.

In Betracht dieser Thatsachen ist es sehr wahrscheinlich, daß die an das Brechen des Fadens sich haftenden

Gebräuche mythologischen Ursprungs sind und den Zweck haben, die Spinnerin sowol zur Aufmerksamkeit zu nöthigen, als auch sie einem liebenden Jüngling in die Arme zu führen; denn zu den ersten und zugleich ältesten Mitteln, Liebe zu erwecken, gehört das von dem natürlichen Zartgefühl gebotene und darum auch bei unseren Voreltern allgemein übliche Küssen. So heißt Markgraf Rüdigers Gemahlin Gotelinde, namentlich deren Tochter Dietlinde die edelen Burgunder, welche auf dem Zuge von Worms nach Etzelsburg in Bechlarn vorsprechen, in der Weise herzlich willkommen, daß sie jedem einen Kuß gibt.

„Ein Küßchen in Ehren,
„kann Niemand verwehren“

heißt ein altes allgemein gültiges Sprüchwort, welches vorzugsweise beim Pfänderspiel thatsächlich zur Anwendung kommt.

Was nun noch das Stecken des Rockens auf einen Brunnen, sowie das Verbrennen betrifft, so möchten wir in beiden Gebräuchen den unzweifelhaften Rest eines Sühnopfers sehen, welches jener erhabenen Göttin, zu deren Wohnung die Brunnen führten, der Frau Holle gebracht wurde und zwar weil sie in den Jünglingen seitens der eigensinnigen Spinnerin beleidigt worden war.

---

15. Der Peterstag und der Donnerkeil.

Zu Petri, welcher Tag auf den 22. Februar fällt, treten die neuen Pächter von Landgütern ihre Pacht an und die alten bezahlen das Pachtgeld.

Der specielle Gott der Landwirthe, also der der Cultur war Donar; er war der eigentliche Gott der schönen Jahreszeit. Indem er donnerte und blitzte, d. h. in seinem von zwei gewaltigen Ziegenböcken, Tangniostr und Tangrisner, gezogenen Wagen über das Gewölbe des Himmels dahin fuhr und den nach geschehenem Wurf stets in seine Hand zurückkehrenden Hammer bald hierhin bald dorthin schleuderte, gediehen die Saaten. Er lehrte den Straßen- und Brückenbau, führte die Schiffahrt ein und machte die Flüsse fahrbar. Obgleich nun zu Peterstag die schöne Zeit des Feldbaues keineswegs beginnt, so durften doch die Bauern hoffen, daß bald ihr geliebter Gott sich rüsten werde, um mit seinem gewaltigen Hammer den Winter-, Eis- und Schneeriesen das Haupt zu zerschmettern, denn es ist ein auf Erfahrung gegründetes Sprüchwort: „Zu

„Peterstag dann biet't der Hammel Trotz und spricht: „wann der mer nicks gewwe wilt, da lost's.“ Es soll hiermit gesagt sein, daß sich die Hämmel nach Peterstag nöthigenfalls ihre Nahrung im Freien suchen können. Auch heißt es von dem drei Tage später fallenden Matthias: „Matthais bricht Eis.“ Da man nun in der Ueberzeugung lebte, es zögen sich beim Herannahen des Frühjahrs die Riesen aus Furcht vor Donar zurück, so war es ganz natürlich, daß man gegen das Ende des Winters einen Tag bestimmte, um die Herannahung des allgemein verehrten Gottes festlich zu begehn.

Dieser Tag erhielt nun von der Kirche den Namen Peterstag, wie denn auch alle dem Donar geweihten Berge Petersberge genannt werden; deren sind z. B. bei Fulda, Hersfeld, Fritzlar, Bürberg, Merseburg, Eisenberg im Altenburgischen, im Siebengebirge u. v. a. Wie man dazu kam, Petrus zum Stellvertreter Donars zu machen, ist nicht schwer einzusehen, denn wie letzterer neben Wuotan oder Thor neben Odin stand, so war Petrus der nächste nach dem Heiland. Wie Donar den Hammer, so führte Petrus den Schlüssel, und beide öffneten den Himml, St. Petrus mit dem Himmelsschlüssel, Donar indem sein Blitz die Wolkenschleußen öffnete, daß befruchtender Regen niederströme, und wie Petrus auf den Fischfang ins Meer hinausfuhr, so war solches auch bei Donar der Fall.

Vielleicht hat auch der Name Petrus, d. i. Fels, zu vorstehender Stellvertretung etwas beigetragen, wenigstens sah sich Donar gern auf felsigen Bergen verehrt und seine Gemahlin Jarnsaxa bedeutet das harte Gestein.

Der Fluch: „ich wollte, daß dich ein Donnerkeil zerschlüge" hat ebenfalls in den Mythen von Donar seinen Ursprung, denn der Donnerkeil ist entweder eine Weiterbildung des Hammers oder war von jeher gleichbedeutend mit demselben, besonders in Deutschland. Hiermit stimmt denn auch überein, daß diejenigen Menschen, die in Besitz eines echten Donnerkeils sind, für Heilkünstler, ja für eine Art Zauberer gelten. (Es war dieses im Geburtsort des Verfassers der Fall). Der Hammer wurde nämlich nicht nur zum Tödten, sondern auch zum Beleben von Donar angewendet. Hatte z. B. dieser Gott zu einem Gastmahle seine Böcke geschlachtet, so führte er sie dadurch in das Leben zurück, daß er die Felle und Knochen mit dem Hammer berührte. Was aber ursprünglich das Eigenthum der Götter war, dachte man sich später, wenngleich in abgeschwächter Weise, im Besitz der Zauberer.

Die Donnerkeile, die die Gestalt einer Keule haben und aus festem Gestein bestehen, werden Kreißenden in die Hand gegeben, damit sie leichter gebähren. Man wendet sie auch bei Kühen und andern Thieren an, be-

sonders wenn die Euter schwellen und die Milch aus-
geht. Auch soll ihr Besitz vor dem Einschlagen des
Blitzes bewahren, offenbar weil das Gewitter im Glau-
ben des Volkes noch lange Zeit für das Werk eines
Gottes gehalten wurde, welcher sich im Donnerkeil ver-
ehrt sah.

Die echten Donnerkeile, von denen es heißt: daß sie
bei einem Gewitter vom Himmel herabfielen, sind nichts
Anders als die je nach dem Gestein verschiedenartig
gebildeten Blitzröhren. Man findet sie vorzugsweise
beim Pflügen des Feldes, allein diejenigen, die unter
einer Eiche liegen, ohne Zweifel weil die Eiche dem
Donar geheiligt war, gelten für die besten.

---

16. Der 1. März.

Unter den Unglückstagen, deren es viele im Jahre gibt, und die hier nicht alle aufgezählt werden sollen, ist der erste März der gefürchtetste. Wer an diesem Tage erkrankt, schreibt der hundertjährige Kalender, bekommt selten seine Gesundheit wieder; wer sich verlobt oder verheirathet, verarmt; wer seine Wohnung wechselt, verreist, ausfährt, handelt, Prozesse anfängt u. s. w., ist ein Kind des Unglücks.

Es ist allen Völkern, die im Naturzustande leben oder sich nur wenig von demselben entfernt haben, eigen, gewiße Tage, bald aus dem einen, bald aus dem andern Grund für Unglückstage zu halten 5 Mos. 18. 10. Indem der genannte Kalender, welcher nichts Anders als die Aufzeichnung und Zusammenfassung des in dieser Beziehung herrschenden Volksglaubens ist, den Ursprung der Unglückstage auf solche Ereignisse zurückwirft, welche in übeler Beziehung zum Christenthum stehen, so bestätigt es sich abermals, wie sehr man bei Einführung des Christenthums bemüht war, an die Stelle heidnischer Ideen Analogien aus dem Christenthum zu setzen.

17. Der Bratentag und der Hutzelsonntag.

Mit raschen Schritten nähern wir uns einer Zeit welche durch viele charakteristische Gebräuche sich als di Zeit der wiedererwachten Natur beurkundet und welch darum auch von unsern Voreltern auf entsprechend Art gefeiert wurde.

Der allgemeine Fastengebrauch besteht darin, da Begüterte Kräpfel backen, welche in einer besondere Nacht, vom Volk die „Fosenacht" (Fastnacht) genannt jubelnd verzehrt werden. Nicht minder allgemein ist daß die Armen von Ort zu Ort gehen und fast i jedem Haus, nachdem sie ihre Bitte in einem besonder Reime singend vorgetragen haben, ein Stückchen Spec bekommen. Dasselbe wird aber nicht wie sonst in eine Beutel gethan, sondern an ein zugespitztes Holz, de „Bratspieß" gesteckt.

In Oberhessen (Kreis Marburg) lautet der Reim:

Liebe, liebe Wose!
Steg' se en die Ose,

Lang' se me en Steck Speck ormeslang
Kann se's net geschneire, —
„Lang se me die ganze Seire."

Im Kreis Wolfhagen:
„Fastelabend fast!
Sin en gode Gast!
Gif mi 'n Stückche Speck,
Gang ick glick widder weg!

Bedeutungsvoller ist der Reim, welcher an der Grenze des nahen Fürstenthums Waldeck gesungen wird:
Gitt mi watt up minen Spett,
Dann wär'n dütt Johr de Sügge fett,
Jüschker den Eikenbäumen,
Dat weerd juch Gott verläunen.

Fast überall ist es gebräuchlich am Fastnachtsabend vor dem Hause befreundeter Familien irdene Töpfe entzwei zu werfen, damit der Flachs gut gerathe.

Dieser sonderbare Gebrauch ist in der Schwalmgegend, Ottrau Kreis Ziegenhain, noch bis unlängst ziemlich allgemein gewesen. Es wurde nämlich in allen Häusern Erbsenbrei und Rippenfleisch gekocht, die abgegessenen Rippen in den zur Aussaat bestimmten Leinsamen gesteckt und sodann die Töpfe, in denen die Speisen gekocht waren, zertrümmert.

Daß die aufgezählten Gebräuche Reste eines allge-

meinen Opferfestes sind, welches zu Ehren der höheren Mächte, besonders Wuotans und seiner Gemahlin, unter deren Obhut der Flachs stand, gefeiert wurde, möchte aus folgenden Gründen unzweifelhaft sein:

A. In jenem Reim, in welchem es heißt: daß die „Schweine unter den Eichbäumen fett werden sollten,“ spielen die Empfänger der an die Stelle eines Opfers getretenen milden Gaben unverkennbar die Rolle heidnischer Priester.

B. Das Zertrümmern des Topfes hat sichtlich den Zweck, denselben nach seiner heiligen Benutzung dem profanen Gebrauch zu entziehen.

C. Nächtlicher Gottesdienst war, wie sich später noch deutlicher ergeben wird, bei unsern Vätern Sitte.

In der Gegend zwischen der Rhön und dem Vogelsgebirge bis nach Thüringen gehen am ersten Sonntag nach Fastnacht, dem s. g. „Hutzeltag,“ die Knaben eines jeden Ortes auf eine nahgelegene Anhöhe, zünden bei anbrechender Nacht „die Bläser“ an, d. h. große an langen Stecken befestigte Strohfackeln und tanzen mit denselben lärmend und schreiend eine Zeitlang umher. Weniger allgemein, aber noch an vielen Orten, besonders nach dem Vogelsberg hin, umwickeln die Knaben auch alte Wagenräder mit Stroh und lassen sie angezündet eine Anhöhe herabrollen.

Diese Feuerräder heißen „Hoalräder,“ d. i. „Hagel-

räder," weil die Felder, über welche sie ihren Lauf nehmen, vom Hagel verschont bleiben sollen. (Räder an Anhöhen herabzurollen, wenigstens dieselben in drehende Bewegung zu bringen, ist auch in den angrenzenden Ländern, so namentlich in Waldeck und Baiern ein Fastengebrauch). In den Ort zurückgekehrt, ziehen die Knaben von Haus zu Haus und singen das nachstehende, s. g. Huitzellied, wofür sie mit Hutzeln, Kräpfeln, oder sonstigen wohlschmeckenden Sachen belohnt werden:

Zom Zillies kahle Erbes
Met Huitzelbrüh geschmalzt!
On ban der ons kei Kräppel gat,
So mache mer euch ä Getäppel!
On ban der ons kei Huitzel gat,
Dä soll der Baum kei Birn mehr tron!
Dä drobe en dem Schornstei
Hänge die ahle Saubei,
Dä gat der ons de lange
On läßt de korze hange!
Zom Zillies kahle Erbes
Met Huitzelbrüh geschmalzt!

Im Schaumburgischen ist auf Fastnacht das Fuen gebräuchlich, von welchem die Bauern sagen: „dat et wol ut den olen Hidentien afstammen dähte," allein was es zu bedeuten hat, wissen sie nicht mehr: „denn

wat se vor olen Tien maked hebbed, dat weit man in
use Tiet nich mehr." Das Fuen geschieht in folgenden
Weise. Nachdem die Bursche von der immergrünen
Stechpalme die „Fuesträuche", auch „Hülsen" genannt,
geschnitten haben, dringen sie ohne Ausnahme in jedes
Haus, um zu „fuen", d. h. die Waden des weiblichen
Geschlechts zu peitschen, unter den Worten:

Fue fue Faßlahmt (Fastenabend),
Wenn du geeren geben wutt,
schast du sau langen Flaß hebend.

Hierbei erheben sie die Hand so hoch als der Flach-
werden soll.

Um nun auf den obenerwähnten, im Fuldaischen Stat-
findenden Fackeltanz, und das Herabrollen von flam-
menden Rädern zurückzukommen, so hat dasselbe, wi-
aus nachstehenden, unter A. B. und C. besprochene-
Motiven wahrscheinlich wird, auf den Sieg Bezug
welchen die Götter im Frühling über die Eis- un-
Schneeriesen erfochten.

A. Das Feuer ist, wie sich bei Besprechung de-
Osterfeuers zeigen wird, bei allen Völkern, von dene-
es zwar nicht mehr unmittelbar als Gottheit gedach-
aber doch als wesentliches Element des Cultus g-
braucht wird, ein Sinnbild der Sonne oder des v-
dieser abgeleiteten göttlichen Wesens.

B. Die Spitzen der Berge werden zuerst und z-

letzt von den Strahlen der Sonne berührt, was zur Folge hat, daß bei allen Völkern, deren Religion Sonnencultus ist oder sich aus demselben entwickelt hat, an hochgelegenen Punkten, auf Dächern und Thürmen, namentlich aber auf Berggipfeln Morgens und Abends Gottesdienst gehalten wurde.

C. Das Attribut Wuotans, als Sonnengottes, war ein Rad (Juel) (10.) Indem nun Wuotan nebst den übrigen Göttern im Winter außerhalb der Menschenwelt vorhanden, aber nach Besiegung der Winterriesen in die Haine einziehend gedacht wurde, sich auch am liebsten auf Berggipfeln verehrt sah (9), so ist es wahrscheinlich, daß vorerwähnte Sitte, bes. in Betreff der flammenden Räder, der Rest einer gottesdienstlichen Handlung ist, durch welche unsere Voreltern ihren obersten Gott der Sonne und des Krieges verehrten, wie denn auch das Rad, welches bei den Nothfeuern durch rasches Umdrehen entzündet wurde, zum Sonnen-, respkt. Wuotanscultus gehörte.

Wie bei dem Einsammeln der Fastnachtsbraten und Wurstsuppen an die Stelle der Knaben ursprünglich Priester zu denken sind, so ist dies auch bei den vorerwähnten Fastnachtsgebräuchen der Fall; denn nur Priester haben die Gewalt ihre Vollmachtsgeber, d. h. die Götter, dahin zu bewegen, sich je nach dem Verhalten der Menschen gnädig oder ungnädig zu erweisen, oder

wie es im Huitzel- und dem Fuenlied angedeutet ist, die durch Darbringung eines Opfers sich gottesfürchtig erweisenden Menschen, durch Gedeihen des Obstes und Flachses zu lohnen, die andern hingegen durch Misernten zu strafen.

Die Fuenruthen bestehen aus Zweigen der immergrünen Stechpalme. Dieser Umstand dürfte ebenfalls auf einen Wuotanscultus hinweisen und zwar wegen der immergrünen Blätter, die der erwähnte Strauch während des Winters behält, aus welchem Grunde er denn auch in manchen Gegenden Deutschlands zum Weihnachts- (Wuotansbaum) (10) genommen wird.

Was nun noch die Schläge betrifft, die mit den Fuenruthen von den Burschen ausgetheilt, an einem der nächsten Tage aber von den Mädchen zurückerstattet werden, so ist dies ein charakteristischer Zug, welcher allen Frühlingsgebräuchen, bes. den auf Ostern und Pfingsten vorkommenden eigen ist und welche sich an den betreffenden Stellen als echte mythologische Nachklänge ergeben werden, besonders als solche, die in dem Kampf zwischen den Göttern und Riesen ihren Ursprung haben.

Daß Erbsen und Rippenfleisch und zwar vom Schwein am Fastnachtsabend verzehrt werden, dürfte ebenfalls mythologischen Ursprungs sein; denn die Erbsen waren wahrscheinlich der Frau Holle geheiligt und Schweine-

fleisch wurde nicht nur von den Bewohnern Walhalls täglich genossen, sondern auch bei besonderen Gelegenheiten von den Menschen und zwar im Hinblick auf den mit Wuotan identificirten Schutzherrn der Schweine, dem gewaltigen Schwertführer und fruchtbares Jahr bringenden Fro.

---

18. Die Fastenspeise und der Storch.

Gänzliche Enthaltung von kräftigen Nahrungsmitteln, besonders Fleischspeisen, wenigstens eine Beschränkung derselben ist in Krankheiten häufig schon von der Natur durch Abneigung angeordnet.

Die Enthaltsamkeit ist aber auch ein kräftiges Förderungsmittel der Verstandesthätigkeit bei anstrengenden Geistesarbeiten; endlich dient sie auch zur Sammlung und Erhebung des Gemüthes. Daher ist denn auch das Fasten eine gewöhnliche Religionsübung, welche bei den Völkern des verschiedensten Glaubens angeordnet wurde. Bei den Christen waren die Fasten schon im ersten Jahrhundert üblich, aber nicht an bestimmte Zeiten gebunden. Jetzt finden dieselben während der 40 Tage vor Ostern und jeden Freitag statt. Sie bestehen in Enthaltung aller thierischen Nahrungsmittel mit Ausnahme der Fische, Fischottern und ähnlicher Wasserthiere.

Es ist schon früher einmal davon die Rede gewesen, daß die Germanen sich zu jedem größern Feste, nament-

lich dem Julfest vorbereitet und in heiligen Zeiten ganz besondere Nahrungsmittel zu sich genommen haben; dieses war außer an jedem Freitage auf Sylvester, Berhtentag und vor dem Fest der Ostara der Fall. Die nicht nur erlaubten, sondern vielmehr gebotenen Speisen bestanden namentlich in Fischen und Klößen von Hafergrütze und wurden zu Ehren der Frau Berhta genossen. Strenge sah diese Göttin darauf, daß man ihre Festtage durch den Genuß der ihr geheiligten Speise feierte. Wer andere Speise zu sich nahm, dem schnitt sie der Volkssage nach den Bauch auf, füllte ihn mit Häckerling und nähte den Schnitt mit einer Pflugschaar statt der Nadel und einer Eisenkette statt des Zwirnes wieder zu. Es muß daran erinnert werden, daß die genannten Tage in sehr naher Beziehung zu Berhta standen, denn erstens war der Freitag nicht nur dem Fro und seiner Schwester Freyja, sondern auch deren Doppelgängerinnen, der Berhta und Frau Holle geweiht und zweitens verließ die Berhta, diese bei den verschiedenen Völkern verschieden genannte Erdgöttin, sobald die Winterriesen das Land räumten, die Unterwelt, um ihr Amt auf der Oberwelt anzutreten. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Pflugschaar und Ketten zu den Geräthen des Ackerbaues gehören, welcher unter dem Schutze der Erdgöttinnen, namentlich der Berhta stand.

Mit unserer lieben Frau Holle (mit dem März) kommt auch der schweigsame Diener derselben, der Storch, bei uns an. Obgleich dieser durch die Schwere seines Nestes dem Hause Schaden zu bringen vermag, so sehen es die Hauseigenthümer dennoch gerne, daß er sein Nest auf die Firste ihres Hauses baut, ja man befestigt Wagenräder auf die Dächer, um ihn zum Nisten einzuladen. Er wird noch immer als ein heiliger Vogel betrachtet, welcher dem Hause Segen bringt, es vor Brand schützt, ja sogar, wenn ein solcher ausbricht, bisweilen im Schnabel Wasser zum Löschen herbeiträgt. Der Grund dieser Verehrung des Storches liegt in der Urreligion unseres Volkes. Derselbe ist in seinen Eigenthümlichkeiten ein entsprechendes Symbol der Frau Holle. Er kehrt wie sie im Beginne des Frühlings aus einer andern Welt zurück, er hält wie sie sein Haus in der besten Ordnung, er ist wie jene Göttin ein ernstes schweigsames Wesen und gleicht ihr durch seine Gattentreue und zärtliche Liebe zu seinen Kindern. Auch theilt er mit ihr die Vorliebe zum Wasser.

19. Der blaue Montag.

Es ist eine sehr verbreitete und wie vielseitig behauptet wird, in der Natur begründete Sitte, daß Alles, was zunehmen soll, bei zunehmendem Monde, hingegen Alles, was abnehmen soll, bei abnehmendem geschieht, namentlich werden mehrere Fruchtarten in ersterer Zeit gesäet.

In der Urreligion des deutschen Volkes war der erste Wochentag der Sonne und der zweite dem Monde geweiht. (2) Dieser Umstand läßt vermuthen, daß unsere Voreltern gleich andern Naturvölkern ursprünglich nach der Sonne dem Monde die meiste Verehrung erwiesen. Bei der späterhin stattfindenden Theogonie wurde der Mond in einem von demselben abgeleiteten Wesen Namens „Mani" verehrt. Dasselbe erhielt wegen seiner Schönheit von seinem Vater Mundilföri den Namen „Mani" (Mond), wurde aber gleich seiner Schwester, der Sonne, (sol als persönliches Wesen Sunna) von den Göttern an den Himmel versetzt. Mani raubte zu seinen Begleitern zwei Kinder, einen Knaben und

ein Mädchen, eines mythyschen Erdbewohners, als dieselben von einem Brunnen kommend, einen mit Wasser gefüllten Eimer an einer Stange trugen. Dieser Mythus, wahrscheinlich durch den Anblick des Gesichtes des Vollmondes entstanden, scheint auf dem Wege der Tradition zu der Sage vom Mann im Mond Veranlassung gegeben zu haben. Derselbe muß, weil er am Sonntag eine Last Dörner im Walde gefällt und an einem Stock auf den Schultern nach Hause getragen hatte, zur Strafe mit seiner Bürde im Monde umherwandern.

Da jede Gottheit an einem besonderen Tage in besonderer Weise verehrt wurde, so mag dieses auch mit dem Monde, desgleichen mit dem von demselben abgeleiteten Mani der Fall gewesen sein, und wir glauben daher uns dahin aussprechen zu dürfen, daß, wie der grüne Donnerstag auf die Verehrung Donars hinweis't, so der blaue Montag im Mondkultus seinen Ursprung hat.

Dieser Tag, welchen die Handwerksgesellen in ganz Deutschland zu feiern pflegen, wurde einst nur am ersten Montag in den Fasten festlich begangen, d. h. es fand ein allgemeiner Gottesdienst statt, bei welchem die Kirchen mit blauem Tuche ausgeschlagen waren. Vielleicht sollte hierdurch die Farbe des Himmels vorgestellt werden, wenn der Mond in heiteren Nächten die

Erde erleuchtet, vielleicht wollte man auch an die Treue und Beständigkeit erinnern, welche der Gott des Mondes durch sein allnächtliches Erscheinen den besorgten Menschen erwies; wenigstens ist die blaue Farbe schon seit geraumer Zeit der Schmuck der Treue und Beständigkeit. Gegenwärtig zeichnet sich der einst kirchliche blaue Montag von dem allwöchentlichen nur durch erhöhte Lustbarkeit der Handwerksgesellen aus.

Anmerkung.

Der Mond, wie auch Mani, war eine männliche Gottheit. Allein da mit dem Wesen jedes Gottes eine Göttin übereinstimmt, wie umgekehrt mit jeder Göttin ein Gott, und da ferner an der Stelle der nordischen Sol (Sonne), dieser schönen Schwester Manis, im eigentlichen Deutschland stets der schöne Fro zu finden ist, so steht in Uebereinstimmung mit nachfolgendem Mythus zu vermuthen, daß die Schwester Fro's, nämlich die schöne Frouwa, ursprünglich eine Mondgöttin war.

Frouwa, die erhabene Göttin der Liebe, war mit Odhr vermählt. Ueber den Verlust ihres in die Ferne ziehenden Gemahls weinte die treue Gattin, indem sie den fliehenden vergebens in allen Landen suchte, goldrothe Thränen. Unverkennbar entstand dieser Mythus aus der Wahrnehmung, daß der Liebe und Verlangen

ausdrückende Mond (die Frouwa) der vorauseilenden Sonne überall nachfolgte, ohne sie jedoch zu erreichen und daß mit seinem Erscheinen am nächtlichen Himmel die Sterne (Thränen) sichtbar werden.

Obgleich Frouwa späterhin nicht mehr als Göttin des Mondes gedacht wurde, so nahm sie doch Theil an dessen Bestimmung; was daraus hervorgeht, daß die Katzen, welche des Nachts auf Beute ausgehen, der Frouwa geheiligt waren und sogar ihren Wagen zogen, sowie daß Frouwa nicht nur von milder und freundlicher Natur war, sondern auch, was ebenfalls mit dem Monde in Verbindung steht, als eine Göttin des gemüthlichen Lebens und der sinnlichen Begierden betrachtet wurde.

Schließlich wollen wir noch daran erinnern, daß man die Erbsen, damit sie gut gerathen, beim Vollmond zu säen pflegt. Es ist dieses hier bemerkenswerth, weil Erbsenbrei bei allen festlichen Gelegenheiten genossen wird, die mit der Frouwa in Beziehung stehen.

---

20. Der Haindienst.

Solange der Winter noch mit dem Frühling im Kampfe ist, gehen die Bursche und Mädchen von Rauschenberg an schönen Sonntagen nur einzeln, ja fast heimlich, auf den nahgelegenen Schloßberg. Ist aber das Wetter beständig und milde, so wird das Schloß ausgesteckt, d. h. die jungen Leute wallfahrten in Masse auf denjenigen Theil des Schloßberges, welcher den Namen „Hain" führt, ziehen eine Zeitlang singend umher und versammeln sich alsdann auf dem höchsten Punkte, um dort süßen Branntwein und feine Wecke zu verzehren. Das übrig gebliebene Getränk wird über einen der nächsten Bäume oder Büsche ausgegossen und der Rest der Wecke unter die anwesenden Kinder vertheilt. Von diesem Tage an ist der Hain der Oeffentlichkeit übergeben und sein Gipfel wird nun zu den festtäglichen Tänzen benutzt.

Es ist schon einigemal darauf hingewiesen, daß die Götter der Deutschen während des Sommers unweit der Dörfer in geheiligten Wäldern verehrt wurden, es

bedarf daher keiner weitern Begründung, daß unsere Voreltern, wenn sie den Abzug der menschenfeindlichen Riesen vermuthen durften, in Menge hinausgezogen, um den guten Mächten für ihre Ankunft zu danken und ihnen ihre Wünsche für das bevorstehende Jahr vorzutragen. Die Opferstätten, wo dieser Cultus stattzufinden pflegte, befanden sich, wie bei allen Naturvölkern, deren vornehmste Götter planetarischen Ursprungs sind, auf Berggipfeln, wenigstens auf hochgelegenen Punkten. (17.)

Erwägen wir nun, daß das Schloßausstecken nach Aussage der ältesten Leute längst vor dem Dasein der gegenwärtigen Kunstanlagen üblich war, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir in diesem bis jetzt allerdings vereinzelt dastehenden Gebrauch einen Rest des altdeutschen Haindienstes vor uns haben; zumal da die im Hain stattfindenden Vergnügungen mit der Kirmeß ihr Ende erreichen, selbst wenn auch späterhin das Wetter noch günstig ist. (Zur Zeit unserer Herbstkirmessen zogen sich die Götter, wie sich am geeigneten Ort herausstellen wird, aus den Hainen zurück, um in der Unterwelt während des Winters zu verbleiben).

Das Ausgießen des Getränkes ist unverkennbar ein Trankopfer, und da Almosen ein den Göttern wohlgefälliges Opfer waren, so dürfen wir in der Hingabe der Wecke an die Kinder ein Speisopfer sehen, wel-

ches wie das Trankopfer ohne priesterliche Beihülfe gebracht werden durfte.

Anmerkung.

Wie lange unsere Voreltern nach ihrer größtentheils unfreiwilligen Bekehrung fortfuhren, den heimischen Göttern in der herkömmlichen Weise zu dienen, wird sich im Verlaufe unserer Betrachtungen noch oft genug zeigen, denn wenn auch der von uns behandelte Stoff größtentheils aus mythischen Formen besteht, so ist doch das gegenwärtige Dasein derselben ein Beweis, daß sie noch lange die Träger heidnischer Ideen waren. Außerdem verweisen wir auf die Glaubensgeschichte von Norddeutschland, besonders die der Wilzen, Obotriten und Friesen, wo, obgleich diese Stämme theilweise schon im siebenten Jahrhundert bekehrt wurden, noch im vierzehnten Jahrhundert deutliche Spuren des Heidenthums bemerkbar sind. Einen weit näher liegenden Beweis liefert die Geschichte des Hexenglaubens. Noch im Jahre 1823 wurde zu Delden in Holland an einer vermeintlichen Hexe die Wasserprobe vorgenommen. In Deutschland wurde die letzte Hexe 1789 zu Würzburg verbrannt. 130 Jahre früher wurden allein in den Bisthümern Würzburg und Bamberg gegen 1000 Personen den Flammen übergeben. Auch in protestantischen Ländern, wo überhaupt gegen die Hexen noch ärger gewüthet wurde, kommen bis in die Mitte

des vorigen Jahrhunderts Hexenverbrennungen vor, z. B. in Quedlinburg. Aehnliches läßt sich von Amerika, besonders von Chili, Peru und Mexico sagen, denn obgleich den Eingebornen seit Jahrhunderten das Evangelium gepredigt wird, so ist doch die Urreligion nur insoweit unterdrückt, als es möglich war, sie in ein christliches Gewand zu kleiden. Wo dies nicht stattgefunden hat, da ist sie als Aberglaube in ihrer ganzen Fülle vorhanden. Selbst die Neger Westindiens und Nordamerika's ziehen im Geheimen den rohesten Fetischdienst dem christlichen Sacrament und Gebet vor. Berichte aus Haiti melden sogar, daß das Christenthum, seitdem die Volksschulen unter der Leitung der Geistlichkeit fast ganz eingegangen sind, daselbst mehr und mehr durch den Wodudienst, einen aus Westafrika stammenden Schlangencultus, verdrängt werde, so daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Zeit nicht mehr fern zu sein scheine, wo die Religion Christi von der Insel verschwinden werde.

Der Grund dieser betrübenden Erscheinungen ist nicht schwer zu finden. Er liegt größtentheils darin, daß der hohe Glaube des Christenthums erst allmälig reifen und eine Cultur, wie sie das Verständniß der christlichen Wahrheiten erfordert, erst durch diese Religion selbst erzeugt werden kann. Das Brachfeld trägt in den ersten Jahren, wo es in Arbeit genommen ist, nur kümmer-

liche Früchte, welche Dornen und Unkraut vielfach unterdrücken, nur die unermüdliche Arbeit des Bestellers vermag es allmälig in fruchtbares Land zu verwandeln. Auch der Umstand, daß das Schwert häufig das Mittel zur Einführung des Christenthums war und daß die politische Freiheit und Selbstständigkeit der Besiegten mit der gewaltsamen Einführung der christlichen Religion zu Grunde ging, läßt es erklärlich finden, weshalb bei denen, welche auf solche Weise bekehrt wurden, die Erinnerungen an jene frühere heidnische Zeit sich so lange erhalten haben.

---

21. Das Begießen des Pflugs und Grases.

In fast allen Orten wird der erste aus dem Feld zurückkehrende Pflug sammt dem Vieh und besonders dem Ackersmann von herbeieilenden Frauen und Mädchen tüchtig begossen. Dasselbe findet etwas später beim Nachhausetragen der ersten Last Gras statt. Das Eine wie das Andere geschieht aus demselben Grund, weshalb man auf Lichtmesse die längste Wurst und Hirsebrei zu essen pflegt, nämlich daß der Flachs gut gerathe.

Der Umstand, daß die Frau Holle als Vorsteherin des Ackerbaues, insbesondere des Flachsbaues gilt, sowie daß diese sorgsame Göttin aus dem Wasser hervorging und in verschiedenen Gegenden, so namentlich am Meißner, fortwährend im Wasser wohnend gedacht wird, läßt mit einiger Sicherheit vermuthen, daß wir hier den Rest eines zur Ehre unserer lieben Ahnfrau geübten Cultus vor uns haben, zumal da noch im Mittelalter in derselben Jahreszeit und zu gleichem Zweck in einigen Gegenden Deutschlands ein Pflug, in andern ein Schiff in feierlicher Weise umhergezogen wurde.

Anmerkung.

Der Gedanke, daß Frau Holle, welche wir als Personification der Erde bereits kennen gelernt haben, aus dem Wasser hervorgegangen sei, bezieht sich auf unsere vaterländische Kosmogonie, indem dieselbe gleich der Genesis und den Vedas lehrt, daß die Erde aus dem Wasser zum Vorschein gekommen sei.

---

22. Der Palmsonntag oder das Weihen der Palmen.

Auf Palmarum werden in katholischen Orten die Pal-
men geweiht, d. h. jede altgläubige Familie nimmt
einige blühende Sahl- oder Palmweidenzweige mit in
die Kirche, damit der Priester den Segen darüber spreche.
Nach dem Mainzer Katechismus hat die Palmweihe den
Zweck, an den Einzug Jesu in Jerusalem zu erinnern.
Marc. 11, 8. Allein da diese Weihe außerhalb Ger-
maniens Grenzen, namentlich in den romanischen Län-
dern, nicht Sitte ist, auch mit dem Abhauen der Zweige
und dem Streuen derselben auf den Weg keine Aehn-
lichkeit hat, so wäre schon ohne anderweitige Gründe
die Vermuthung gerechtfertigt, daß die Weihe blühender
Zweige nicht christlichen, sondern mythologischen Ursprungs
ist. Die Anwendung geweihter Palmen ist mannigfach.
Entsteht eine Feuersbrunst oder ein Gewitter, so wird
sofort auf dem Herde ein Feuer angezündet und einige
der geweihten Zweige den Flammen übergeben. Wird
ein Vieh krank, so werden einige Zweige in das Wasser
geworfen, welches das erkrankte Thier zu saufen bekommt.

Der Herd war bei unsern Voreltern wie bei den Griechen und Römern der Altar des Hauses, (10) auf welchem das Feuer als Sinnbild der Sonne oder der später aus ihr abstrahirten Götter nie ausging, selbst nicht während der Nacht.

Die Beschützerin des Herdes war Frau Holle, aus welchem Grund denn auch die Höhlung hinter dem Ofen „Hölle" und das Werkzeug, welches sich bei unsern Landleuten über dem Herde befindet, um den Kochtopf daran zu hängen, „Hohle" genannt wird. Andere hierhergehörige Nachklänge sind die noch hin und wieder an alten Herd- und Ofenplatten vorhandenen Götterbilder, sowie das Anbeten des Ofens beim Pfänderspiel in der Formel:

„Lieber Ofen ich bete dich an,
gieb mir doch bald einen Mann," oder:
„Hier komm ich hergetreten,
den Ofen anzubeten u. s. w."

Vor Erfindung der Zündhölzchen war es in vielen Orten gebräuchlich, zwischen die Feuerbrände und Kohlen, wenn sie des Abends mit Asche bedeckt wurden, etwas Kümmel und Salz zu streuen, um dadurch zu bezwecken, daß sie bis zum nächsten Morgen fortglühten.

Obwohl das Salz zur Erhaltung des Feuers etwas beiträgt, so vermuthen wir dennoch, weil dasselbe bei unseren Voreltern und andern Naturvölkern den Göttern gehei-

ligt war und aus diesem Grunde auch beim Opfer angewendet wurde, (bei den Israeliten mußten gesetzlich alle Opfer gesalzen sein 3. Mose 2, 13. Bei den Griechen wurde das Haupt der Opferthiere mit einer Mischung von Salz und geröstetem Mehl [mola salsa] bestreut), in gedachtem Gebrauch ein altdeutsches Opfer, welches sowohl der Frau Holle, als auch den im Herdfeuer symbolisirten Göttern gebracht wurde, damit diese das Feuer brennend erhielten.

Vergegenwärtigen wir uns nun:

1) daß und warum bei unseren Voreltern auf dem Altar des Hauses ein Feuer brannte;
2) daß zu den bezüglichen Göttern der Lenker des Blitzes Donar gehörte;
3) daß die Sahlweide, deren goldgelbe Kätzchen schon gegen die Mitte des März zum Vorschein kommen, den ersten Beweis von dem Dasein der Götter liefert und demzufolge als ein den letztern angenehmer Baum betrachtet wurde;
4) daß Frau Holle durch die ganz besondere Ueberwachung des Herdfeuers das Haus vor Schaden bewahrt und
5) daß die Opfergegenstände wenigstens die hauptsächlichsten vor ihrer Hingabe an die Götter von einem Priester geheiligt wurden,

so dürfen wir die Sitte, beim Herannahen eines Ge-

witters und dem Ausbruche einer Feuersbrunst das Herdfeuer in Brand zu stecken und geweihte Palmen den Flammen zu übergeben, für einen mythischen Cultus erklären, welcher zwar allen höhern Mächten, aber doch vorzugsweise dem Donar und der Frau Holle galt.

Was die Anwendung der Palmen als Heilmittel betrifft, so müssen wir auch diesen Gebrauch für einen Nachklang des altdeutschen Göttercultus halten. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß die Sahlweide aus dem unter 3) angegebenen Grunde für heilkräftig galt, wenigstens ist solches noch bei vielen Pflanzen aus einem analogen Grunde der Fall (siehe Himmelfahrt). Sodann scheinen die natürlichen Heilkräfte, die den Priestern durch ihr höheres Wissen bekannt waren, bei unseren heidnischen Voreltern gleich den Opfern nur alsdann für wirksam gegolten zu haben, wenn Priester den Segen darüber gesprochen hatten.

---

23. Die Windsbraut.

Gewiß haben viele unserer Leser Gelegenheit gehabt, jene furchtbare Naturerscheinung kennen zu lernen, welche durch das Aufeinanderstoßen zweier starker Windströmungen entsteht. Der schnell dahinjagende Wirbel führt Staub, Blätter und Baumäste mit sich fort, schleudert die Ziegel von den Dächern und reißt selbst Häuser und Bäume um; auch entsteht in der Regel gleichzeitig oder bald nachher ein Gewitter. Dieses im Anfang des Frühlings oft vorkommende Phänomen pflegt man mit dem Namen Windsbraut zu bezeichnen. Hinsichtlich desselben wollen wir nachstehenden Mythus erwähnen:

Als die Götter Midgaard erschaffen und Wallhall erbaut hatten, kam ein unbekannter Baumeister und erbot sich eine Burg zu erbauen, die den Göttern zum Schutz und Schirm gegen die Berg- und Eisriesen dienen sollte. Er bedingte sich zum Lohne die Freyja, die Sonne und den Mond. Die Götter gingen auf das Anerbieten unter der Bedingung ein, daß die Burg in einem Winter fertig werde. Hierauf bat der Baumeister um die Erlaubniß, sich der Hülfe seines Hengstes, Svadhilfari, zu bedienen, was man ihm zugestand.

Die Arbeit begann alsbald und die Götter verwunderten sich, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog, ja noch einmal so viel arbeitete als der Baumeister. Als der Winter zu Ende und die Burg fast vollendet war, so wurden die Götter wegen des Lohnes sehr besorgt; denn die Zahlung desselben hätte nichts Geringeres zur Folge gehabt, als eine endlose Herrschaft der Nacht- und Winterriesen; es wäre durch Wegnahme der lichtspendenden Gottheiten ein in ewige Nacht gehüllter Winter entstanden. Die Götter kamen daher überein, daß derjenige, welcher zu diesem Bau gerathen habe, wenn er kein Mittel fände, die Auszahlung des Lohnes zu verhüten, eines schlimmen Todes sterben solle. Der Rathgeber war Loki, jener alte mediatisirte Sonnengott, der der neuen Götterdynastie seiner Natur nach oft feindlich gegenüber stehen mußte und deshalb endlich aus dem lichtumstrahlten Asgaard nach dem finstern Niflhel verstoßen wurde. Als die Götter dem Loki hart zusetzten, so schwur derselbe, um sein Leben zu retten, den Baumeister um den Lohn zu bringen. Am nächsten Abend, als der Baumeister ausfuhr, um die Schlußsteine herbeizuschaffen, lief eine Stute aus dem Walde dem Hengste entgegen und wieherte laut. Hierüber wurde der Hengst wild, riß die Stricke entzwei und eilte mit der Mähre in den Wald, wohin ihm der Baumeister vergebens nachlief. Die

ganze Nacht stürmten die beiden Rosse umher und da auf diese Weise die Arbeit von einer Nachtlänge am Bau fehlte, so hatte der Baumeister seinen Vertrag nicht erfüllt, denn am folgenden Tag war Sommers anfang. Als hierauf die Götter die Auszahlung des Lohnes verweigerten, so gerieth der Baumeisteer in sei furchtbaren Zorn, daß den Göttern offenbar wurde, we er war. Die besorgten Bewohner Asgaards sandten daher schnell zu dem seit langer Zeit abwesenden Donar welcher auch alsbald erschien. Dieser grimmigste Feind der Winterriesen zerschmetterte mit dem Hammer den Schädel des Baumeisters und sandte ihn nach Jötunn heim zurück. Der Baumeister war nämlich Bläster, der grimmigste der Riesen, eine Personification des Winters und sein gewaltiges Roß bedeutet den Nordwind. Unter Loki, welcher in der Gestalt einer Stute den Hengst mit sich fortführte und hierauf der Pferde bestes, den achtfüßigen Sleipnir, gebar, haben wir den Südwind zu begreifen. Aus vorstehendem Mythus geht recht deutlich hervor, wie scharfsinnig unsere Väter die Er eignisse der Natur als Thaten der Götter und Riesen darstellten. Die Anschauung, wonach die vom Winde gejagten Wolken und dann die Sturmwinde selbst als ein hertobende Rosse erschienen, ist übrigens auch der griechi schen Mythologie nicht fremd. Aus dieser Idee entwickel ten sich die Centauren, die Wolkensöhne in Roßgestalt

---

24. Der Gründonnerstag.

Auf Gründonnerstag bereitet jede sorgsame Bauersfrau wo möglich ein Gemüse von neunerlei Kräutern, wenigstens sorgt sie dafür, daß unter der Speise etwas Grünes sei, und wenn auch nur Pfannkuchen mit Schnittlauch auf dem Tische erscheinen. Wer an diesem Tage nichts Grünes genießt, wird ein Esel genannt.

Da man das Fest der Eastra, welchem der Gründonnerstag schon bei den Alten voraus gegangen zu sein scheint, erst in Easturmonat, dem heutigen April, feierte und sich um diese Zeit der Sieg des Sommers über den Winter durch die Entstehung der ersten Gewitter offenbart, so wurde dem langersehnten Gott der schönen Jahreszeit an dem ihm geweihten Tage ohne allen Zweifel ein Opfer gebracht. Dieses bestand, wie bei allen Naturvölkern, aus den Erstlingen des Pflanzenreichs, namentlich aber aus Gaben, die man der Ankunft Donars zu verdanken hatte. Von diesem Opfer, welches im Haus und zwar ohne priesterliche Beihülfe gebracht werden durfte, hat sich, wie bei andern Opfern, nur das Mahl als gedankenlose Sitte erhalten.

Das beim Genuß eines frischen Gemüses noch jetzt übliche Ohrenzupfen entstand wahrscheinlich, um an den Geber der Frühlingskräuter zu erinnern und zum Dank gegen denselben aufzufordern. Donar machte nämlich, indem er von Zeit zu Zeit mit seinem Wagen über das Gewölbe des Himmels dahinfuhr, (15) die Erde grün und fruchtbar. Er galt deshalb auch als der eigentliche Gott des Sommers und wurde vorzugsweise von den Landbebauern verehrt.

Auch die Zahl 9 erinnert an den mythischen Ursprung der Gründonnerstagssitte. Die Germanen glaubten an neun Welten. Der nordische Heimdallr hat neun Mütter. Der später zu erwähnende Johanniskranz wird aus neunerlei Blumen gewunden. Ein finnisches Lied läßt von einer alten Frau neun als Knaben gedachte Krankheiten geboren werden. In einer althessischen Formel wird der Nesso mit seinen neun Jungen beschworen. Zu einer bekannten Kräuterkur ist der Saft von neunerlei Frühlingskräutern erforderlich und die Nothfeuer, welche zum Cultus gehörten, mußten mit neunerlei Holz unterhalten werden, wie denn auch bei Opfern die Zahl 9 vorherrscht.

---

25. Der Aprilsnarr.

Am ersten April ist es unter den jungen Leuten gebräuchlich, sich gegenseitig in den April zu schicken. Nach Einigen entstand diese Sitte zur Erinnerung an das Hin- und Herführen Christi von Herodes zu Pilatus und Kaiphas, gegen welche Annahme sich indessen jedes religiöse Gemüth sträubt. Nach Andern, was aber ebenso unwahrscheinlich ist, entstand sie durch das veränderliche Aprilwetter, indem Manche, durch den hellen Sonnenschein und die Frühlingsluft zu Lustpartien verlockt, oft durchnäßt nach Hause kommen und verlacht werden. Obgleich wir für den mythologischen Ursprung des Aprilnarren wenig Gründe vorzubringen haben, so wollen wir doch zwei hierher gehörige Ableitungen versuchen, sei es auch nur, um ihm für seinen positiven Ursprung den gebührenden Platz einzuräumen.

A. In England soll dieselbe Sitte bestehen, jedoch am 14. Februar, den sog. St. Valentinstag. Der Umstand nun, daß das englische Volk deutschen Ursprungs ist und seine jungen Leute am St. Valentins-

tag sich ihr Liebchen zu wählen pflegen, rechtfertigt die Vermuthung, daß das Schicken in den April ursprünglich am ersten Mai stattfand; denn in der Walpurgisnacht wählen sich hier zu Lande die jungen Leute ihre Liebchen. Wenngleich man bei unsern Voreltern im Allgemeinen schon gewußt haben mag, daß das betreffende Mädchen in die Wahl einwillige, so mag es doch hin und wieder vorgekommen sein, daß ein einfältiger Jüngling einen vergeblichen Gang machte, ja zur Verschönerung der später zu erwähnenden Walpurgisfeier von einem Mädchen zum andern mit einer abschläglichen Antwort geschickt und deshalb tüchtig verlacht wurde. Ist es doch noch in vielen Dörfern der Schweiz Sitte, daß bei der Brautwerbung das Mädchen sich dem Jünglinge verbirgt, oder ihm anfänglich eine alte betagte Person vorschiebt!

Wie es kam, daß der Scherz in Betreff des Aprilsnarren jetzt vier Wochen vor dem Ereignisse gebräuchlich ist, aus welchem er hervorgegangen zu sein scheint, ist freilich problematisch; allein es kommt häufig vor, daß Sitten und Sagen, die ursprünglich ein Ganzes bildeten, sich im Verlaufe der Zeit in ihre einzelnen Elemente aufgelöst haben und alsdann in getrennter Weise fort existiren.

B. Der Name April, welcher von dem lateinischen Wort aperire (öffnen, weil die Erde sich im April

zum Wachsthum öffnet) abgeleitet wird, wurde von Romulus dem zweiten, später dem vierten Monat gegeben. Da der erste Tag dieses altdeutschen Oster- oder Grasmonats bei den Römern zu Ehren der Venus in besonderer Weise gefeiert wurde, so ist es nicht undenkbar, daß die Posse in Betreff des Aprilsnarren römischen Ursprungs ist; zumal da der April personificirt auf antiken Denkmälern als ein närrischer Jüngling dargestellt wird, welcher mit einer Klapper und Hirtenpfeife versehen hin und herspringt, respt. tanzt.

Schließlich ist noch zu bemerken, 1) daß Venus, wie namentlich die Sagen vom Venus- oder Hörselberg darthun, mit Frouwa oder Frau Holle, welcher zu Ehren der erste Mai gefeiert wurde, Vieles gemein hat und darum auch mit derselben identificirt wird; 2) daß die englische Sitte in Betreff des St. Valentinstag nach von Hammer mit den ältesten Festen der Inder, Araber und Perser zusammenfällt, die an diesem Tag das Erwachen der zeugenden Natur feiern.

---

26. Die Herkunft des Namens Ostern.

Die Erklärung der an das Osterfest geknüpften Sitten macht es nothwendig, daß wir uns zuvor vergewissern, woher der Name dieses Festes stammt.

Alle Völker, bei denen sich Spuren des Sonnencultus finden, verehren und personificiren auch die herrliche Erscheinung, welche dem Aufgang der Sonne vorausgeht und dem Untergang derselben nachfolgt. Bei den Griechen führt diese Göttin den Namen Eos, bei den Römern Aurora. Beide Völker lassen sie sitzend auf einem goldenen Wagen aus dem östlichen Ocean emporsteigen, um von einem goldschimmernden Gewande umhüllt den Schleier der Nacht mit rosigen Fingern zu heben. Nach dem Sonnenuntergange versenkt sie sich durch das westliche Thor des Himmels wieder in den Ocean, um allmorgentlich die schöne Fahrt aufs Neue zu beginnen. Diese allgemein geliebte Personification wurde nun auch von unseren Vorfahren verehrt und zwar so hoch, daß sich die Verbreiter des Evangeliums veranlaßt sahen, ihren Namen, welcher auch zu-

gleich der ihres Festes gewesen zu sein scheint, auf das Auferstehungsfest Jesu zu übertragen. Einige Stämme nannten sie Eastre, andere Ostara, welches Wort zunächst mit Osten, als dem Aufgange, zusammenhängt, wahrscheinlich aber auch mit den angeführten griechischen und römischen Ausdrücken einerlei Stammes ist. Es steht daher zu vermuthen, daß die Ostara, gleich der Eos und Aurora, eine Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, eine freudige, heilbringende Erscheinung war. Da vorzugsweise der Frühlingsmorgen geeignet ist, die Verkündigerin des Sonnenaufgangs in ihrer ganzen Pracht erscheinen zu lassen, so wurde die Ostara nicht nur als eine Göttin des Frühlings betrachtet, sondern auch der erste Frühlingsmonat (der April) nach ihrem Namen benannt. An ihrem Feste, welches in den ersten Tagen des Frühlings stattfand und mit einem großen ungebotenen Volksthing verbunden war, wurden große Freudenfeuer angezündet und unblutige Opfer gebracht. Diese bestanden, weil die Ostara eine Göttin der sich verjüngenden Natur war, aus Frühlingsgaben, z. B. aus Kränzen der rosenfarbigen, schon im März an südlichen Bergabhängen blühenden, cultivirt unter dem Namen Tausendschön bekannten Gänseblume, der auf sonnigen Höhen wachsenden Küchenschelle und der gelben Lilie, sodann aus Eiern, welche man noch bis auf den heutigen Tag

unter dem Namen „Ostereier" verschenkt, wie denn auch jene Blumen noch jetzt „Osterblumen" genannt werden.

Ostârâ stillit chinede,
(Ostara stellt dem Kinde)
Honac egir suozziu,
(Honig Eier süße)
Hera brichit chinde
(Hera bricht dem Kinde)
pluemun plotun rotun.
(Blumen blaue rothe).
Zanfana sentit morgane
(Tanfana sendet Morgen)
neiziu scaf kleiniu.
(Weiße Schaafe kleine.)

heißt es in einem aus dem 9ten Jahrhundert stammenden Schlummerlied, welches Herr Georg Zappert in Wien auf einem Pergamentstreifen, der als Bücherrücken diente, in diesen Tagen entdeckt hat. (s. Zeitung für Norddeutschland Nr. 3255. Jahr 1859.)

Auch die Maiblumen scheinen der Ostara geheiligt gewesen zu sein, wenigstens läßt eine Sage, welche von Osterode vorhanden ist und nach welcher Maiblumen in der Hand eines schönen Mädchens in Silber verwandelt werden, solches vermuthen. Sodann mußte bis zu der im Jahr 1848 erfolgten Ablösung des

Orpheröder Zehntens jährlich von jedem Acker außer zwei Metzen Partim und einem Nösel Heidelbeeren auch noch ein Sträußchen Maiblumen an das in eine Domäne umgewandelte, ehedem der heiligen Jungfrau geweihte Prämonstratenser=Nonnenkloster zu Germerode am Meißner geliefert werden. Es ist dieses aus dem Grunde bemerkenswerth, weil die der heiligen Jungfrau geweihten Klöster in der Regel an solchen Orten angelegt wurden, die zuvor einer Göttin geweiht waren.

Die Ostara scheint, gleich der Eos, als ein sich leicht fortbewegendes, in ein goldschimmerndes Gewand gehülltes Wesen gedacht worden zu sein. Zu dieser Annahme berechtigt der Umstand, daß die zwei der Ostara geheiligten Thierchen, nämlich das „Osterkälbchen“ oder „Marienkäferchen,“ welches auch „Herrgottsvögelchen“ heißt und noch jetzt, wenigstens von den Kindern, für heilig gehalten wird, und der Osterluzeifalter, ein Tagschmetterling, welcher gleich jenem in den ersten Tagen des Frühlings zum Vorschein kommt, leicht geflügelte Insekten sind. Sodann ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Ostara, wie die Aurora, von den seeanwohnenden Stämmen aus dem Meere aufsteigend gedacht wurde, wenigstens ist es sicher, daß einige dieser Stämme annahmen, daß das feste Land vom Ocean rings umflossen sei. Wo in der Edda von der Ursache der Sonnenfinsterniß die Rede ist, heißt es: „daß der Riesenwolf

Skold, welcher der Sonne nachstrebe, um sie zu verschlingen, der scheinenden Gottheit in die dämmernde Fluth folge." Hieraus folgt aber, daß auch die Ostara Abends in das Meer hinabsank und Morgens aus demselben sich erhob. Die Binnenländer, bei denen von einem Meere nicht die Rede sein kann, bringen die Frau Holle, mit welcher unsere Ostara zwar nicht materiell, aber doch dem mythischen Begriffe nach später zusammengeflossen zu sein scheint, gleich ihrer andern Doppelgängerin der Nerthus, häufig mit dem Wasser in Beziehung, sie wird nämlich, wenn auch nicht in einem See, so doch in ihrem auf dem Meißner gelegenen Teiche, dem sogenannten Frau Hollenteiche, wohnend gedacht.

---

27. Das Osterfeuer.

In den katholischen Landgemeinden des Kreises Kirchhain werden am Ostersonnabend von den gläubigen Familien Buchenklötze auf den Kirchhof gebracht, daselbst auf einen Haufen gelegt und in Brand gesteckt. Sobald sämmtliche Klötze von der Flamme ergriffen sind, segnet der Priester das hochauflodernde Feuer, steckt an demselben die am Charfreitag ausgelöschte ewige Lampe wieder an und weiht das Wasser, welches die Gläubigen in Flaschen mitgebracht haben. Hierauf wird das Feuer wieder gelöscht und jede Familie nimmt ihren angebrannten Klotz und ihr geweihtes Wasser mit nach Hause. Ersterer wird bei einem Gewitter zum Schutze des Hauses auf dem Herde in Brand gesteckt, letzteres zu religiösen Heilzwecken und zur Besprengung beim Morgen- und Abendgebet verwendet. Auch in protestantischen Orten ist es Sitte zur Feier des Osterfestes einen großen Holzstoß in Brand zu stecken, so namentlich in Sooden an der Werra, wo das Osterfeuer vom ersten bis zum dritten Festtage auf einer Anhöhe neben den spärlichen Trümmern der Westerburg unterhalten wird

und im Schaumburgischen, wo am Abend des ersten Ostertages auf den Bergen, namentlich der Paschenburg (Pascha = Ostara) die Osterfeuer brennen. Auch wird unter den Protestanten, besonders in der Provinz Oberhessen, beim Herrannahen eines Gewitters ein Buchen- oder Eichenklotz auf dem Herde in Brand gesetzt; allein das Anbrennen desselben findet hier nicht zu Ostern, sondern zu Weihnachten statt. Man kennt deshalb auch an den betreffenden Orten keine Oster-, sondern Christklötze.

Wir haben zur Erklärung vorerwähnter Sitten drei Punkte in Betracht zu ziehen:

1) das Feuer,
2) die ewige Lampe,
3) die Weihe des Wassers und der Klötze, sowie die Anwendung derselben.

1) Obgleich das Feuer von unseren Vätern im ersten Stadium ihrer Cultur unmittelbar für ein höheres Wesen gehalten wurde, so war es doch später, wie solches bei allen Naturvölkern der Fall ist, nur ein Sinnbild der Sonne oder der von derselben abstrahirten Götter. Erwägen wir nun 1), daß diese Götter zu Anfang des Frühlings in die Haine einzogen; 2), daß die Eastre, gleich der Eos, zu den Sonnengöttern gehörte und 3) daß die Kirchhöfe, wie sich an einem andern Ort ergeben

wird, ursprünglich nicht nur einen Theil der Haine bildeten, sondern auch auf hohen Punkten lagen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß das Osterfeuer, welches in früheren Jahrhunderten auf allen Kirchhöfen oder auf nahgelegenen Bergen flammte, gleich dem Christ-, Fasten- und Johannisfeuer ein Rest des altdeutschen Sonnen-, insbesondere des Eastrecultus ist.

2) Die Preußen und Wenden, deren Religion mit derjenigen unserer Väter Vieles gemein hat, unterhielten als Sinnbild des Perkunos vor der heiligen Eiche zu Romove ein ewiges Feuer. Die Parsen oder Behendi unterhalten ebenfalls an heiligen Orten als Sinnbild des Ahuramazda ein ewiges Feuer. Auch das Feuer, welches auf dem Brandaltar in einem Vorhof des Tempels zu Jerusalem unterhalten wurde, ist, weil es bei Einweihung der Stiftshütte von Jehova ausgegangen sein soll und wir diesen Gott schon einigemal für die Abstraktion eines Sonnengottes halten mußten, von dem Feuer des Ormuzd und des Perkunos nicht wesentlich verschieden. In Betracht, daß vorerwähnte Feuer nach einem Erlöschen, gleich dem der Hestia, durch Mitwirkung der Sonne wieder angezündet werden mußten, und unser Osterfeuer zu Ehren der Ostara flammte, ist es

nicht ganz unwahrscheinlich, daß die ewige Lampe, gleich dem ewigen Feuer Jehovas, des Ormuzd, des Perkunos und der Hestia im Sonnencultus ihren Ursprung hat. Beachtenswerth in dieser Hinsicht ist der Umstand, daß das Feuer, welches man vormals auf dem Herde zu Ehren der Götter Tag und Nacht unterhielt, aber am Ostersonnabend auslöschte, mittelst der geweihten Osterkerze (Sonne) wieder in Brand gesteckt wurde.

3) Schon einigemal ist davon die Rede gewesen, daß Quellen, Flüsse, Seen, Luft und Feuer ursprünglich für höhere Wesen, später jedoch nur für Wohnungen derselben gehalten worden sind. Es wurden demzufolge viele Quellen, Flüsse und Seen, nach wie vor, für so heilig gehalten, daß man ihrem Wasser unter gewissen Bedingungen die wunderbarsten Wirkungen zuschrieb. Zu diesen Bedingungen gehörte das Abholen und Anwenden des Wassers zu gewissen Zeiten und unter gewissen Formeln. Der Umstand nun, daß in dergleichen Aeußerlichkeiten der eigentliche Kern des Naturcultus besteht, machte es erforderlich, daß man dieselben bei Einführung des Christenthums abzuschaffen suchte. Weil aber Solches nur in sehr wenigen Fällen vollständig gelang, so war man wenigstens bemüht, den heidnischen Sitten ein christliches Gewand zu

geben und eine solche aus der Religion der Väter unmittelbar hervorgegangene Sitte, welche nachher von der Kirche sanctionirt ward, ist die vorerwähnte in Betreff des Wassers. Auch der Gebrauch des Weihwassers, welches sich in einem Kessel am Eingang der Kirchen und zwar innerhalb derselben befindet, stammt nachweislich in fast unveränderter Weise aus dem Heidenthum, jedoch aus dem griechischen. Am Eingang der Tempel stand nämlich der Weihkessel, aus welchem sich die Eintretenden entweder selbst besprengten oder bei besonderen Gelegenheiten mittelst eines aus Oelzweigen bestehenden Wedels durch den Priester besprengt wurden. Der Zweck dieser Sitte, d. h. der Glaube, welcher sich an die Anwendung dieses Wassers knüpft, ist ebenfalls in unveränderter Weise von der Kirche beibehalten worden; denn nach wie vor soll dasselbe die bösen Geister vertreiben, Krankheiten und Feuersbrünste verhüten, glückliche Niederkunft befördern, Gewitter vertreiben, gleich den Gangesbädern von Sünden reinigen und die Qualen des Fegfeuers mildern. Selbst der Ritus, nach welchem das christliche Wasser geweiht wird, ist in nur wenig veränderter Weise mythologischen Ursprungs, denn die Stelle des Brandes, welchen der heidnische Priester vom heiligen Feuer der Altars nahm

und in das Wasser hielt, vertritt bei den Christen
eine geweihte Kerze.

Außer der Eiche scheint auch die Buche, wahrscheinlich
aber die Hainbuche, in einigen Gegenden Deutschlands,
namentlich in dem früher eichenarmen Buchoniren, dem
Donar geheiligt gewesen zu sein. Da die Anwendung
der geweihten Klötze von derjenigen der geweihten Palm
nicht abweicht, so dürfen wir zur Erklärung der Sitte
beim Herannahen eines Gewitters einen Buchenklo
auf dem Herde in Brand zu bringen, auf 23. verweise

---

28. Das Osterwasser.

Bei den Uferbewohnern der Fulda, Ohm, Lahn, Schwalm, besonders aber der Edder und unter diesen vorzugsweise zu Frankenberg herrscht der Gebrauch, in der ersten Osternacht zwischen **11** und **12** Uhr eine Quantität Wasser stillschweigend zu holen und sorgfältig aufzubewahren. Diesem sogenannten Osterwasser, welches das ganze Jahr hindurch wohlschmeckend bleibt, wird eine außerordentliche Heilkraft zugeschrieben, besonders bei Augen- und Hautkrankheiten. Auch das Vieh wird zur vorerwähnten Zeit in den Fluß getrieben, weil es alsdann das ganze Jahr über von Krankheiten verschont bleiben soll.

In der Umgegend von Sooden am Meißner ist eine ähnliche Sitte vorhanden. Dort wallfahrten die Schulkinder, von den Lehrern, Eltern und andern Personen begleitet, vor Sonnenaufgang an besondere Quellen. So z. B. die Einwohner von Hilgershausen und Kammerbach zum Hohlstein, in dessen Teich noch jetzt zuweilen eine weiße Jungfrau gesehen wird. Ist der Zug

bei der Quelle angekommen, so wird zunächst ein Choral
gesungen, hierauf Blumen in das Wasser geworfen und
alsdann die mitgebrachten Gefäße gefüllt. In frühern
Zeiten soll man sich auch noch gebadet haben, nament-
im Hohlsteinsteich.

Es ist in den vorigen Abschnitten darauf hingewiesen,
wofür die Quellen, Flüsse, Teiche von unseren Vor-
eltern gehalten wurden und daß man sie nur unter ge-
wissen Bedingungen für heilkräftig angesehen habe. Ein
Blick auf andere Naturvölker zeigt uns, daß zu diesen
Bedingungen 1) Gebet und Opfer gehörten und 2) daß
man das Wasser vor Sonnenaufgang anwendete oder
doch herbeiholte. Am heilkräftigsten war das Wasser,
wenn beides an solchen Tagen geschah, die einer Gott-
heit geheiligt waren. So werden die Gangesbäder
an den Festtagen der in dem Ganges wirkenden Gott-
heit für ganz besonders wirksam gehalten; auch der
heilkräftige Teich Bethesda hatte seine Heilkraft nicht
stets, sondern gab den Badenden nur dann die Genesung
zurück, wenn er von einem Engel bewegt wurde. Joh. 5, 3
Es ist dieses deshalb nicht außer Acht zu lassen, weil
die Götter, wie schon erwähnt wurde, sobald ihre Ver-
ehrer zum Monoteismus übergehen, theils zu Engeln
theils zu Teufeln umgewandelt werden.

Erwägen wir nun, daß die Ostara zu den verehrtesten
Gottheiten gehörte, gleich der Aurora vor Sonnenauf-

gang aus den Fluthen des Oceans emporstieg (26) und zu der Frau Holle in sehr naher Beziehung stand, so wird es uns auch klar werden, daß die Sitte des Osterwassers echt mythologischen Ursprungs ist, ja daß die Gewohnheit, an den Quellen gottesdienstliche Lieder zu singen und Blumen in das Wasser zu werfen, schon bei unseren heidnischen Voreltern vorhanden war.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß man dem Diemelnix alljährlich Brod und Früchte in den Fluß hinabwirft und wenn in der Edder, Lahn und Schwalm ein Mensch umkommt, so sieht man in diesem Ereigniß ein Opfer, welches der Fluß jährlich verlangt und erhält.

---

29. Die Ostereier.

Zu Ostern, besonders am Morgen des ersten Festtages, „legt der Has'", d. h. gesottene bunte Eier werden den Burschen von den Mädchen und den Kindern von den Eltern geschenkt. Die Eier für die Kinder werden entweder einzeln in einen wirklichen Garten versteckt oder zusammen in ein mit Spänen umzäuntes, mit Moos und Heu ausgefülltes Gärtchen gelegt, welches Tags zuvor von den Kindern gemacht worden ist und „Hasengärtchen" heißt. Auch bekommen zu Ostern fast alle Pfarrherrn eine Anzahl Eier, die Ostereier, geliefert, welche jedoch weder gekocht noch gefärbt sind.

Um die dieser seit undenklichen Zeiten üblichen Sitte zu Grunde liegende Idee kennen zu lernen, so wollen wir zunächst den mythologischen Charakter des Hasen beleuchten.

1) Viele Kräuter werden nach dem Hasen benannt.

2) Es ist ein sehr alter und weitverbreiteter Glaube, daß ein quer über den Weg eines Wanderers springender Hase eine schlimme Vorbedeutung sei und die Mahnung zur Umkehr enthalte, woraus

hervorgeht, daß unsere Voreltern annahmen, daß der Hase im Dienste einer Gottheit stehe, welche den Menschen warnen will, seinem Willen zu folgen.

3) Man erzählt von Frauen, Kreis Kirchhain, welche ihre Gestalt, analog dem Werwolf, in Hasen umwandeln können, woraus ersichtlich ist, daß der Hase einst in einer ähnlichen Beziehung zu einer Göttin stand wie der Wolf zu einem Gott.

4) An vielen Orten ist von gespenstischen Hasen, jedoch meist von dreibeinigen die Rede, was deshalb ganz besonders beachtenswerth ist, weil ein dreibeiniges Gespenst immer auf eine Gottheit hindeutet.

5) Der Hasenhüter in Bechsteins und Wolfs Märchen gibt der Vermuthung Raum, daß, wie man der einen Gottheit Rosse, einer anderen Bären, einer dritten Schweine, einer vierten Katzen, einer fünften Hirsche zu Ehren unterhielt, solches auch mit den Hasen der Fall gewesen sei, zumal da der Herr der Hasenheerde ein König ist und der Hüter derselben seine schwierige Aufgabe nur mittelst einer Pfeife zu lösen vermag, welche ihm nach Bechstein von einem grauen Weibchen (Frau Holle), nach Wolf von einem grauen Männchen (Wuotan) geschenkt worden war.

6) Der Hase wurde wegen seiner Schnelligkeit unter die Götter versetzt, weshalb noch jetzt ein Gestirn

der südlichen Hemisphäre unter den Füßen d
Orion „Hase“ genannt wird.

7) Die Mongolen erzählen: „Bogda Dschakdschiamun
der oberste Gott des Himmels, habe sich einst
einen Hasen verwandelt, um einem verhungernd
Wandersmann als Speise zu dienen.“

8) Bei den Ceylonesen (Singalesen) heißt es: „A
Buddha einst als Einsiedler auf der Erde umhe
wanderte, versetzte er einen Hasen, welcher ihm da
Leben gerettet hatte, in den Mond, wo derselb
noch jetzt im Lichte des Vollmonds zu sehen ist.

9) Bei den Britten war der Hase der Andarte od
Andate heilig, welche eine Göttin des Sieges un
Glückes ist und in einem Haine verehrt wurde.

Aus den angeführten Gründen geht hervor, daß d
Hasen in religiöser Beziehung eine nicht unbedeutend
Stellung eingenommen haben und da man sie noch i
der Gegenwart als Wesen bezeichnet, welche früh Mo
gens die buntfarbigen Ostereier legen, so ist zu vermu
then, daß sie bei der Ostara wegen ihrer windgleiche
Schnelligkeit den Dienst versehen, welchen die geflüge
ten Rosse Lampos und Phaethon der Eos erwiesen.

Erwägen wir nun 1) daß und warum der Ostara Ei
geopfert wurden (26), 2) daß Eier, indem sie thierisch
Natur sind, nur durch die Hand der Priester geopfe
werden konnten und 3) daß sich viele Opfer formell (

halten haben, ja sogar einige im Schooß der Kirche, (8) so ergibt sich die Berechtigung den Gebrauch, den Geistlichen zu Ostern Eier zu liefern, für einen Rest des Eastreecultus zu erklären. Sodann ist es höchst wahrscheinlich, daß schon bei unseren Voreltern die Sitte war, den Kindern Ostereier auf die obenbezeichnete Art legen zu lassen und zwar um denselben anschaulich zu machen, wie gütig und verehrungswürdig die Ostara sei.

Anmerkung.

Indem die Eier als ein sehr treffendes Symbol des in Nacht und Schlaf gefesselten Lebens zu betrachten sind und die Ostara sich mit der Iduna mehrfach berührt, vielleicht nur eine Schattirung derselben ist, so hat es einige Wahrscheinlichkeit für sich, anzunehmen, daß die buntgefärbten Haseneier ursprünglich ein Sinnbild der goldenen Aepfel waren, welche die in einem vielfarbigen Gewand erscheinende Iduna den in Walhall einkehrenden Helden gab, zumal, da es ein weitverbreiteter, fast in allen Schichten der Bevölkerung vorhandener Gebrauch ist, einem bewährten Hausfreund, nachdem derselbe längere Zeit abwesend war, beim ersten Wiederkommen ein Ei, wenn auch nur in Worten, zu überreichen.

---

30. Dritte Ostertagssitte.

Hierher wollen wir das Eierlesen, die kriegerischen Spiele, das Anfertigen des Strohmanns, den Kampf mit dem Drachen, den Hahnenschlag und das Ausstecken der Palmen rechnen.

In mehreren Orten, namentlich in dem Dorfe Löhlbach, Kreis Frankenberg, herrscht seit undenklichen Zeiten die Sitte, daß am dritten Ostertag Eier gelesen werden und zwar auf folgende Weise: In der Nacht vom zweiten auf den dritten Festtag gehen Bursche von Haus zu Haus und klopfen an die Thüren, worauf si Eier erhalten. Diese werden am nächsten Vormitta auf einem großen Rasenplatz außerhalb des Ortes s in eine Reihe gelegt, daß zwischen je zweien ein Fu breit Raum bleibt. Hierauf bilden die Bursche zwe Parteien, von denen eine jede aus ihrer Mitte eine Schnellläufer wählt. Von diesen muß der eine nac einem benachbarten Orte laufen, der je nach der Meng der Eier zuweilen über eine Stunde weit entfernt is der andere hebt in derselben Zeit möglichst rasch i

vollem Laufe die Eier auf, jedoch so, daß er an jedem Ende der Reihe immer nur ein Ei wegnimmt und in einen bereitstehenden Korb legt, welcher nicht von der Stelle gerückt werden darf. Auch darf kein Ei entzwei gehen. Die Partei, deren Läufer die ihm gestellte Aufgabe zuerst löst, hat bei dem später folgenden gemeinschaftlichen Eieressen freien Trunk.

Die Bewohner von Sooden und der Nachbarschaft, gehen am dritten Ostertag auf die Westerburg, (27) werfen das am ersten Feiertage angezündete Osterfeuer auseinander und treiben kriegerische Spiele, worauf hinter die Wahl gezogen und ein neuer Burgmann gewählt wird.

Obgleich sich das Eierlesen vorzugsweise auf die Ostara und ihre schnellfüßigen Diener, die Hasen, zu beziehen scheint, so ist doch auch in diesem Spiel, besonders im Hinblick auf Sieg und Niederlage der Parteien, das Element nicht zu verkennen, welches den Grundcharakter der Westerburger Spiele bildet. Hören wir darum, welchen Hintergrund diese Kampfspiele haben.

Es ist schon einige Male erwähnt worden, daß Götter und Riesen beständig mit einander Krieg führten und zwar so, daß im Herbste die Riesen, im Frühling die Götter siegten. Indem nun unsere Voreltern die Thaten der höheren Mächte nicht nur in Gesängen,

sondern auch in dramatischen Darstellungen feierten, so ist
es wahrscheinlich, daß vorerwähnte Spiele Nachklänge
jenes zur sinnlichen Anschauung gebrachten Krieges
sind, wie denn auch die im April laut werdende, durch
das in Schneestürmen und Sonnenschein abwechselnde
Wetter veranlaßte Redensart: „es streitet der Sommer
mit dem Winter," mythologischen Ursprungs ist.

In Rauschenberg und andern Orten fertigen die
Bursche am dritten Ostertag einen Strohmann an,
welchem sie durch einen abgenutzten Hut, langen Flachs-
bart und ähnliche Dinge das Aussehen eines alten
Mannes geben. Hierauf setzen sie den Popanz auf
eine Leiter, ein altes Pferd oder einen Karren und
begeben sich mit ihm unter Begleitung einer jubelnden
Schaar vor jedes Haus. Ohne daß der Strohmann
oder dessen Dienerschaft den Zweck des Besuchs auszu-
sprechen nöthig hat, wird alsbald eine in etlichen
Eiern und einem Stücke Wurst oder Speck bestehende
Gabe verabreicht, welche Gegenstände dann Abends
von den Acteurs unter lautem Jubel verzehrt werden.
In Betracht daß 1) im April die letzten Schneeschauer
fallen: „denn es ist kein April so gut, er schneit dem
Pflüger auf den Hut"; 2) das Winter- sowie das
Todaustreiben auch bei andern Völkern an Strohmän-
nern symbolisch vollbracht wird und 3) die Riesen des
Winters gleich den Sommergöttern zu Roß auf den

Walstatt erschienen, — dürfen wir in dem Umherziehen des Strohmanns den letzten Act jener dramatisch dargestellten Kampfspiele oder den Abzug der besiegten Winterriesen sehen. Die dem Strohmann dargereichte Gabe mag ehemals ein Dankopfer gewesen sein, durch welches man sich von der einstweiligen Fortdauer seiner Herrschaft loskaufte.

In einem See, welcher am Fuße des Landeckerberges im Kreise Hersfeld lag und sein Dasein noch jetzt durch rothe Erde beurkundet, hausete einst ein Drache oder Lindwurm, welcher jährlich eine Jungfrau entführte. Zur Zeit der Einführung des Christenthums raubte das Ungeheuer eine wunderbar schöne Prinzessin, was St. Georg veranlaßte auf seinem weißen Rosse (9) aus unbekannter Ferne herbeizueilen und zur Rettung der Jungfrau einen Kampf mit dem Drachen zu wagen. Der Kampf war fürchterlich, fiel aber doch endlich zu Gunsten des Ritters aus, welchem es gelang seine Lanze so tief in den Leib des Ungeheuers zu stoßen, daß dasselbe todt zur Erde fiel und mit der Menge seines Blutes den See roth färbte.

Zur Erklärung dieser vielfach vorhandenen Sage, die sich in der angegebenen Gegend recht speziell localisirt hat, ist es erforderlich die drei in ihr vorkommenden Persönlichkeiten etwas näher zu betrachten. Die Winterriesen, welche von einem Urwesen Namens Vindloni abstammen und

darum auch im Character wenig verschieden sind, schmolzen bei Einführung des Christenthums mit dem Begriff des biblischen Teufels zu einer Person zusammen und wurden als solche, worauf ähnliche Sagen anderer Völker namentlich die scandinavische von Sigurd (deutsch Siegfried), desgleichen die angelsächsische von Beowulf hinzuweisen scheinen, in Schlangen- oder Drachengestalt dargestellt. Sie entführten in jedem Herbst, was in der folgenden Nummer besprochen werden soll, die jungfräuliche Idune und gaben dieselbe erst dann wieder frei, wenn sie sich im Frühling von den Göttern, namentlich von Wuotan und Donar besiegt sahen. Wie nun auf dem Wege der christlichen Tradition Idune in eine Prinzessin umgewandelt erscheint, so wurden auch Wuotan und Donar im Ritter St. Georg zu einer Person vereinigt und als ein schöner, mit übermenschlicher Kraft ausgerüsteter Jüngling dargestellt. Der diesem Helden geweihte Tag, der 23. April, erinnert ebenfalls an Wuotan und Donar, denn die Rückkehr des ersteren aus der Unterwelt wurde kurz nach und die des letzteren kurz vor Ostern festlich begangen: Auch ist es bemerkenswerth, daß der in einem Theil Scandinaviens „Odinsmandar" genannte Jahresabschnitt mit dem 23. April sein Ende erreicht.

An dem Orte, wo der Drachenkampf Statt gefunden hatte, wurde zur Ehre des Helden eine Kapelle

errichtet, von welcher jedoch nur noch ein Stein vorhanden ist. Derselbe befindet sich über der Hausthüre eines Wirthshauses zu Schenklengsfeld und versinnbildlicht gleich dem Wirthsschilde den Kampf. Eine andere noch nicht zerstörte Kapelle an demselben Ort ist der heiligen Maria geweiht. Allein da der Mariencultus sehr häufig da vorkommt, wo unsere Voreltern ihre gute Frau Holle oder eine von derselben abgeleitete Göttin verehrten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch hier die heilige Jungfrau an die Stelle einer heidnischen Gottheit, vielleicht der Idune, getreten ist.

Mit dem obenerwähnten Eierlesen hat die Osterfeier zu Löhlbach noch nicht ihr Ende erreicht. Nach dem Mittagsessen wandert Alt und Jung auf einen nahegelegenen Berg, auf dessen abgeplattetem Gipfel, ungefähr in der Entfernung von 100 Schritt, zwei Pfähle in den Boden geschlagen sind. Um den einen Pfahl schaaren sich diejenigen Männer und Bursche, welche in dem bevorstehenden Wettstreit Theil nehmen wollen, an dem andern aber ist mittelst eines langen Seiles ein Hahn, welchem die Augen verbunden sind, befestigt. Frauen, Mädchen und Kinder umlagern beide Punkte. Sobald die Acteurs vom Festordner nummerirt sind, wird derjenige, welcher die erste Nummer hat, mit verbundenen Augen dreimal um den Pfahl geführt und als

dann in die Nähe des andern Pfahles gestellt. Hierauf bekommt er einen langen Stock in die Hand und den Befehl zum Fortgehen. Glaubt er den Hahn treffen zu können, so schlägt er dreimal zu. Verfehlt er jedoch denselben, so kommt der zweite Bursch an die Reihe u. s. w. Wer das Glück hat, den gewünschten Schlag zu führen, wird bekränzt, erhält den Hahn als Preis und wird unter lautem Jubelgesang in das Dorf zurückbegleitet. Als Nachfeier wird das von den Acteurs zu gleichen Theilen erhobene und von dem Helden des Tages in bedeutendem Maße gespendete Geld vertrunken.

Bei anderen Volksfesten wird der Hahn auch wohl unter einen irdenen Topf gesetzt. Wer diesen trifft, erhält den Hahn als Preis, vorausgesetzt, daß dieser die durch Zertrümmerung des Topfes erlangte Freiheit nicht benutzt und davon fliegt.

Da der Hahn dem glückbringenden Wuotan geweiht war und das Hahnengeschrei als ein glückbringendes Zeichen galt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der fast in ganz Deutschland zur Belustigung dienende Hahnenschlag unseren Voreltern ein Ausspruch der Götter, d. h. ein Orakel war.

In den katholischen Orten des Kreises Kirchhain werden am dritten Ostertag die Palmen ausgesteckt: „Auf Emaus steckt man die Palmen us," d. h. ein

Theil jener auf Palmarum geweihten Weidenzweige wird in feierlicher Weise rings um die Saatfelder gesteckt, damit dieselben nicht behext werden können. Zur Erklärung dieser Sitte muß daran erinnert werden, daß Alles, was unsere Vorfahren den Göttern, Halbgöttern und Riesen beilegten, z. B. die Hervorbringung von gutem und bösem Wetter, später den Zauberern und Hexen zugeschrieben wurde.

---

31. Die Ankunft der Schwalben.

Bekanntlich kehren Mitte April die Schwalben aus dem Süden zurück. Obgleich diese Vögel als Rauchschwalben das Innere und als Hausschwalben das Aeußere unserer Häuser durch ihre Nester belästigen und verunreinigen, so sind sie doch gleich den Störchen des größten Schutzes gewiß, ja sie werden im vollen Sinn des Wortes für heilig gehalten, so daß wer eine Schwalbe tödtet, sich schwer versündigt.

Der Grund dieser Verehrung liegt jedoch nicht in dem Umstand, daß die Schwalben Insektenfresser sind, denn sonst müßten auch die übrigen Insektenvögel sich gleichen Schutzes erfreuen, was doch nicht einmal bei unseren besten Sängern der Fall ist. In früheren Jahrhunderten war die Verehrung noch weit größer, so mußten z. B. die Thurmwärter die Ankunft der ersten Schwalbe sofort der Ortsbehörde anzeigen, welche dann das erfreuliche Ereigniß ohne Verzug öffentlich bekannt machte.

Sobald die Blätter der Bäume anfangen gelb zu

werden, was im Allgemeinen in der Mitte des Sep=tember der Fall ist, ziehen die Schwalben wieder fort. Nur wenige derselben, wahrscheinlich die schwachen, ver=kriechen sich beim Hereinbrechen des Winters in Erd=löcher, was namentlich bei der Uferschwalbe der Fall sein soll, oder kommen in den Sümpfen um.

Beides hat die früher verbreitete Meinung veranlaßt, daß die Schwalben gleich den Winterschläfern im Herbste in Erstarrung fielen.

Zu den Göttern, welche im Spätherbst, theils als ausgewandert, theils als gestorben betrachtet wurden, gehörte auch die schöne nie alternde Idune. Sie war die Personification des grünen Schmuckes der Blätter, wurde aber, wenn dieser vergilbt oder grau geworden, für gestorben, auch wohl für durch die Riesen entführt gehalten. Im ersten Falle war sie bei ihrer Mutter, der Hel oder Hellia, unter welcher wir die Frau Holle, als Todesgöttin und Vorsteherin von Nifheim, zu be=greifen haben, im letzten Falle war sie im Vaterland der Feuerriesen, in Muspellheim, welches ebenfalls unter der Erde aber weit im Süden lag und deshalb auch Feuerland genannt wurde. Die Personification des aus Muspellheim kommenden Windes war der in (23.) erwähnte Loki. Dieser Gott brachte denn auch, sobald Thor die Winterriesen besiegt und nach Jötunn=heim zurückgetrieben hatte, die allgemein geliebte Idune

aus Muspellheim nach Walhall zurück, wobei sie die Gestalt der ihr geheiligten Schwalbe hatte. Auch aus Nifheim wurde Idune geholt, höchst wahrscheinlich ebenfalls von Loki, indem dieser als Personification des unterirdischen Feuers und als Mitregent in der Unterwelt zur Hel in naher Beziehung stand. Im Hinblick auf den vorstehenden Mythus bedarf es keiner anderweitigen Begründung, daß die sehr im Abnehmen begriffene Verehrung der Schwalben mythologischen Ursprungs und ein Rest des Cultus ist, welcher der Idune zu Theil wurde.

---

32. Die Ankunft des Kukuks.

In der Mitte des April kommt der Kukuk an. Es gibt noch Menschen, welche glauben, daß sie, wenn sie beim ersten Rufe desselben Geld in der Tasche hätten, solches während des ganzen Jahres besitzen würden; auch ist es hin und wieder noch Sitte, daß, wer unter dem Hausgesinde dem Hausherrn zuerst die Ankunft des Kukuks meldet, ein Stück Speck bekommt. Allgemeiner aber ist der Gebrauch, daß man beim ersten Ruf des Kukus folgendermaßen spricht:

„Gottesknecht!
sag mir recht,
wie viel Jahr' ich noch zu leben hätt'."

Wie viele Male der Kukuk hierauf noch ruft, so viele Jahre hat der Fragende noch zu leben. In Schweden fragen die heirathsfähigen Jungfrauen an, wie viele Jahre sie noch Mädchen bleiben und wieviele Kinder sie bekommen würden. Ist in beiden Fällen die Zahl zu groß, so gehen sie ärgerlich von dannen und behaupten der Kukuk säße auf einem närrischen Ast.

Da, was schon einige Male Erwähnung fand, die Götter des Glücks und Reichthums, der Liebe und Fruchtbarkeit im Frühling aus der Unterwelt zurückkehrten, so durfte allerdings der fast zu der nämlichen Zeit aus fremder Gegend eintreffende Kukuk als mit ihnen im Zusammenhange stehend oder als ihr Bote und Diener gedacht werden. Ob und in wie weit aber Solches bei unseren Voreltern wirklich der Fall war, geht daraus hervor, daß die Erscheinung dieses Vogels, wie die der Götter selbst, als glückbringend betrachtet wird, ferner daraus, daß man wähnt, er sei, wie diese, im Besitze göttlicher Weisheit, um deren Kundgebung er von den Menschen angegangen wird.

Unter den Göttern selbst ist nun aber Wuotan nicht nur derjenige, welcher stets als allwissend, als Herr über Leben und Tod und Lenker der Geschicke erwähnt wird, sondern er ist auch namentlich der Urheber der Wahrsagekunst, der Erfinder der Runen, durch welche er sonst unmögliche Dinge ermöglichen konnte. Seine Allwissenheit und sein Schauen in die Zukunft lagen zum großen Theile in dem Runenzauber, den er sowohl in Walhall, als in Midgaard ausübte. Wenn wir daher finden, daß ein für göttlich gehaltener Vogel die Zukunft enthüllt, auf welchen Gott sollte dies näheren Bezug haben, als auf den Vater der Runen, auf den allwissenden und zaubermächtigen Wuotan? Was dieser

Vermuthung noch erhöht, ist die landesübliche Verwünschung: „ich wollte, daß Du beim Kukuk wärest“ oder „ich wollte, daß Dich der Kukuk holte!“

Unter diesem Kukuk ist nämlich der Teufel zu verstehen, als dasjenige Wesen, zu welchem die höheren Mächte nach Einführung des Christenthums in der Regel herabgewürdigt wurden, z. B. hieß der Segen: „far thu til Odhinn“ später als Fluch angewendet „fahr du zum Teufel!“ Wir zweifeln nicht daran, daß aus diesem Grund unsere Schaumcicade, welche sich schon zu Anfang des Frühlings hören läßt und wegen ihrer raschen Fortpflanzung zu den Thieren Wuotans gehört haben mag, „Teufelchen“ genannt wird, zumal da der Schaum, welchen sie bei ihrer Entwickelung um sich bildet, „Kukuksspeichel“ heißt.

---

33. Walpurgis.

Sobald am 30. April die Sonne untergegangen ist, werden auf dem Lande an alle Thüren, besonders an die der Viehställe, drei Kreuze gezeichnet.

Wer solches unterläßt, läuft Gefahr, daß die Hexen in der Nacht durch die ungezeichneten Thüren einkehren und großen Schaden stiften.

In der Walpurgisnacht zwischen 11 und 12 Uhr ist nämlich auf dem Blocksberg eine große Teufel- und Hexenversammlung unter dem Vorsitz des obersten Teufels. Diejenige Hexe, welche sich der besonderen Zuneigung des gewaltigen Herrschers zu erfreuen hat, reitet zuweilen in Gestalt einer schwarzen Katze entweder auf einem Ziegenbock oder fährt in einem mit Rossen bespannten, aus der Erde zum Vorschein gekommenen Wagen durch die Luft an den Ort der Versammlung. Auch die übrigen Hexen reiten oder fahren größtentheils in Gestalt schwarzer Katzen. Alle Hexen erscheinen mit ihrem Buhlteufel, denn Buhlerei ist der Hauptzweck der Versammlung. Der oberste Teufel sitzt in Bocksgestalt, jedoch mit menschlichem Angesicht, auf einem hohen Stuhle,

wo er jene schon vor der Ankunft begünstigte Hexe zur Königin macht und über die begangenen und noch zu begehenden Thaten der Anwesenden Gericht und Berathung hält. Hierauf wird beim Scheine schwarzer Fackeln ein großes Gastmahl gehalten, wobei nur Sonntagsbrod gegessen wird. Der Wein muß ebenfalls Sonntags gefaßt sein und wird aus Kuhklauen und Pferdeköpfen getrunken, nur die vornehmeren trinken ihn aus silbernen Schalen. Nach dem Mahl wird ein Tanz aufgeführt, bei welchem sich die Tanzenden den Rücken zukehren. Das Fest endigt damit, daß sich der große Teufel zu Asche verbrennt, welche als Zaubermittel an die Hexen vertheilt wird.

In derselben Nacht und Stunde, in welcher vorerwähnte, in den Acten der Hexenprozesse vielfach beschriebene Vermählungsfeier stattfindet, wird an vielen Orten der Kreise Kirchhain und Ziegenhain eine früher allgemein verbreitet gewesene Sitte geübt, nämlich

„das Mailehn ausgerufen“.

Zu diesem Zweck ziehen die Jünglinge, welche zur Wahl eines Liebchens das erforderliche Alter haben und durch einen besonderen Act in die junge Mannschaft aufgenommen worden sind, (in Rauschenberg heißt dieses, „geburscht werden“) eine Stunde vor Mitternacht singend auf eine außerhalb des Ortes gelegene Anhöhe und zünden daselbst ein großes Feuer an. Ist

dieses in vollem Brande, so stellt sich Einer der Jünglinge auf eine Erhöhung und ruft mit lauter Stimme eins der heirathsfähigen Mädchen beim Namen und auch den Jüngling, welchen das Mädchen schon zum Liebsten hat oder mit welchem man es im Scherze oder Ernst zu beglücken wünscht. Hierauf ermahnt der Redner die Versammlung auf das erste Lehn, nämlich auf das ausgerufene Mädchen, zu bieten. Es wird alsdann ein kleiner Betrag als Gebot genannt. Ist das Mädchen beliebt, so bietet einer den andern ab, sucht es aber in der Regel so einzurichten, daß das Sprüchwort: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim", in Erfüllung geht, d. h. daß schon bestehende Verhältnisse nicht aufgelös't werden, sondern gerade zur Bestätigung kommen. Hat ein Mädchen das Unglück so zu mißfallen, daß es von Niemandem zum Schatz begehrt wird, so schweigen entweder Alle, oder es wird statt Geldes eine geringfügige lächerliche Sache geboten. Sind alle Mädchen ausgerufen, so begeben sich die Bursche in das Wirthshaus, um das gelöste Geld zu verzehren.

Obgleich sonach die Mädchen schon vermuthen können, wer sich in ihren Besitz gesetzt hat, so sind sie nichts destoweniger auf das Höchste gespannt, das Resultat des Lehnausrufens zu vernehmen, besonders wie hoch oder niedrig sie veräußert worden sind.

In manchen Orten wird die Neugierde schon am

nächsten Tag befriedigt, in andern erst am nächsten Sonntag und zwar theilweise in der Kirche. Diejenigen Mädchen, welche einen Liebsten bekamen, finden einen schönen Blumenstrauß oder ein grünes Maibüschchen auf ihrem Sitz; die Verschmähten einen Dornen- oder vertrockneten Zweig. Wo jedoch die Kirchenstände nicht mehr den Meistbietenden überlassen werden, da ist auch die kirchliche Proklamation weggefallen.

Zum Zeichen, daß das Mädchen seinen Käufer als Liebsten anerkennt, steckt es demselben einen Strauß an die Mütze und macht Jedem, der es ohne dessen Erlaubniß zum Tanze begehrt, einen verneinenden Knix.

Die Nacht, in welcher die Versammlung auf dem Blocksberg stattfindet und das Mailehn ausgerufen wird, heißt die Walpurgisnacht, welche nach der heiligen Walpurgis so genannt wird.

Um das Jahr 780 soll nämlich in dem von St. Wunibald gestifteten Kloster Heidenheim in Mittelfranken die Abtissin Walpurgis, eine Tochter des Königs Richard von England und Schwester der Brüder St. Wunibald und St. Wilibald gestorben sein. Sie wurde bald nach ihrem Tode canonisirt und hierauf zum Schutz gegen Bezauberung angerufen, besonders in der ersten Mainacht, wo man große Feuer anzündete und mit brennenden Strohfackeln zur Vertreibung der auf den Blocksberg reitenden Hexen umhertanzte.

Der Umstand, daß gedachte Königstochter in so naher Beziehung zu mythologischen Thatsachen steht, leitet zu der Vermuthung hin, daß, wie sich im Wort Ostern der Name einer germanischen Göttin erhalten hat, so auch ursprünglich Walpurgis eine solche gewesen sei, zu welcher Annahme wir einigermaßen berechtigt zu sein glauben, indem wir schon einmal eine canonisirte Jungfrau an die Stelle einer von der Sage als Prinzessin bezeichneten Göttin treten sahen.

Die Göttin, welche später als heilige Walpurgis verehrt wurde, möchte wohl Freyja sein. Diese wurde nämlich, weil sie die Helden erkor, welche in der Schlacht fallen sollten, auch Wal-Freyja genannt. Erwägen wir nun, daß sie in ihren Vervielfältigungen, den Walküren, auch als diejenige Göttin bezeichnet wird, welche die Helden in das Innere der Berge in Schutz brachte, d. h. gen Walhall holte, und Burg mit Berg gleichbedeutend ist, so ist es wohl möglich, daß sie sogar auch den Namen Walpurgis geführt hat.

Bei der Brautwerbung, welche Wuotan zur Julzeit machte, wurde beschlossen, daß die Vermählung am ersten Mai im grünen Hain stattfinden sollte und zwar wie sich von selbst versteht, auf einem Berg. Wenn wir nun erwägen, daß an dieser Hochzeit sämmtliche Bewohner Walhalls Theil nahmen und daß die Bestrebungen des christlichen Mittelalters dahin gingen, die Lehren der

alten Landesreligion möglichst zu verunstalten, so dürfen wir in dem an den Blocksberg geknüpften Glauben Nachklänge dieses Vermählungfestes sehen, wie es denn auch nach den vorhergegangenen Erörterungen nicht wohl zu bezweifeln ist, daß der erste Mai deshalb Walpurgis heißt, weil unsere Voreltern in der Anschauung lebten, die Vermählung der gleichnamigen Göttin habe am Beginn dieses geheiligten Tages stattgefunden.

Was die drei Kreuze betrifft, welche auf Walpurgis gemacht zu werden pflegen, so wird sich bald zeigen, daß sie ursprünglich gleich jenem mainächtlichen Fackeltanz zu den Gebräuchen gehörten, die zur Vermählungsfeier der Freyja (Walpurgis) stattfanden und welche Kreuze man deshalb auch noch später, d. h. als man die Götter und Göttinnen für teuflische Wesen hielt, zum Schutz gegen dieselben anwendete.

Eine unter denselben Gesichtskreis fallende Meinung ist diejenige, daß Frauen, welche am Morgen nach der Walpurgisnacht in einem andren Hause Feuer holen, für Hexen gelten. Es hat dieses höchst wahrscheinlich in dem Umstand seinen Grund, daß dergleichen Frauen bei unsern Voreltern zu den Priesterinnen gehörten, die an der Vermählung der erhabenen Götter in irgend einer Weise Theil nahmen und dadurch abgehalten wurden, für die Unterhaltung des Herdfeuers Sorge zu tragen.

Die Feier der in Rede stehenden Vermählung dauerte, gleich der Brautwerbung und der damit verbundenen Brautfahrt, zwölf Tage. Indem nun diese Zeit, gleich dem Julfest, auch von den Menschen gefeiert werden mußte, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß durch die ungebotenen oder allgemeinen Volksversammlungen, welche alle germanischen Stämme unter dem Namen Mailager oder Maifeld am Beginne des Frühlings hielten, die Hochzeit des erhabenen Götterpaares gefeiert wurde.

Auf dem Maifeld, dem urdeutschen Landtag, wurden Häuptlinge gewählt, Verbrecher bestraft, Krieg bestimmt und Jünglinge wehrhaft gemacht. Alles dies geschah unter der Mitwirkung der Priester, denn diese Handlungen waren religiöse, welche sich besonders auf Wuotan, als dem eigentlichen Kriegsgott, bezogen.

Durch die Wehrhaftmachung erhielt der Jüngling das Recht, sich zu verheirathen und das Mailager war eine allgemeine, d. h. eine solche Versammlung, in welcher alle Stammesangehörigen, auch das weibliche Geschlecht, zugegen waren. Da nun zu vermuthen steht, daß die meisten Jünglinge von ihrem erworbenen Rechte alsbald Gebrauch machten und das Kaufen der Braut bei den meisten Naturvölkern, besonders des indogermanischen Stammes, eine Art Eheschließung ist, so zweifeln wir nicht daran, daß unser auf einem Berge

und in Gegenwart eines Feuers vollzogenes Mailehn ein Rest des alten, auf den Mailagern vorkommenden Brautkaufs ist und zwar scheint es der erste Vermählungsact gewesen zu sein, welchem dann ein Jahr später der letzte folgte. In einem alten Volkslied heißt es nämlich:

„Heute zu Lehen,
Morgen zu Ehen;
Ueber ein Jahr,
Zu einem Paar."

Ursprünglich mögen es die Eltern oder die nächsten Verwandten gewesen sein, welche den Zuschlag beim Lehnausrufen zu ertheilen hatten und, was bei vielen Völkern in ähnlicher Weise der Fall ist, die gebotene Summe, nämlich den Kaufpreis, theils für die Töchter zu einem Leibgeding oder Witthum, theils aber auch für sich selbst hinnahmen.

Um unsere Erklärung in Betreff des an den Blocksberg geknüpften Glaubens fester zu begründen, wollen wir noch auf einige Specialitäten hinweisen.

1) Wie die Teufel und Hexen auf den Blocksberg reiten, so können sich auch die Götter an jeden beliebigen Ort begeben.
2) Die Götter nahmen zuweilen die Gestalt ihrer Lieblingsthiere an. Wir dürfen daher im Ziegenbock Donar und in der schwarzen Katze Freyja

erblicken, während der aus der Erde emporsteigende Wagen als der aus Walhall emporsteigende Wuotanswagen zu betrachten ist. Zur weiteren Erklärung dieses Umstandes dient die Thatsache, daß Donar sehr häufig an Wuotans Stelle erscheint, wie er denn auch in der Edda Fürst der Asen genannt wird.

3) Wie die Deutschen in der Gegenwart jede Festfeier mit einem gemeinschaftlichen Festmahl beschließen, so war solches auch bei unsern heidnischen Voreltern und deren Göttern der Fall, denn die guten Sitten der Menschen wurden auch von den Göttern geübt. Hierin liegt nun zugleich die Erklärung, warum die Trinkgefäße der Teufel und Hexen aus Kuhklauen, Pferdeköpfen und silbernen Schalen bestehen, ferner warum das Brod an einem heiligen Tag gebacken und der Wein an einem heiligen Tag gefaßt sein muß. Allerdings tranken unsere Voreltern zwar aus Hörnern, jedoch scheinen sie auch Kuhklauen und Pferdeköpfe dazu benutzt zu haben, zumal da letztere für ganz besonders heilig galten.

4) Die Verbrennung des Teufels zu Asche, welche als Zaubermittel unter die Hexen vertheilt wird, berührt sich in mehrfacher Beziehung mit dem an die Donnerkeile geknüpften Glauben und erinnert

nicht minder an das Schlachten und Wiederbeleben von Donars Böcken. (15.)

Zum Schluß wollen wir noch daran erinnern, daß der Harz der Berührungspunkt verschiedener Völkerschaften, namentlich der Sachsen, Katten, Hermunduren, Longobarden, Friesen und Brukterer war. Denn nur in Berücksichtigung dieses Umstandes ist es erklärlich, warum die an diesen Berg geknüpfte Sage so allgemein verbreitet blieb.

---

34. Das Fest der Himmelfahrt Christi.

Es ist eine allgemeine Sitte, am Himmelfahrtstag vor Sonnenaufgang auf den Bergen, ohne ein Wort zu sprechen und Speise zu sich genommen zu haben, Kräuter zu sammeln, um dieses s. g. ungesprochene Kraut später als Heilmittel anzuwenden. Dieselbe Sitte findet auch auf Maria Himmelfahrt statt.

Da das feierliche Kräutersuchen an den genannten Tagen in den Lehren des Christenthums nicht begründet ist und nur in Deutschland vorzukommen pflegt, so erscheint, ohne anderweitige Begründung, die Vermuthung gerechtfertigt, daß es deutschen Ursprungs ist und mit dem deutschen Götterglauben in Verbindung steht. Hören wir darum Folgendes:

Die von Wuotan erfundene Arzeneikunst kam durch dessen Gemahlin unter die Menschen. Nach der Vorstellung des Alterthums verlieh diese menschenfreundliche Göttin den verschiedenen Arzeneimitteln unter der Bedingung besondere Kräfte, daß man sie an besonderen Tagen und Tageszeiten, sowie unter Beobachtung besonderer Gebräuche, namentlich der Enthaltung aller unheiligen Reden und Gedanken, einsammele.

Daß die Enthaltung von Nahrungsmitteln bei besonderen Gelegenheiten schon bei unseren Voreltern zum Gottesdienst gehörte, hat sich bei Besprechung der Fastenspeise ergeben (18.)

Was Maria Himmelfahrtstag betrifft, so hat sich schon oft herausgestellt, daß die Verehrung, welche unsere heidnischen Voreltern ihrer Königin des Himmels zollten, nach der Bekehrung auf die christliche übertragen wurde. In welcher Beziehung Christi Himmelfahrtstag mit dem Wuotanscultus steht, wird sich im Verlaufe dieses Abschnittes ergeben.

Eine andere hierhergehörige Himmelfahrtssitte besteht in einer Wallfahrt nach dem bei Kirchhain auf hohem Berge gelegenen Städtchen Amöneburg.

A. Es liegt in der Natur der Sache, daß die ältesten religiösen Handlungen dem Urzustand der Religion entsprechen. Da nun in dieser ersten Religionsperiode sinnliche Naturerscheinungen verehrt werden und diese Verehrung den Zweck hat, sich die Gunst des verehrten Wesens durch Darbringung von Nahrungsmitteln zu erhalten oder zu erwerbeu, so folgt hieraus, daß die ältesten religiösen Handlungen in nichts Anderem bestehen, als in der Hingabe sinnlicher Gegenstände, die unter gewissen symbolischen Bewegungen des Körpers (Ceremonien) dargebracht werden.

Im zweiten Stadium der religiösen Entwickelung,

wo hinter dem Stoffe eine Kraft angenommen und getrennt von der Materie (S. das Vorwort) für ein göttliches Wesen gehalten wird, wird zwar das physische Opfer als eine wirksame Handlung beibehalten, aber es entwickelt sich aus den Ceremonien ein moralisches Opfer: „das Gebet.“ Dieses besteht anfänglich nur in Geberden der Selbstdemüthigung, namentlich in emporgehobenen, oder ausgestreckten Armen, gefaltenen Händen, entblößtem und geneigtem Haupte, gebogenen Knieen und Niederfallen auf dieselben, kurz in Geberden, wodurch sich der Mensch als besiegtes und wehrloses Opfer der Gottheit darbringt. Gegen das Ende dieses Stadiums wird das Gebet auch ein innerliches, d. h. es besteht jetzt unter den entsprechenden Ceremonien in einer Unterredung mit der Gottheit, in Gelübden, Bitten und Danksagungen.

Auf das Gebet folgt in der immer mehr sich erweiternden Gottesverehrung das dramatische, mit Absingen entsprechender Hymnen verbundene Umherfahren oder Tragen der Göttersymbole durch die Priester. Diese stellten auch, worauf noch viele Gebräuche hinweisen, die Thaten der Götter selbst dramatisch dar. Ersteres wie Letzteres geschieht namentlich in den Zeiten, wo sich die betreffende Gottheit auf eine ungewöhnliche Weise offenbart. Ist die Offenbarung eine regelmäßig wiederkehrende, so entstehen die Feste.

Diese vier Arten des mythischen Cultus sind in die christliche Kirche übertragen worden und bilden jetzt die vier Grundzüge unserer religiösen Wallfahrten allein, wie sich bald zeigen wird, in einer höheren Potenz;

1) schmücken die Waller den Weg und die Anhaltspunkte der Fahrt sinnreich aus, was gleich den vorkommenden Gelübden und milden Spenden an die Stelle der alten Opfer getreten ist;

2) wird mit Niederknieen, gefaltenen Händen, vorgebogenem und entblößtem Haupte gebetet;

3) werden die heilgen Symbole und Bilder von den Priestern oder Priesterinnen unter weit hinschallenden Hymnen umhergetragen und

4) knüpfen sich an die Wallfahrts-Tage und Orte entweder alte religiöse Erinnerungen oder neue Offenbarungen Gottes.

B. Die heiligen Symbole, welche bei den größeren Wallfahrten und auch zu Amöneburg am Himmelfahrtstage umhergetragen werden, bestehen vorzugsweise in der Monstranz, dem Kreuze und einigen Fackeln. Obgleich wir weit davon entfernt sind, diesen geheiligten Dingen ihren Werth rauben zu wollen, so glauben wir doch die Beibringung nachstehender ähnlicher Züge aus dem Alterthum nicht unterdrücken zu dürfen, indem wir durch

die Natur und Beschaffenheit mancher Gebräuche frühe-
rer Zeit mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen werden,
in ihnen eine Vorbereitung auf das Neuere und Bessere
zu erblicken.

Die zur Aufbewahrung einer größeren consecrirten
Hostie dienende Monstranz besteht zum größten Theile
aus Gold, Silber und Edelsteinen, welcher Schmuck
das Bild der Sonne zeigt und somit an die oberste
Gottheit unserer Väter erinnert. (2.)

Das Kreuz bringen unsere Autoritäten mit Thors
Hammer und der den Gott Tyr bezeichnenden Rune in
Verbindung. Dieser Gott ist identisch mit Zin und Saxnot
und war gleich Donar ein Sohn des obersten Götterpaa-
res. Jene Vergleichung darf aber ganz besonders in vor-
liegendem Fall geschehen, indem der Hammer bei reli-
giösen Umzügen, namentlich bei Flur- und Grenzbe-
gehungen, desgleichen bei Hochzeitszügen von einem Prie-
ster getragen wurde. Auch sind die bekannten Fluch-
formeln vom Kreuzgewitter und Kreuzdonnerwetter ꝛc.
Beweise, daß das Kreuz mit Donars Hammer identifi-
cirt worden ist. Merkwürdiger Weise war das Kreuz
auch bei den Urbewohnern Centralamerikas, namentlich
bei den Tlaxcalteken, das Symbol eines Gottes der
Fruchtbarkeit, besonders des Sonnenscheins und Regens.
Derselbe hieß Tonaquahuitl oder der Baum unseres

Fleisches und wurde zur Zeit der spanischen Invasion vorzüglich in der Stadt Tlaxeallen verehrt.

Die Fackeln, welche wir schon einige Male für Repräsentanten der leuchtenden Gottheiten erkannt haben, waren im grauen Alterthum bei Hochzeits- und Leichenzügen selbst am Tage üblich. Bei ersteren haben wir sie als das Symbol der erwachenden, bei letzteren als das Symbol des erloschenen Lebens zu betrachten, was auch bei den Griechen der Fall war, indem man sie der Persephone als Attribut beilegte. Selbst noch im christlichen Mittelalter waren Fackeltänze eine ziemlich allgemeine Handlung bei einer Hochzeitsfeier. Gegenwärtig sind sie nur noch hin und wieder bei fürstlichen Vermählungen üblich.

Erwägen wir nun 1), daß die Wallfahrten nach dem unter A. und B. Gesagten im Allgemeinen mythologischen Ursprungs zu sein scheinen, 2) daß Wuotans Vermählung und Brautfahrt alljährlich in einem 12tägigen Fest gefeiert wurde und 3), daß das Himmelfahrtsfest meistens gegen die Mitte des Mai fällt, so ist es wohl möglich, daß die am Himmelfahrtstag stattfindenden Wallfahrten, insbesondere die dabei vorkommenden Gebräuche ursprünglich zu den Feierlichkeiten gehörten, mit denen unsere heidnischen Voreltern die in der Walpurgisnacht beginnende, 12 Tage dauernde Hochzeit

ihres obersten Brautpaares beschlossen. Wenn nun diese Hypothese schon im Allgemeinen gerechtfertigt erscheint, so bekommt solche eine noch größere Wahrscheinlichkeit im Hinblick auf die Localität, die wir bei unserer Erörterung schon anfangs ins Auge faßten, nämlich Amöneburg. Denn als Bonifacius im Jahre 722, vom Rhein kommend, den Hessengau betrat, errichtete er das Kreuz zunächst auf Amöneburg, weil er dort, wie sich später zeigen wird, einen bedeutenden Göttercultus, insbesondere den des Wuotan, vorfand und das Volk trotz der Zerstörung des heidnischen Cultus bei dem gewohnten Gang zur Gottesverehrung belassen wollte.

Anmerkung.

Der vorerwähnte mit „Ziu" identificirte Saxnot (Sachsnot) veranlaßt uns hier auf eine Redensart hinzuweisen, welche jeder Autortone des alten Fuldaer Landes gebraucht und welche hin und wieder auch in andern Theilen Hessens, z. B. südlich von Marburg, vorkommt. Sie ist eine Eidesformel und lautet: „Bei meiner Six."

Saxnot war der Kriegsgott der Sachsen, die auch Sichsen genannt werden (siehe 1) und im achten Jahrhundert bis in die Gegend von Fulda vordrangen.

Vielleicht war Saxnot auch ein Gott der Franken; wenigstens kommt er in deren Eidesformel vor.

Er war gleich dem nordischen Bure aus Stein ent-

standen und wurde im Schwert verehrt, wahrscheinlich weil vor der Anwendung des Eisens das kurze messerartige Schwert, Six oder Sax genannt, aus einem Stein, altdeutsch „Sax", angefertigt wurde und der nach dieser Waffe sich nennende Volksstamm seine Subsistenzmittel größtentheils dem Krieg zu verdanken hatte. Wenn es daher heißt: „Ich schwöre bei meiner Six", so ist der sich in dieser Formel bergende Gedanke dem ganz analog, welcher in den Worten: „ich schwöre bei meinem Heilande, bei meinem Gotte" ausgedrückt wird.

Eine andere hierhergehörige Hinweisung auf den alten Saxnot ist das Schwert im sächsischen Wappen.

---

35. Hochzeitsfeier.

Wir durften in vorletzter Nummer die Vermuthung äußern, daß bei unseren Voreltern die religiöse Sitte bestanden habe, die Vermählungen in den ersten Tagen des Mai vorzunehmen. Es scheint darum hier die geeignete Stelle zur Erklärung der mythologischen Sitten zu sein, welche gegenwärtig noch auf dem Lande bei Hochzeiten üblich sind.

Hat ein Jüngling die Absicht eine Jungfrau zu heirathen, so geschieht dieses in der Regel mit Zustimmung der beiderseitigen Sippe oder Verwandtschaft, namentlich der Eltern und Großeltern. Soll die Heirath vollzogen werden, so schicken die Eltern des Bräutigams einen oder zwei Brautwerber aus der Freundschaft zu den Eltern der Braut, um für den Sohn die Tochter förmlich zu freien.

So wenig diese ersten Schritte zur Ehestiftung mythologischen Ursprungs zu sein scheinen, so dürfen wir sie doch aus dem Grunde nicht übergehen, weil der Hausvater und die Hausmutter die Priester waren, welche

bei Familienangelegenheiten die Götter repräsentirten und diese, namentlich Fro und Frouwa, als Liebe begünstigend angesehen wurden. Es gab sogar, wenigstens im Nordischen, eine besondere Göttin, „Siöfe", deren Eigenthümlichkeit darin bestand, Liebe zu erwecken und den Wunsch nach Vereinigung rege zu machen. Das „Seufzen" der Verliebten hängt vielleicht mit dem Worte Siöfe zusammen, welche Göttin sich aus der Frouwa entwickelte.

Der zweite Schritt ist die Verlobung, welche in Gegenwart der beiderseitigen Eltern und nächsten Angehörigen stattfindet. Die Betheiligten bekräftigen das Versprechen mit einem Handschlag, weshalb denn die Versprechung mit vollem Recht auch Handschlag genannt wird. Als Zeichen der thatsächlich vollzogenen Verlobung gibt der Bräutigam der Braut das in Schaumünzen oder drei Münzsorten bestehende Treugeld. Die Braut dagegen gibt dem Bräutigam einen goldenenen oder silbernen Ring, welcher hin und wieder auch von dem Bräutigam statt des Treugeldes gegeben wird.

Dieser Act, welcher in einigen Orten an einem der nächsten Tage vor dem Prediger zum Zweck des kirchlichen Aufgebots wiederholt wird und vor dem Ehegericht (Consistorium) nicht ohne Gültigkeit ist, scheint ebenfalls mythologischen Ursprungs zu sein; denn es

gab, wenigstens im Nordischen, eine Göttin „Wora", welche die Verträge der Liebenden hörte und die Treulosen bestrafte. Ist auch diese Göttin, gleich der Siöfe, späteren Ursprungs, so muß doch auch sie als Ausfluß einer früheren Göttin und zwar ebenfalls der Frouwa gedacht werden, indem diese echte deutsche Frau eine Göttin der Treue und Beständigkeit war und viele Eigenschaften derselben als besondere Göttinnen vorhanden sind, namentlich im Norden.

In Bezug auf die weit verbreitete Sitte, während des Handschlags irdene Töpfe wider die Hausthüre zu werfen, verweisen wir auf die des Glasaustrinkens vor dem Hause des Bräutigams, s. u.

Die Eltern des Brautpaares setzen sodann in Gegenwart mehrerer Zeugen durch eine Verschreibung die gegenseitigen Mitgiften fest. Diese Uebereinkunft wird durch den Weinkauf, der entweder ein „nasser oder ein trockener" ist, rechtskräftig gemacht In der Verschreibung wird auch bestimmt, zu welcher Zeit die Hochzeit stattfinden und ob sie nach altem Brauch eine viertägige, oder nach neuem eine eintägige sein solle. Im ersten Fall beginnt sie Donnerstags, an manchen Orten Freitags, was darin seinen Grund hat, daß der Donnerstag dem Donar, dem Beschützer der Ehen, und der Freitag dem Liebe und Fruchtbarkeit spendenden Fro geweiht war.

Ist die Braut aus einem anderen Orte als der Bräutigam, so wird Mittwochs oder Donnerstags der Brautwagen gebracht; dasselbe geschieht aber auch sehr häufig, wenn jene nur auf einer anderen Seite des Dorfes wohnt und zwar, um zu zeigen, wie reich die Ausstattung ist, oder um uns mythologisch auszudrücken, wie hoch die Familie der Braut bei dem Gott des Reichthums, nämlich bei Wuotan, in Gunst steht. Auf der höchsten Stelle des Wagens sitzt, umgeben von ihren weiblichen Verwandten und Freundinnen, die geschmückte Braut vor einem mit dem besten Flachs gezierten Spinnrade. Dem Wagen voraus jagt eine geputzte Reiterschaar, während die bekränzte Brautkuh mit dem Kalb und eine Anzahl Schaafe und Schweine langsam nachfolgen. Alles dieses erinnert daran, daß das Ideal der deutschen Frauen, die Frouwa (Frau Holle), dem Ackerbau und der Viehzucht vorstand, insbesondere aber auch Vorsteherin des Ehestandes und des darauf gegründeten Hauswesens war, weshalb sie denn auch an der weiblichen Handarbeit besonderen Antheil nahm und oftmals als Spinnerin gedacht wurde.

Vom elterlichen Hause bis an den Wohnort des Bräutigams wird der Brautwagen mehrmals durch eine quer über den Weg gezogene Kette oder Leine aufgehalten. Diese Sperre, welche nur gegen ein reichliches Geldgeschenk aufgehoben wird, scheint ihren Ur-

sprung in dem Umstande zu haben, daß ein Verlassen des elterlichen Herdes und der Ahnen, desgleichen der Haus- und Ortsgottheiten als eine Art von Vergehen betrachtet wurde, was man nur durch eine religiöse Abgabe, die jedenfalls ein Dank- und Bittopfer war, sühnen konnte. Ist der Wagen vor dem Hause des Bräutigams angelangt, so reicht der Bräutigam seiner Braut ein gefülltes Glas, welches sie zweimal mit den Lippen berühren und alsdann rücklings über den Kopf zu Boden werfen muß; dasselbe geschieht mit einem Milchbrod. Wahrscheinlich war Beides ursprünglich ein Bittopfer, welches die junge Frau den Kobolden (5) (Hausgöttern) ihres nunmehrigen Hauses brachte.

Geht das Glas entzwei, so ist solches ein glückbringendes, — bleibt es ganz, ein unglückbringendes Vorzeichen.

Wahrscheinlich sahen unsere Voreltern im Ganzbleiben den Ausspruch der Hausgötter, daß es besser sei, wenn die häuslichen Verhältnisse der Braut, sowie sie bisher bestanden hatten, statt der beabsichtigten Veränderung fortbeständen, d. h. wenn die Heirath nicht zu Stande käme.

Am Vorabend der Hochzeit gehen die verheiratheten und älteren Hochzeitsgäste in das Haus des Bräutigams, um hier die zu dem nie fehlenden Erbsenbrei

bestimmten Erbsen zu lesen. Auch die Unverheiratheten versammeln sich daselbst, jedoch um zu singen und zu tanzen. Dies ist aus dem einfachen Grunde bemerkenswerth, weil die Paare, die sich hier bilden, bei den Kirchen- und anderen Zügen zusammengehen, bei der Tafel zusammensitzen und nach wie vor zusammentanzen, wodurch das alte und bewährte Sprüchwort entstanden:

„Es wird keine Hochzeit gemacht,
Es werden andere dabei erdacht."

Sodann kommt es hin und wieder noch vor, daß die Männer, während die Frauen Erbsen lesen, allerlei Geräth zerschlagen und zum Fenster hinauswerfen, zuweilen selbst die zur Hochzeit nöthigen Speisen und Getränke: Braten, Kuchen, Bier und Brantewein nicht verschonen. Ob diese ausgelassene Feier des Polterabends stattfindet, um den neuen Sachen der Braut den erforderlichen Raum zu verschaffen, oder ob sie der Rest eines Opfers ist, welches den Koboldеn und Hausgöttern gebracht wurde, vermögen wir nicht zu sagen. Soviel aber ist gewiß, daß diese Sitte nicht zu den Gebräuchen gehört, welche allgemein beliebt sind.

Sobald am nächsten Morgen die Stimmen der Glocken ihren ersten Chorgesang beginnen, tritt aus dem elterlichen Haus die mit dem bedeutungsvollen Kranz geschmückte Braut auf die Straße, um unter dem klingenden Spiel der vorangehenden Musikanten

und geführt von zwei befreundeten Jünglingen den Weg zur Kirche anzutreten. Die Eltern, Verwandten, Freunde und Nachbarn folgen in feierlichem Zuge nach. Der Bräutigam tritt, geführt von zwei Freundinnen, einen Blumenstrauß im Knopfloche, aus dem Hause seiner Eltern und folgt dem Zuge der Braut nach. Ist die Braut aus einem anderen Orte, so setzt sich der Zug aus dem Hause des Bräutigams in Bewegung.

Auf der Thürschwelle liegt eine Axt und ein Besen, über welche Braut und Bräutigam hinschreiten, damit sie nicht behext werden. Im Fuldaischen wird ein Messer zu dem genannten Zweck auf die Thürschwelle gelegt, jedoch muß dasselbe auf der Klinge mit drei Kreuzen versehen seien, deren Bedeutung wir ebenfalls bereits kennen (3, 33, 34 u. 37).

In der Kirche angelangt, tritt das Brautpaar dicht an einander gehend vor den Altar, denn wenn zwischen beiden ein leerer Zwischenraum entsteht, so geht der Satan hindurch und trennt die Liebenden.

Hierin liegt unverkennbar die Bedeutung, daß die Eheleute innig zusammenhalten und durch Nichts geschieden werden sollen, daß aber jede Trennung von den höhern Mächten, Wuotan, Donar und Fro, an deren Stelle so häufig der Satan erscheint, auf das Härteste gestraft werde. Gegen das Ende der Traurede sind Bräutigam und Braut bemüht mit dem Ausziehen

der Handschuh zuletzt fertig zu werden, indem man glaubt, daß wer hiermit zuerst fertig werde, auch zuerst sterbe. Nach der Trauung kommt in der Ordnung des Zuges der Gedanke zur Erscheinung, welchen die Genesis in der zweiten Hälfte des Verses 16, Cap. 3 ausspricht, denn es geht jetzt der Mann voraus und die Frau folgt nach. Diese vor dem Altar erlangte Supramatie hat ihren Grund in der Urreligion der Germanen.

Der deutsche Mann hegte zwar jederzeit vor dem weiblichen Geschlechte hohe Achtung und glaubte in ihm eine nähere Verwandtschaft der höheren Mächte zu erblicken als in sich (13). Indessen wurde dieser Vorzug weniger den Frauen als den Jungfrauen zu Theil, weshalb denn auch die letzteren, besonders Königstöchter, aus den Sagen verschwinden, sobald sie in den Stand der Ehe treten, sowie es nicht vorzukommen pflegte, daß die Götter mit den ersteren ein Liebesverhältniß eingingen, desgleichen war die eigentliche Propheten- und Sehergabe und der Walkürenstand beinahe ausschließlich an die Jungfräulichkeit geknüpft. Es sind sogar noch deutliche Spuren des Glaubens vorhanden, daß unbefleckte, s. g. reine Jungfrauen, wirklich zauberhafte Dinge vollbringen können, auch soll der Somnambulismus am kräftigsten sich bei Jungfrauen zeigen.

Der erste nach der Trauung vorgenommene Act be-

steht darin, daß die junge Frau mit jedem ihrer beiden Führer den Brautreigen tanzt und zwar in der Weise, daß sie ihren Tänzer nur zuweilen mit den äußersten Fingerspitzen berührt. Diese sinnbildliche Tanzart, welche eine besondere Musik erfordert und ursprünglich unverkennbar religiöser Natur war (8), wird durch den Walzer immer mehr verdrängt. An einigen Orten wird der Brautreigen vor dem Hause des Bräutigams, an andern vor dem der Braut, mitunter auch in einem besonderen Hochzeitshause, getanzt und ist als die letzte Hingabe zu betrachten, welche der männlichen Jugend von dem ehemaligen Mädchen zu Theil wird. In den höheren Ständen ist an die Stelle des Brautreigens die Sitte getreten, daß der Braut von den jungen Herrn ein zu diesem Zweck angelegtes Strumpfband gelöst wird, welches nachher in kleine Streifen zerschnitten an die Herren vertheilt wird, welche ihr Stückchen mitunter auf der linken Seite der Brust zu tragen pflegen.

Nach dem Brautreigen wird die junge Frau ihres Brautgewandes entkleidet und von ihren Führern in die Zimmer der jüngeren Hochzeitsgäste geführt, um den Ehrenplatz einzunehmen. Sie hat sich während der ganzen Hochzeit, als die Königin des Festes, um Nichts zu bekümmern, wogegen ihr junger Gebieter nicht nur Alles beaufsichtigen, sondern auch Alle bedienen muß und demzufolge gar nicht zum Sitzen kommt.

Während des Essens, zu welchem jeder Gast das erforderliche Geräthe (Messer und Löffel) mitzubringen hat, finden für die Ortsarmen und das Hausgesinde nicht unbedeutende Geldsammlungen (Opfer) Statt. An jeder Tafel dürfen nur zwölf, nie dreizehn Personen, sitzen und am Schlusse der Mahlzeit wird ein großer Kringel zur gleichmäßigen Vertheilung aufgetragen.

Was die Zahl 13 betrifft, so gilt diese bei jeder tafelnden Versammlung, selbst unter Gebildeten, als ein Vorzeichen, daß binnen Jahresfrist einer der Anwesenden stirbt, was häufig genauer dahin bestimmt wird, daß der candidatus mortis derjenige ist, welcher sich zuerst von der Tafel erhebt. Wahrscheinlich hat dieser Glaube in dem Mythus seinen Grund, daß von den 13 Göttern, die ursprünglich einschließlich des Loki in Walhall tagten, einer sterben mußte, nämlich Baldur. Zur Erklärung des Kringels verweisen wir auf 11.

An jedem Tage der Hochzeitsfeier findet unter Musikbegleitung ein großes Mahl Statt, bei welchem Erbsen, Sauerkraut, Schweinefleisch, Hutzeln und Schweinefüße zu den gewöhnlichen Speisen gehören. Die Nächte werden mit Tanzen und Trinken hingebracht.

Am Schlusse der letzten Mahlzeit entsteht zwischen den Verheiratheten und den s. g. Ledigen ein Krieg, welcher sehr häufig alle Tische und Bänke der Speisezimmer in Unordnung bringt und damit endigt, daß

die verheiratheten Frauen dem jungen Mann eine Strumpf-
mütze und die verheiratheten Männer der jungen Frau
eine Haube aufsetzen. Es geschieht dieses, um das
junge Paar daran zu erinnern, daß es nun dem lustigen
Leben junger Leute entsagt habe und in den ernsten
Ehestand getreten sei.

Der Brautkranz, welcher bis zum Ausbruch des
Krieges die Stirn der jungen Frau geziert hatte, wird
unter die Besiegten geschleudert und von diesen ent-
weder ganz aufgefangen, oder in so viele Theile zer-
legt als Personen zugegen sind. Geschieht Ersteres,
was jedoch nur ausnahmsweise der Fall ist, so wird,
wer den Kranz auffängt, nächstens Bräutigam oder
Braut. Im letztern Falle werden die erhaltenen Zweige
eingepflanzt, gehen sie an, so bedeutet dieses eine baldige
Verheirathung. Jedoch kann solches nur in den höheren
Ständen vorkommen, indem nur bei diesen der Kranz
aus natürlichen Zweigen verfertigt ist, während bei
dem eigentlichen Volk und mit diesem haben wir es
vorzugsweise zu thun, derselbe aus s. g. gebackenen
Blumen, besonders Rosen, kleinblätterigen grünen
Zweigen und Goldflittern besteht, allein da auch dieser
Kranz zerrissen wird und die Sitte, einen Brautkranz
zu tragen, lange vor der Erfindung künstlicher Blumen
herrschend war, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er
bei unsern heidnischen Voreltern aus natürlichen Rosen

und immergrünen Zweigen bestand. Vielleicht wurde der immergrüne, der Frouwa geheiligte Rosmarin, vielleicht aber auch das kleinblätterige, als Symbol der Beständigkeit dienende Ephen ursprünglich zu Brautkränzen verwendet.

In Betracht, daß Frouwa, die Göttin der Liebe und des Ehestandes, bei vielen Gelegenheiten zu erkennen gab, welches Mädchen hoffen durfte in nächster Zeit Hochzeit zu machen, ist es höchst wahrscheinlich, daß vorerwähnte den Brautkranz betreffende Gebräuche mythologischen Ursprungs sind, insbesondere, daß durch die Hingabe des Kranzes an die Unverheiratheten die im Frouwacultus wurzelnde Idee ausgedrückt wird, daß nur die Unvermählten das Recht haben sich zu bekränzen.

Die interessanteste Sitte, welche bei unsern großen Hochzeiten, besonders im Kreise Kirchhain, vorzukommen pflegt, findet am Ende des Festes, also am Sonntag Nachmittag Statt. Es wird nämlich ein gekochter Schweinskopf von einer Jungfrau in feierlicher Weise durch alle Gassen des Ortes getragen. Derselbe ist mit Blumen bekränzt und hat im Maule einen Apfel (8). Der Jungfrau voran gehen die Musikanten und ihr nach folgen paarweise sämmtliche Theilnehmer der Hochzeit, zunächst das junge Ehepaar. Ist der Zug an seinem Ausgangspunkte, dem Hochzeitshause, wieder angelangt, so wird der Kopf gemeinschaftlich verzehrt.

Es ist schon in 8 und 10 erörtert worden, daß und weshalb das Schwein dem Gott der zeugenden Naturkraft, dem Fro, geheiligt war und daß namentlich der Kopf diesem Gotte geopfert wurde.

Erwägen wir daher, daß bei unsern Voreltern kinderlose Ehen, Göttern und Menschen ein Greuel waren, so werden wir auch in dem Umhertragen des Schweinskopfes nichts Anderes sehen, als die Ceremonie eines Opfers, welches das junge Ehepaar dem Fro und der mit demselben übereinstimmenden Frouwa brachte.

Zur weiteren Begründung dieser unserer Erklärung verweisen wir auf Griechen und Römer, bei denen es ebenfalls Sitte war, daß Neuvermählte denjenigen Göttern ein Schwein opferten, welche dem Ehestand und dessen Fruchtbarkeit vorstanden, nämlich dem mit Wuotan und Fro übereinstimmenden Mars, besonders aber der Venus.

Regnet es während der Hochzeit, so heißt es: „die Braut hat die Katzen schlecht gefüttert." Auch ist die Regenmenge, welche während des Vermählungsactes herabfällt, der Menge der Thränen gleich, welche die Frau im Ehestande vergießt.

Die Katzen wurden von unsern Voreltern (s. 19) für Lieblingsthiere jener Göttin gehalten, welche die Beschützerin des Hauses und Hausaltars, des Herdes (10) war, und deren Namen Freyia, Frouwa oder Frau,

d. h. Herrin oder Gebieterin, auf die menschliche Familienmutter übergegangen ist und zwar, weil diese in ihrem Wirken und Handeln sich als eine Nachbildung jener Göttin darstellt, wenigstens darstellen sollte. Wenn nun auch Frouwa nicht unmittelbar Sonnenschein und Regen spendete, so war sie doch durch ihren Gemahl im Stande derjenigen Frau, welche sich durch Vernachlässigung der Katzen schwer an ihr versündigt hatte, einen traurigen Hochzeitstag zu bereiten, ihr auch noch späterhin aus eigner Machtvollkommenheit viele Thränen auszupressen.

Wenn die Katze sich putzt, so erwarten unsere Hausfrauen Besuch und bringen daher das Haus alsbald in Ordnung.

Dieser allgemein verbreitete Glaube hat unverkennbar ebenfalls seinen Ursprung in der nahen Beziehung zwischen der Frouwa, als Obervorsteherin des Hauswesens, und der Katze. Da die Götter sehr häufig die Gestalt ihrer Lieblingsthiere annahmen und die Hexen in Katzengestalt auf dem Blocksberg erscheinen, so hat es hohe Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Frouwa, worauf wir schon früher einmal hinweisen durften (32), zuweilen Katzengestalt annahm, zumal da man die schwarzen Katzen „schwarze Hexen" zu nennen pflegt. Ein deutlicher Nachklang dieser recht mythischen Vorstellung ist der Glaube, daß sich Frauen, besonders

solche, die etwas beim Mondschein belauschen wollen, in Katzen verwandeln.

Um die Frouwa in der Katze, ihrem Symbol, zu verehren, wurden nicht nur zahme Katzen sorgfältig gepflegt, sondern es gab auch heilige Haine und Berge, welche den Namen dieser Thiere führten, weil daselbst Wildkatzen gehegt wurden, z. B. der Katzenberg bei Neustadt, Kreis Kirchhain.

Schließlich erinnern wir daran, daß wenn auch die genannten Gebräuche nicht bei allen Hochzeiten in gleicher Weise vorkommen, sie doch denselben in ihrem wesentlichen Gehalte entsprechen. Das Unterbleiben aller Hochzeitsfeierlichkeiten findet insbesondere überall da statt, wo die Braut einer sich wieder verheirathenden Wittwe gleich gestellt wird, d. h. das Recht eingebüßt hat, ihr Haupt mit dem Symbol des unverletzten Jungfrauenstandes, dem Kranze, zu schmücken.

---

36. Pfingstfeier.

Es gibt in Hessen, namentlich in Oberhessen, nur wenige Orte, wo man es unterläßt, auf Pfingsten die Häuser mit dem jungen Mai der Birke zu schmücken, selbst die Kirchen und Schulgebäude entbehren dieses freundlichen Festschmuckes selten. In der Regel sind es die Schulknaben, welche ein oder zwei Tage vor dem Feste hinaus in den Wald ziehen und dann später mit der erforderlichen Quantität Maies unter lautem Jubel zurückkehren. Nirgends ist diese Sitte in einer so imposanten Weise vorhanden als in Frankenberg.

Eine Stunde vor Anbruch des Tages schlagen in allen Straßen und Gassen einige kleine Trommler die gut eingeübte Reveille, wodurch die Betheiligten aufgefordert werden, sich zur festgesetzten Zeit und gut bewaffnet auf dem Versammlungsplatz einzufinden. An der Spitze der in Parademarsch sich formirenden Krieger befinden sich drei bis vier martialische Gestalten, die man an ihren langen, über die Brust herabwallenden Kinnbärten und geschulterten Aexten sofort als

Sappeurs (die Zimmerleute beim Kriegsheer) erkennt. Hinter denselben bewegt sich mit stattlichen Helmen bedeckt und mit gewaltigen Schleppsäbeln versehen das stolze Offiziercorps, worauf das Heer der gemeinen Soldaten mit wehenden Fahnen nachfolgt. Dieses Heer marschirt unter dem klingenden Spiel der städtischen Musik zum Thor hinaus. Dem Militär folgen einige Magistratsmitglieder und Lehrer, desgleichen zwei vierspännige Wagen. Im Walde werden von den Beamten die nöthigen Maibäume angewiesen, durch die Sappeurs gefällt und von den Gemeinen des Heeres auf die Wagen geladen. Sind diese hoch voll, so wird ein gemeinschaftliches Frühstück, welches die Stadt gibt, verzehrt und zum Rückmarsch geblasen. Der Einzug in die Stadt ist von dem Auszuge nur insofern verschieden, als die Pferde mit Maien geschmückt sind.

Der städtischen Chronik gemäß ist diese Festfeier zur Ehre eines Cardinals Reimundus entstanden, welcher im Jahr 1503 die Stadt besuchte; allein da an sehr vielen und entfernten Orten der Mai in einer ähnlichen Weise eingeholt wird, so können wir dem Chronisten nicht beipflichten und wollen uns daher nach einem andern Ursprung umsehen.

Es ist schon einige Male, namentlich bei Besprechung der dritten Ostertagsfeier, darauf hingewiesen worden,

daß die Beherrscher des Sommers mit denen des Winters fortwährend in einem Kampfe begriffen gedacht wurden, sowie daß dieser Kampf im Frühling stets zu Gunsten der ersteren, im Herbste stets zu Gunsten der letzteren ausgefallen sei. Wenn wir nun in dem Umherziehen des Strohmanns und in der Tödtung des Drachens (30) die Niederlage und den Abzug des Winters sehen durften, so dürfen wir das kriegerische Holen des Maies für einen dramatisch dargestellten Einzug des Sommers erklären.

Wie alle bedeutenden Naturerscheinungen von unsern Voreltern personificirt wurden, so war dieses auch mit dem Sommer (altdeutsch Sumar) der Fall. Er ist der Sohn eines Riesen Namens Svasud (altdeutsch Suas) und da die Natur des Sommers freundlich und mild ist, so wurde auch Svasud als ein höchst mildes und freundliches Wesen gedacht und dargestellt. Das dem Sumar zu Ehren angeordnete Fest fand regelmäßig beim Erscheinen des ersten Maies, also um die Pfingstzeit Statt und wurde durch Ausstecken jungen Maies gefeiert.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Knabe, welcher noch vor wenigen Jahrzehnten in Löhlbach, Kreis Frankenberg, zu Pfingsten unter Gesang von seinen Kameraden umhergeführt wurde, einstens den Sumar vorstellen sollte; denn er war vom Kopf bis

zu den Füßen in Mai gehüllt und erhielt aus jedem Haus eine Gabe (Opfer).

Ohne Zweifel war die Birke, weil sie zuerst grün wird, dem liebevollen Gott des Sommers geweiht, weshalb sie denn auch in einigen Gegenden Deutschlands, so in Oberfranken, noch jetzt als Weihnachtsbaum dient. Siehe Jean Pauls Leben. Sie wird zu diesem Zweck auf Andreastag abgeschnitten und durch Einsetzen in Kalkwasser bis zu Weihnachten zum Treiben von Blättern genöthigt. Auch im hohen Norden, wo sie der einzige grün werdende Baum ist, wird sie mit einer Art Verehrung betrachtet.

In der Umgegend des Christenbergs, Kreis Marburg, herrscht die Sitte, daß den Mädchen, welche geliebt werden, auf Pfingstsonnabend ein Maibaum, den Mißliebigen ein Strohmann von den Burschen vor das Fenster gesetzt wird. Diese uralte Sitte findet ihre Erklärung in dem Gegensatz, welcher zwischen den Göttern und Riesen, besonders dem Sumar und Vindloni vorhanden war. Der Maibaum ist, was auch schon bei der Proklamation des Mailehns offenbar wurde, das Sinnbild eines freundlichen und liebevollen Wesens, wogegen der Strohmann einen kalten und gehässigen Sinn bedeutet. (30.)

In Rinteln wird zur Feier des Pfingstfestes am Pfingstsonnabend ein möglichst schwerer Ochse von den

jüngeren Mitgliedern der Metzgerzunft, welche sich sehr herausgeputzt und versilberte Beile haben, durch sämmtliche Straßen der Stadt geführt, einestheils um den Einwohnern das schöne Thier zu zeigen, anderntheils kleine Geldgeschenke zu erheben. Die Stirn dieses sog. Pfingstochsen schmückt ein großer Blumenstrauß, den Hals ein Blumenkranz und oben an dem Schwanze desselben hängt ein kleiner Spiegel. In früheren Zeiten muß diese Festfeier eine allgemein verbreitete gewesen sein, wenigstens pflegt man überall einen ungewöhnlich geputzten Menschen mit einem Pfingstochsen zu vergleichen.

Wie bei den Israeliten alle Opferthiere durch die Priester getödtet werden mußten, so war dieses auch bei den Germanen Sitte. Auch hatten die Priester darauf zu sehen, daß diese Thiere von männlichem Geschlechte und durchaus gesund waren und noch keinen menschlichen Zwecken gedient hatten.

Erwägen wir nun, daß die Opferthiere mit Blumen geschmückt der betreffenden Gottheit dargebracht wurden (8), Apostelges. 14, 12., so bekommt es hohe Wahrscheinlichkeit, daß die erwähnte, seit undenklichen Zeiten übliche Sitte mythologischen Ursprungs, ja daß sie zu den Ceremonien eines Opfers gehörte, welches man dem blumenbringenden Besieger Vindlonis, dem Sumar, brachte, zumal da das gesammelte Geld zu einem Im-

biß (Immes) verwendet wird, welcher der Rest eines Opfermahles zu sein scheint.

Eine Viertelstunde von Steinau im Hananischen quillt in einem Thale neben der Pfingstwiese der Pfingstborn, zu welchem an jedem ersten Pfingsttage die Kinder der Stadt, begleitet von ihren Eltern, zu einem fröhlichen Feste hinausziehen. Vor Pfingsten verfertigen die Häfner in Steinau eine große Menge kleiner irdener Krüge, welche Pfingstinseln genannt werden und den Kindern als Trinkgefäße dienen.

Dem Wasser des Pfingstborns schrieb man einstens besondere Heilkraft zu. Ebenso sammelte man am ersten Pfingsttage den Maithau auf der Pfingstwiese, trank denselben und wusch sich damit, weil man auch diesem heilende Wirkung zuschrieb.

Der Sage nach ließ ein Engel die Quelle entstehen als die Steinauer Juden die Brunnen vergiftet hatten, damit Alle, welche von dem vergifteten Wasser genossen hatten, hier Heilung fänden. Allein da dergleichen Vergiftungen sich als die Erfindung von Judenhassern erwiesen haben und es bekannt ist, daß unsere heidnischen Voreltern dem Wasser an besonderen Tagen besondere Kräfte zuschrieben, namentlich, wenn es an heiligen Orten geschöpft wurde, so glauben wir uns dahin aussprechen zu dürfen, daß auch vorerwähntes Fest im Sunnarcultus seinen Ursprung hat. Was jenen En-

gel betrifft, so erinnert er daran, daß man bei Einführung des Christenthums die guten Thaten der Götter den Engeln und Heiligen zuschrieb. So wird z. B. die Entstehung des an der Ostseite des Odenbergs (9) gelegenen Glisborns Karl dem Großen (Wuotan) zugeschrieben, welcher einst sein weißes Roß durch kräftiges Anspornen gezwungen habe, einen großen, nachher in der Gudensberger Kirchhofsmauer eingemauerten Stein aus dem Felsen zu schlagen. Aehnliches wird von St. Gangolf aus dem Fuldaischen und den Heiligen anderer Völker erzählt, so auch von Mose. 2. Mos. 17, 5 u. 6.

In Allendorf und Sooden ziehen die Mädchen mit ihren Burschen in der zweiten Pfingstnacht von Brunnen zu Brunnen. Erstere schmücken denjenigen Brunnen, aus welchem sie ihr Wasser holen, mit Kränzen, Bändern und seidenen Tüchern, ja sie wetteifern sogar, wessen Born am andern Tag am reichsten geschmückt ist. Die Bursche dagegen richten Maien und Stangen mit daran befestigten Kränzen in die Höhe, worauf man paarweise dreimal um den Born tanzt. Der Grund der Verehrung der Brunnen ist bereits angegeben worden. Es sei deshalb hier nur gesagt, daß wir in den Maien und bekränzten Stangen Göttersymbole sehen dürfen, die schon bei unsern Voreltern zur Verehrung der Götter umtanzt wurden. Unter den

Brunnen waren vorzugsweise die Mineralbrunnen ein Gegenstand hoher Verehrung. Sie galten für Orte, in deren Nähe die Götter sehr gern verweilten und wo sie die Gebete der Sterblichen, besonders an hohen Festtagen, eher erhörten als anders wo. Ein Nachklang dieses Glaubens ist die hin und wieder, namentlich in der Umgegend von Wildungen, vorhandene Meinung, daß die Engel in manchen Nächten vom Himmel herabkämen und an den Quellen Zusammenkünfte hielten.

Fast alle größeren Orte sind in Besitz eines großen Weideplatzes, welcher den Namen „Pfingstweide" führt und früher allgemein am zweiten Pfingsttag zum öffentlichen Hutegebrauch freigegeben wurde.

Wer von den Hirten zuletzt auf der Pfingstweide ankam, wurde in der Weise gestraft, daß man ihn am Armen und Beinen faßte und mit der Kehrseite gegen einen Baum rannte oder ihn Spießruthen laufen ließ. Hierauf wurden allerlei heitere Spiele gespielt, z. B. umwand man in Rauschenberg einen Mann vom Kopf bis zu den Füßen dicht mit gelben Wiesenblumen.

Die an die Pfingstweide geknüpften Sitten stammen von den Gebräuchen ab, durch welche die Hirten den liebevollen Gott des Sommers verehrten.

Anmerkung.

Wie Entstehung und Namen vieler Brunnen mytho-

logisch sind, so scheint dieses auch mit den Statuen, welche häufig dieselben schmücken, der Fall zu sein, wenigstens zweifeln wir nicht daran, daß der Bär, welcher mit einem Schild versehen auf dem Dach des Bärenbrunnens zu Marburg steht, zu den Götterbildern gezählt werden darf. Er ist höchst wahrscheinlich ein Repräsentant Donars, denn der Bär war einst in Germanien König der Thiere und Donar wird Fürst der Asen genannt, besonders aber ist das Märchen „das Nußzweiglein" (die Rose) geeignet unsere Vermuthung zu begründen. In dieser verschiedenartig vorhandenen, auch von Bechstein niedergeschriebenen Erzählung holt ein brummender Bär, welcher auf einem schwarzen, pfeilschnell dahinjagenden Wagen (die schwarzen schnell fort sich bewegenden Gewitterwolken) sitzt, die ihm zugesagte Braut ab und bringt sie in das Innere eines Berges, in welchem sich neben elf, anderen Ungethümen angehörenden Wohnungen, auch die seinige befindet, (Asgaard, wo sich die Burgen der zwölf höchsten Götter befanden, wurde ursprünglich unter der Erdoberfläche gedacht) und seine Gestalt wird im Augenblick eines entsetzlichen Blitzes und Donners entzaubert, d. h. in einen Prinzen umgewandelt. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß der Gott des Gewitters den Beinamen Biörn (Bär) führt.

---

37. Der Ursprung der deutschen Kirchen.

Wer zum ersten Male eine gothische Kirche betritt und die schlanken himmelanstrebenden Säulen mit ihren Spitzbögen betrachtet, die von allen Seiten, gleich den Aesten ungeheuerer Bäume, in einander greifen und nicht selten mit schönem Laubwerk geschmückt sind, wer die glänzenden Lichtpartien sieht, welche gleich Sternen durch die Oeffnungen der Bögen vom blauen Himmelsgewölbe herniederschimmern und hierbei das halbe, durch die bunten Scheiben der hohen Fenster hereindringende Dämmerlicht empfindet, ja, wer dieses Alles in vereinter Kraft auf sein Gemüth einwirken läßt, der wird sich des Gedankens kaum erwehren können, als befände er sich an einem schönen Sommerabend in einem herrlichen Eichen- oder Buchenwald. Der Umstand, daß dieser Eindruck am stärksten zu Pfingsten eintritt, weil zu dieser Zeit vorzugsweise in unserm alten Frankenberg die Wände und Säulen mit Maien geschmückt sind, ist der Grund, weshalb an dieser Stelle der Urspung der gothischen (germanischen) Kirchen angedeutet werden soll.

Es ist eine bei allen Naturvölkern wahrzunehmende Erscheinung, daß die vorherrschende Geistes- und Gemüthsrichtung der Menschen in einem noch viel höheren Grade bei den Göttern vorhanden gedacht wird. Da nun unsere Voreltern, gleich andern Naturvölkern, das Waldleben jedem andern vorzogen und sich demgemäß namentlich zur Sommerszeit lieber in den freien Wäldern als in den engen Zelten aufhielten, so nahmen sie solches auch von ihren Göttern an, was zu Folge hatte, daß dieselben nicht in engen Räumen, die von Menschen erbaut waren, sondern in Eichen- oder Buchenwäldern verehrt wurden.

Obgleich diese Götterhaine eine bestimmte Grenze hatten, so waren doch innerhalb derselben noch besondere Abtheilungen vorhanden, welche mittelst einer Schnur eingefriedigt waren.

Wer diese engere Grenze außer den Priestern und den gleichgestellten Fürsten eigenmächtig überschritt, büßte diesen Frevel mit der rechten Hand und dem linken Fuß, worauf gewöhnlich der Tod erfolgte. Dieses Allerheiligste war, wie die noch jetzt an manchen Orten vorhandenen Haine im Vergleich mit denen anderer Naturvölker vermuthen lassen, so gelegen, daß sich gegen Sonnenaufgang ein Berg oder doch wenigstens eine Anhöhe erhob. Auf diesem heiligen Berge, welcher in Ebenen durch künstliche Erhebung des Bodens er-

setzt worden sein mag, fand vor einem heiligen Baum oder Rosenbusch der Hauptgottesdienst Statt, d. h. es wurde hierselbst, wie die an den umherstehenden Bäumen hängenden Thierköpfe beurkunden, geopfert. An die Stelle jener Naturgebilde trat nach und nach bei einigen, vielleicht mehr cultivirten Stämmen, ein hölzernes, jedoch noch sehr roh bearbeitetes Göttersymbol. Eines derselben fand Karl der Große nach Besiegung der Sachsen 772 im Hain bei Eresburg. Er riß es nieder und machte eine große Beute an Gold und Silber.

Der heilige Baum oder Rosenstock war, wie auch das spätere Göttersymbol, in angemessener Entfernung von Hütten umgeben, welche anfänglich aus Baumästen und Zweigen bestanden, später aber von Stein errichtet wurden. Sie hießen alsdann, wie andere Gebäude, Säale und dienten zur Aufbewahrung der heiligen Geräthe, namentlich des heiligen Speers, Hammers und der Heereszeichen. Auch wurden sie von den Priestern und Fürsten zu Wohnungen benutzt.

Als man aber das Schwert großentheils mit dem Pflug vertauschte und demzufolge an die Stelle der alten Kriegszelte feste Wohnungen errichtete, da zogen es auch die Götter vor, statt im offenen Wald unter einem schützenden Dach zu wohnen und verehrt zu werden. Man findet demzufolge zu dieser Zeit und zwar

nicht nur an den nördlichen und östlichen Grenzen Deutschlands, sondern auch höchst wahrscheinlich im Lande der Katten, da, wo ursprünglich der heilige Baum oder Rosenstock stand und in einer späteren Periode das denselben repräsentirende Göttersymbol aufgestellt war, einen Tempel zur Verehrung der Götter errichtet. So heißt es z. B. in der Chronik von Frankenberg:

„Wiewohl nun die Könige von Frankreich Christen waren, so hatten sie doch in leiblichen Dingen und anderen Sachen so viel zu thun, daß sie nach den Geistlichen nicht viel fragten, darum waren etliche ihrer Länder am heidnischen Glauben geblieben bis auf diese Zeit (nämlich 716). Es ward auch das Volk zu Frankenberg bekehrt und der Abgott Hammon verstört. Dieser Hammon war auch ein Gott über die Länder Lybia und Afrika, er soll Hörner an der Stirn gehabt haben und der böse Geist, der in dem Abgottsbilde war und auf einem Berg bei Frankenberg, welcher nunmehr der „Gottsberg“ — jetzt Goßberg — genannt wird, seinen Tempel hatte, fuhr in einen Grund bei der Stadt und geschah gar oft und viel Gespücknis daselbst, darum ward der Grund genannt der „Teufelskeller“ — heute noch, — darnach ward er daraus vertrieben in ein Gewildniß mit göttlichem Bann, gegen Aufgang der Sonnen, da sich denn den Teufel gar oft und viel sehen ließ und darum ward die Stätte genannt „Ham-

menhausen" — jetzt entweder „Hommershausen" oder „Louisendorf" vom Volke„ Hämehause" genannt — und der Tempel war ein geringes Gebäu und ward geweihet in die Ehre St. Michaelis und Petri, denn St. Bonifacius pflegte gemeiniglich die Kirchen zu weihen in dieser beiden Heiligen Ehre."

In Uebereinstimmung mit andern mehr historischen Zeugnissen wurde bei Einführung des Christenthums in diesen zu Capellen umgewandelten Tempeln neben dem heidnischen Cultus der erste christliche Gottesdienst gehalten und zwar aus keinem andern Grund, als weil die Neubekehrten fortfuhren, an die Heiligkeit ihres bisherigen Gotteshauses zu glauben. Der heilige Columban und Gallus fanden z. B. 612 bei Bregenz am Bodensee in einer der heiligen Aurelia geheiligten Halle drei Götterbilder an der Wand, denen die Mehrzahl des Volkes diente. Erst nachdem sie die Bilder zerschlagen und in den See geworfen hatten, wendete sich ein Theil der Heiden dem in der Halle errichteten christlichen Altar zu.

Die Tempel und daher auch die aus denselben hervorgegangenen Bethäuser und Kapellen waren so klein, daß sie nur die Altäre und Göttersymbole umfaßten, also kaum für den dienstthuenden Priester und die Vornehmsten des Volkes hinlänglichen Raum darboten. Die Laien standen vor dem Gotteshaus und sahen

von ferne dem in Opfer, Gebeten, Umzügen und Gesängen bestehenden Gottesdienst zu. Als man aber bei den Griechen und Römern die Tempel in größerem Stil erbaute und auf das vor der Thürr stehende Volk mehr Rücksicht nahm, desgleichen nicht mehr dem Ceremonialdienst, sondern den Vortägen, insbesondere dem Gebet, den Vorzug gab, da wurden auch die Tempel, gleich dem zu Jerusalem, mit geräumigen, auf Säulen ruhenden Vorhallen verbunden, aus denen alsdann bei den bekehrten Germanen die s. g. Kirchenschiffe hervorgingen, wogegen das Chor, in welchem sich der Hochaltar mit dem christlichen Göttersymbole (Cruzifix) befindet, in dem ursprünglichen Tempelraume seinen Ursprung hat.

Die Gestalt unserer Kirchen ist in der Regel die eines Kreuzes, dessen Lage dem Sonnenlauf folgt, d. h. von Osten nach Westen gerichtet ist. Daß auch die Haine diese Gestalt und Lage hatten, läßt sich im Hinblick auf Donars Hammer und den Wuotans- resp. Sonnencultus nur vermuthen, wogegen es unzweifelhaft sein dürfte, daß das Chor deshalb erhöht ist und an der Ostseite der Kirche liegt, weil alle Völker, deren Religion Sonnencultus ist oder welche dessen Gebräuche theilweise beibehalten haben, diejenigen Orte der Gottesverehrung für die heiligsten halten, welche von den Strahlen des aufgehenden Tagesgestirns zuerst berührt

werden. Als ein Rest dieser alten Anschauung dürfen wir das sonnenähnliche Gebilde betrachten, welches namentlich in alten Dorfkirchen an der gegen Osten stehenden Rückwand des Hochaltars unter dem Namen „Sonne" vorhanden ist. Da ein Rad, zumal ein goldenes, das Attribut Wuotans, als Sonnengottes, war, so dürfen wir in vorstehender Beziehung vielleicht auch auf das goldene Rad hinweisen, welches noch im vorigen Jahrhundert über dem Hochaltar mancher alten Kirche schwebte, z. B. in der Stiftskirche zu Hersfeld und dem Dome zu Fulda. Nach einem Fuldaischen Chronisten soll letzteres das Geschenk einer englischen Prinzessin gewesen sein, welche vor ihrer Bekehrung zum Christenthum die Sterne verehrt habe. Es hatte die Form eines Sternes, maß 20 Fuß im Durchmesser und war mit 127 Glöckchen versehen, welche beim Gottesdienst durch eine Umdrehung des Rades in Bewegung gesetzt wurden.

In den Fensterbögen, Thürbögen und Säulenverzierungen der gothischen Kirchen findet man nicht selten eine Rose und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend ein Kreuz. Dieses im Mittelalter allgemeine Zeichen der Gottheit war aber auch schon bei unsern Voreltern als ein solches vorhanden; denn ein Kreuz in der Rundung der Rose war, wie angedeutet, das Symbol Donars und an der Stelle des Cruzifixes, welches sich

hinter dem Altar zu erheben pflegt, stand bei unseren heidnischen Voreltern der heilige Baum oder Rosenstock.

Der Grund, aus welchem das Gewölbe einiger altgothischen Kirchen mit Sternen übersäet ist, scheint einestheils in der Thatsache zu liegen, daß unsere Voreltern nicht nur Sonne und Mond, sondern auch die Sterne in gewisser Hinsicht verehrten; anderntheils aber auch darin, daß ihr Gottesdienst, gleich dem der Peruaner, Parsen, namentlich aber der Israeliten, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang stattfand. Denn wenn noch jetzt das Gemüth religiöser Menschen Morgens und Abends zu höherer Andacht gestimmt ist, so war solches auch bei unsern Voreltern bis in das Heidenthum hinauf der Fall. Wir erinnern hier besonders an die christlichen Vigilien, sowie daran, daß in den alten Götterbildern häufig der Sonnenaufgang und Untergang von Bedeutung ist, desgleichen, daß die Morgen- und Abendröthe in einer eignen Göttin, der Ostara, so viel wir deren Wesen haben erforschen können, verehrt wurde.

Allein nicht nur das Innere der detuschen Kirchen ist mythologischen Ursprungs, sondern auch ihr Aeußeres. Erinnern nicht die Thürme an die ehrwürdigen Riesenbäume der Haine? Vergegenwärtigen uns die Sacristeien, weche zum Aufbewahren der heiligen Geräthe und zum Aufenthaltsorte der Geistlichen während der Gottes-

verehrung dienen, nicht die Hütten und Säale, von denen der heilige Baum oder Rosenstock umgeben war? Dürfen wir in den Ketten, welche viele altgothischen Kirchen und Fürstenhäuser einschließen, nicht die geheiligten Schnüre erblicken, mit denen das Allerheiligste der Haine eingefriedigt war?

Eine ähnliche Entstehungsgeschichte, wie die vorerwähnte unserer Gotteshäuser, findet sich bei verschiedenen Völkern. So verehrten die in Deutschland heimisch gewordenen Wenden ihren Svantowit, den obersten Gott des Lichtes und der Fruchtbarkeit, ursprünglich, wie unsere Vorfahren den Wuotan und die Preußen ihren Perkunos, in einem Hain. Allein später zeigt sich auch bei den Wenden der Uebergang vom Hain- zum Tempelcultus. Das Bild des Svantowit befand sich zwischen vier Säulen, die durch große Tücher verbunden und von einer hölzernen Wand umschlossen waren, wogegen die zum Stamme der Litthauer gehörenden Preußen, die in der Cultur nicht nur den Deutschen, sondern auch selbst den slavischen, in Deutschland eingedrungenen Wenden weit nachstanden, ihre dem Perkunos geweihte Eiche zu Romowe durch eine rings umlaufende Tuchwand schützten.

Im Buche der Richter, welches das älteste Product der hebräischen Literatur zu sein scheint und nicht ohne historischen Werth ist, heißt es, daß Gideon unter einer

Eiche, Cap. 6, 11, einem Engel des Herrn geopfert habe. Cap. 6, 19. Auch Abraham diente im Hain Mamre unter einem Baume seinem Gott, 1 Mose 12, 2—8. und auf dem Hügel Moriga, wo Abraham den Altar errichtet hatte, auf dem er seinen Sohn opfern wollte, baute nachher Salomon seinen Tempel 1. Mose 22, 2. Konstantin der Große erbaute im Hain Mamre und zwar an der Stelle, wo er die Ruinen eines altheidnischen Altars fand, eine Kirche.

Anmerkung.

Der vorerwähnte Tempel auf dem Gottsberg war, wie gesagt, dem Gott Hammon geweiht. Allein da unter den germanischen Göttern keiner dieses Namens vorhanden ist, so entsteht die Frage, welchem Gott wir hier begegnen.

Man vermuthet, daß die Römer vom Rhein herkommend, an der Edder hinab gen Mattium gezogen sind und in der Umgegend des heutigen Frankenberg den Katten eine große Schlacht geliefert, vielleicht auch hierselbst ein Lager bezogen haben. Es ist daher möglich, daß der Frankenberger Hammon der Jupiter Ammon oder Hammon ist. Dieser Gott wurde wegen seiner zeugenden Kraft in vielen Orten, namentlich in Ammon, der Hauptstadt des alten Priesterreichs Ammoniaka, desgleichen in Theben mit einem Widderkopf dargestellt

und sein Cultus erstreckte sich über das ganze römische
Reich.

Wie nun die nächsten Nachbarn und gleichsam die
Erben der Römer, nämlich die Franken, zu denen die
Katten gehörten, römischen Gottesdienst da, wo sie ihn
fanden, sehr häufig beibehielten, besonders wenn er sich
auf eine Gottheit bezog, die mit einer deutschen Aehn=
lichkeit hatte, so dienten auch die Römer, sobald sie
in das Land eines fremden Volkes zogen, aus politischen
Gründen den vorgefundenen Göttern. Erwägen wir nun
1), daß Donar in der Regel durch St. Petrus ersetzt
und besagter Tempel dem heiligen Petrus und Michael
geheiligt wurde, 2), daß dieser Gott sich auf steinigen
Bergen, von denen der Gottsberg einer ist, verehrt
sah und 3), daß derselbe, weil er seiner bildlichen Darstel=
lung und seinem innern Wesen nach mit Jupiter über=
einstimmte, von den Römern nicht nur Jupiter genannt
sondern auch als solcher verehrt wurde, — so ist es wahr=
scheinlich, daß der zu Frankenberg verehrte Hammon
ursprünglich kein anderer war als Donar. Was nun
noch den Umstand betrifft, daß man seinen Tempel auch
in St. Michaelis Namen weihte, so findet dieser seine
Erklärung darin, daß dieser Heilige allerdings in der
Regel an Wuotans Stelle gesetzt, Wuotan aber oft
mit Donar identificirt wurde.

Zur weiteren Begründung vorstehender Folgerung

verweisen wir auf das Hospiz des St. Bernhard. Dasselbe steht an der Stelle eines ehemaligen Jupitertempels, welcher aber höchst wahrscheinlich nicht dem römischen, sondern dem deutschen Donnergott geheiligt war, denn erstens lag der an Gestein reiche Bernhard von jeher auf deutschem Gebiet und zweitens darf Bern, gl. Biörn, von Bär abgeleitet werden, zumal da die Berner in ihrem Wappen, welches sicher in den meisten Fällen mythologischen Ursprungs ist, einen schwarzen Bären führen und in einem ihrer Festungswerke Bären unterhalten, nicht, weil bei Gründung der Stadt in dem daselbst gewesenen Eichenwald ein Bär getödtet worden sein soll, sondern, weil, wie es ausdrücklich heißt, der Name Bern mit Bär verwandt sei.

---

38. Die Gemeindeversammlungen unter der Linde.

Fast in jedem Dorf steht am Eingang des Kirchhofs eine Linde, unter deren weithinragenden Aesten sich die Gemeindeangehörigen noch bis vor wenigen Jahren zu versammeln pflegten, wenn Etwas bekannt gemacht werden sollte. Diese Zusammenkünfte wurden durch eine kleine Kirchenglocke angezeigt und fanden kurz vor oder nach dem Abendläuten unter dem Vorsitze des auf einem großen Stein postirten Greben statt. Sie wurden von dem männlichen Theil der Dörfler auf das Eifrigste besucht, indem sie gleichzeitig zum Besprechen der Tagesbegebenheiten dienten.

Wie die Macht der Könige und Herzöge durch die Gerichtsversammlungen (Thinge) sämmtlicher Freien bestimmt war, so war dieses auch mit der Macht der Centgrafen und deren 10 Unterbeamten (Schöppen) der Fall. Erstere waren Richter über 100, letztere über 10 Familien. Sie hatten im Frieden über Mord, Diebstahl, Brand, Nothzucht und in Gegenwart eines Priesters auch über religiöse Verbrechen zu richten. Im Kriege

war der C'entgraf Anführer von 100 Männern, zu welchen jede Familie einen Mann stellte.

Die Thinge fanden unter freiem Himmel in der Regel auf den Grabhügeln berühmter Helden Statt, jedoch weniger um dieselben zu ehren, als um von deren Geist durchdrungen zu werden. Auf dem Gipfel einer dieser Hügel lag ein großer Stein, welcher dem Grafen oder Schöppen zum Sitz diente; die übrigen Männer standen mit Helm, Schild und Schwert bewaffnet ringsumher. Beifall wurde durch das Zusammenschlagen der an den umherstehenden Bäumen hängenden Schilde, Mißfallen durch dumpfes Murren zu erkennen gegeben. Der heiligste unter diesen Bäumen war die Linde, sie war der allgemein verehrten Herrin jenes Reiches geweiht, dessen Pforten die Gräber waren, nämlich der uns als Personification der Erde wohl bekannten Frau Holle, welche aber als specielle Vorsteherin von Helheim Hel hieß.

„Den Heerschild, den schlug er,
der hing am Stamm in hoher Linde;"

heißt es in der Fritjofsage.

Vergegenwärtigen wir uns nun folgende Thatsachen:

1) daß die Helden in die Haine, die Wohnungen der Götter, jedoch, wie es scheint, nur die vornehmsten in das Allerheiligste derselben begraben wurden;
2) daß der außerhalb jener Schnur gelegene Theil

des geheiligten Waldes als der Ursprung unserer Kirchhöfe zu betrachten ist;

3) daß ursprünglich nur ein sehr geringer Theil der Bevölkerung von den öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen war, d. h. dem Stand der Knechte angehörte;

4) daß Amt und Titel der Dorfgreben von den Centgrafen abgeleitet ist;

so werden wir auch in den Gemeindeversammlungen unter der Kirchhofslinde ehrwürdige Denkmäler sehen, die von unseren Vätern auf uns gekommen, aber leider in der allerneuesten Zeit abgeschafft sind.

In Betreff des Gesagten verweisen wir auf Upsala, wo vor dem Eingang des großen heidnischen, im elften Jahrhundert von den Christen zerstörten Tempels eine Linde stand, unter welcher die Thinge unter dem Vorsitze der Könige stattfanden. Ein anderes Denkmal sind die vier uralten Hünengräber zu Gamla Upsala (Alt-Upsala). An einem dieser Gräber, welches oben eine platte Fläche hat und Gerichtshöhe (Thinghög) heißt, wurde von den alten Königen Gericht gehalten. Eine mindestens eben so alte Gerichtsstätte, als die vorerwähnte, mag unweit Amöneburg im sog. Brückerwalde, woselbst noch viele Hünengräber liegen, vorhanden gewesen sein. Denn auch in Deutschland wurden die Thinge in der Nähe heiliger und hochgelegener Orte

gehalten, und Amöneburg war, als das Christenthum nach Hessen kam, nicht nur ein Hauptsitz des Göttercultus, sondern auch der Hauptort des Oberlahngaues. Es sollen dortselbst zwei mächtige Brüder Detrik und Dierolf geherrscht haben, die von Bonifacius bekehrt wurden.

Der Grund, daß Amöneburg (gleich viel unter welchem Namen) einen so bedeutenden Vorzug genoß, scheint in dem Umstande zu liegen, daß die niedrige Umgegend des Berges, auf welchem die Stadt liegt, in den ältesten Zeiten ein See gewesen sein mag, über dessen Wasserspiegel sich der Gipfel 250 Fuß hoch als schöne Insel erhob. Die Ufer dieses Sees, an welchen außer den geologischen Merkmalen die Ortsnamen: Anzefahr, Stausebach, die Nix- und Seemühle erinnern dürften, desgleichen, daß in dem Bach, welcher die erstere Mühle treibt, der Sage nach ein Seemännchen und ein Seeweibchen wohnen, bildeten die Ausläufer des Lahngebirges und Vogelberges, sowie die vorderen Berge des Wohrathales.

Allein nicht nur Amöneburg war durch alte religiöse Ueberlieferungen unsern Voreltern schon als Insel heilig, sondern auch der See scheint ein Gegenstand hoher Verehrung gewesen zu sein, wenigstens knüpfen sich an seine Ufer mythologische Begebenheiten mannigfacher Art.

Wir verweisen hier nur auf den Katzenberg, Frauenberg und Roßberg.

---

39. Sitten bei Errichtung neuer Gebäude.

Der erste hier zu erwähnende Gebrauch findet bei Gründung von Kirchen, Schulen und Rathhäusern, kurz öffentlichen Gebäuden Statt. Er besteht in der Legung des Grundsteines. Der oberste Beamte des Ortes oder der Provinz, auch wohl der Fürst des Landes schlägt mit einem Hammer dreimal auf den Grundstein und bewirft die Fugen mit einigen Kellen Mauerspeise. Ehe der Grundstein, welcher gegen Osten zu liegen kommt, eingelassen wird, werden in eine Höhlung desselben Urkunden und allerlei werthvolle Gegenstände niedergelegt.

Wir haben die Priester schon einigemal als Repräsentanten der obersten Götter kennen gelernt. Da nun bei unsern Vorfahren, wie bei andern Urvölkern, keine Trennung zwischen religiösen und politischen Gesetzen bestand, so war es ganz natürlich, daß der Fürst ursprünglich zugleich auch der oberste Priester war und demnach bei jedem allgemeinen Gottesdienst, ohne welchen Nichts von Bedeutung unternommen wurde, entweder

in eigener Person oder in der eines dritten zugegen sein mußte. Die Lage des Grundsteins gegen Osten bezog sich ursprünglich auf den Sonnencultus und die drei Schläge wurden zu Ehren der drei ältesten, von der Sonne abgeleiteten Götter: Wuotan, Loki und Hönir gethan. Die in den ausgehöhlten Stein gelegten Gegenstände sind an die Stelle eines Opfers getreten, das ursprünglich in der Hingabe eines oder mehrerer Menschen bestand, was namentlich in Schweden bei öffentlichen Gebäuden der Fall war. Die Geopferten ließen sich im Glauben an eine jenseitige hohe Belohnung oft gern einmauern. Der diesem Gottesdienst zu Grunde liegende Glaube ist nicht nur im Märtyrerthum mit in die christliche Religion hinüber genommen worden, sondern wird auch noch jetzt von den Katholiken zu den wichtigsten Erfordernissen wahrer Frömmigkeit gerechnet, wir meinen die Hingabe des Lebens an Gott, wie sich solche in einem wirklich christlichen Klosterleben zeigt.

Bei Bauten von Privatpersonen findet besonders auf dem Lande ein sogenantes Bauheben statt, d. h. es wird ein Fest veranstaltet, zu welchem fast alle Bauern des Dorfes nebst ihren Frauen, Söhnen und Töchtern geladen sind. Das Fest besteht außer dem eigentlichen Aufschlagen des Baues in dem Aufstecken des Kranzes und im Einnehmen einer Mahlzeit, zu welcher die

Gäste das Tischgeräthe und den größten Theil der Speisen liefern; den Schluß bildet ein Tanz.

Ist der Bau fertig aufgeschlagen, so wird der Kranz, welcher in einem grünen, mit Flittergold und Blumen verzierten Tannenbaum besteht, unter klingendem Spiel von den hochaufgeputzten Mädchen und den übrigen Gästen dreimal (12) rings um den Zimmerplatz und den neuen Bau getragen und alsdann mit einem Seile von den Zimmerleuten auf die Firste des Baues gezogen. Bei diesem Acte hält der Zimmermeister eine Rede, im welcher dem Bauherrn, sowie dessen Frau und allen übrigen Familiengliedern alles mögliche Glück gewünscht wird. Damit der Wunsch in Erfüllung gehe, werden der Bauherr und seine Frau ermahnt, den Kranz recht schwer zu machen, was in der Weise geschieht, daß der erste je nach Vermögen Geldstücke an den Baum befestigt, die letztere hingegen ein neues feines Hemd und bunte Tücher. Steckt der Kranz am Orte seiner Bestimmung, so vertheilt der Zimmermeister die Gaben in der Weise, daß er das Hemd für sich behält und jedem Gesellen ein Tuch gibt, das Geld wird gleichmäßig vertheilt. Der Kranz bleibt so lange unberührt stecken, bis er vom Winde herabgeworfen wird.

Es ist schon einige Male davon die Rede gewesen, daß das Umhertragen oder Fahren der Göt-

tersymbole und Bilder zu den wichtigsten Cultusarten unserer Voreltern gehörte. Der Rest eines solchen, stets mit Opfern begleiteten, echt heidnischen Gottesdienstes zeigt sich in der eben erzählten Sitte. Denn durch den Kranz bei dem Bauheben wurde, wie durch den ähnlich geschmückten Weihnachtsbaum, Wuotan verehrt, nebenbei aber auch, worauf der dreimalige Umgang hindeutet, Donar und Fro. Obgleich wir nicht zu begründen vermögen, daß die Zimmerleute, die beim Kranzaufstecken unverkennbar das Amt heidnischer Priester versehen, ursprünglich dem Priesterstand angehörten, so glauben wir doch uns dahin aussprechen zu dürfen, daß die an den Baum gehängten Gegenstände das Aequivalent eines Opfers sind, welches die Priester in Empfang nahmen und dafür die üblichen Wünsche aussprachen, d. h. den Wuotanssegen spendeten.

Weniger allgemein als das Kranzaufstecken ist folgende in der Umgegend von Haina, Kreis Frankenberg, übliche Sitte. Ein Bauersmann, welcher wegen seines vorgerückten Alters bei dem Aufschlagen des Baues nur in sofern thätig ist, als er die erforderlichen hölzernen Nägel auf der Schnitzbank verfertigt, wird nach vollendetem Bau maskirt, mit einem großen Hut und einen Besen, wie ein Reiter zu Pferd, auf die Schnitzbank gesetzt und von vier starken Männern unter klingen-

dem Spiel umhergetragen, namentlich dreimal (12) um den neuen Bau.

Die Bedeutung dieser Sitte ist, da die Schnitzbank ein Pferd vorstellt, ganz dieselbe, welche dem Umherführen des Frankenberger Schmiedepferdes zu Grunde liegt; denn obgleich der Reiter den Mantel entbehrt und statt des Zauberspeers Gungnir einen Besen (3) führt, so sind doch Hut und Maske untrügliche Kennzeichen, daß wir hier den beim Niklas besprochenen Hialmberi vor uns haben.

Der Grund, weshalb Wuotan durch einen Nägelschnitzer repräsentirt wird, liegt vielleicht in dem Umstande, daß Alles, was Haft und unlösliche Verbindung gewährt, unter dem besonderen Schutze dieses Gottes stehend gedacht wird.

Ist das Dach des neuen Hauses fertig, so wird, was jedoch weniger bei Scheuern als Häusern und Kirchen geschieht, der Wetterhahn aufgesteckt.

Es ist schon einige Male bemerkt worden, daß der Hahn in der Mythologie der Germanen eine wichtige Rolle spielt, besonders daß er in Walhall und Helheim als oberster Wächter erscheint, daß er namentlich zu Wuotan und den Einherien in fortdauernder Beziehung steht. Wir dürfen deshalb in dem aufgesteckten, stets dem Winde entgegen schauenden Wetterhahne eine Nachbildung der alten heidnischen Vorstellung von dem Alles

überschauenden Hahne erblicken, welcher, zu der Luft- und Sturmgottheit Wuotan hinaufgerückt, über die Wetter zu wachen scheint.

Eine andere noch ziemlich allgemeine Sitte ist die auf das Haus Hauslauch oder Hauswurz zu pflanzen, um hierdurch den Blitz vom Hause fern zu halten. Zu demselben Zweck werden auch die dotterlosen Hahnen-, Unglücks- oder Hexeneier, welche dem Volksglauben nach in jedem siebenten Jahre von den Hähnen gelegt werden, über das Haus geworfen. Beide Sitten haben demnach ihren Ursprung im Donarcultus.

Ob das Loch, welches an der Giebelseite unter der Firste des Hauses vorhanden ist und „Eulenloch" heißt, zu Gunsten der Eule an sich, oder für dieselbe, als Lieblingsvogel der Frau Holle, vorhanden ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. Ersteres ist jedoch aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, weil die Eule zum Vertilgen schädlicher Thiere kaum irgendwo gehegt wird.

Unter den Blumenstöcken, welche vor den Fenstern unserer Bauernhäuser stehen, fehlt gewiß niemals der Rosmarin, dessen Zweige zu Sträußen verwendet werden, die man besonders bei Leichenbestattungen zu tragen pflegt. Es ist dieses deshalb bemerkenswerth, weil der immergrüne, vor Alters zu vielfachen Heilmitteln verwendete Rosmarin der Frau Holle geheiligt war. Ferner findet man nicht selten hinter oder neben den

Bauernhäusern einen Hollunderbaum, welcher gleichfalls vielleicht weil seine verschiedenen Theile zu mannichfa chen Heilzwecken dienen, ebenfalls der Frau Holle ge heiligt war. Er wird von unsern Landleuten „Holler genannt, was ein alter Name der Frau Holle ist.

---

40. Das Holen der Waldbeeren.

Wir sind mit unsern Enthüllungen bis kurz vor Johanni gekommen, zu welcher Zeit die ersten Heidelbeeren und Erdbeeren reif werden.

Vor etwa dreißig Jahren war es in dem Geburtsorte des Schreibers dieser Blätter, Dodenhausen, Kreis Frankenberg, noch Gebrauch, wenn man die auf den nahen Bergen gesammelten Waldbeeren nach Hause trug, einige der besten Beeren an einen vor dem Walde stehenden Hagedorn zu stecken und dabei einen Stein in den Busch zu werfen, gleichsam um, was noch ganz besonders in einem hergesagten Spruch geschah, für die Gabe der Beeren zu danken. Geschah Solches nicht, so fürchtete man das nächste Mal entweder keine Beeren zu finden, oder die gefundenen bei dem Nachhausegehen zu verschütten.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß diese Sitte, deren Verbreitung wir bis jetzt noch nicht ermittelt haben, in derselben Weise schon bei den Kindern unserer Voreltern als ein Opfer Donars üblich war, denn wenn

auch der wildspringenden Böcke Gebieter als ein Gott des Feldbaues erscheint, so war es doch ganz folgerecht, daß man ihm, als dem speziellen Gott des Sommers, auch die Gabe der Waldbeeren zuschrieb und dieselben ihm opferte. Vielleicht wird dieses auch durch den Hagedorn angedeutet, indem das Wort Hag einen (umhegten) Hain bedeutet und Dorn mit Donar zusammenhängt. Hierfür spricht, daß einige Städtenamen, die zu ihrem Bestandtheil das Wort Dorn haben, aus Donar erklärt werden müssen, so kommt z. B. Dornstetten im Schwarzwald im achten Jahrhundert unter dem Namen Tornestadt vor, in derselben Gegend liegt ein Städtchen Dornhan (Dornhain), Tournay (in Belgien), welche Stadt vom Nibelungenlied als die Heimath des aus Donar hervorgegangenen Hagen bezeichnet ist, wird auch Doornik genannt und auf der auf steilem Felsenberg gelegenen Dornburg im Großherzogthum Weimar soll, was hinsichtlich der Lage sehr wahrscheinlich ist, Donar verehrt worden sein. Auch in hiesiger Gegend kommt in Orts-, Wald- und Bergnamen häufig Dorn vor, was sicher in den meisten Fällen einen mythologischen Grund hat. Daß ein Stein dem Opfer beigefügt wird, spricht ebenfalls, wir möchten sagen mit überzeugender Kraft, für einen Donarcultus. Denn 1) heißt Donars Gemahlin, mit welcher er seine beiden Söhne Madhi und Magni (Kraft und Muth) zeugte, Jarnsaxa, welches

Wort das harte Gestein bedeutet, welches Donar durch Cultivirung des Bodens fruchtbar macht, 2) ist Donars Hammer, welchen er als Blitz schleudert, wie alle urdeutschen Waffen, z. B. das sächsische Schwert, eigentlich ein harter Stein.

Bekannt ist, daß man den harten Steinen, besonders dem Kieselsteine, wegen des Sprühens der Funken die Eigenschaft, den Blitz in sich zu hegen, zuschrieb. So wurde z. B. der dodonäische Zeus, der mit Donar identificirte Jupiter Ammon, in einem spitz zulaufenden Kieselstein (sile) verehrt. Um Dürre zu verhüten oder wenn dieselbe eingetreten war, um Regen herbeizuzaubern, wurde ein Blitzstein (lapis manalis), welcher eine cylinderförmige Gestalt hatte, von dem vor dem capenischen Thore zu Rom stehenden Tempel des Mars nach der Stadt hingezogen.

---

41. Die Johannisfeier.

Im Fuldaischen besteigen die Dorfknaben auf Johannisabend, wie am Hutzelsonntag, die nächste Anhöhe und zünden daselbst, nach dem sie mitdem „Bläster" in der Hand eine Zeitlang umhergesprungen oder getanzt sind, das Johannisfeuer an. In der Stadt hingegen ziehen die Jungen mit einer aus Papier gemachten Mütze, der sogenannten Johanniskappe, durch die Straßen und singen vor jedem Haus folgendes Lied:

Zor Johannes Feier,
Der Haber ist gar theuer,
Das Maas gelt nen Dreier
Haber juh! Haber juh!
Vivat! Johannestag.
Es wohnt ein reicher Herr im Haus,
Schenk' er uns nen Kreuzer aus,
Die eine, die zweie, die dreie, . . . die zwölfen,
Da wollen wir uns behelfen.
Ich hört ein Glöcklein läuten,
Ich wußt' nicht, was sollt's bedeuten,

Da sah ich im Kalender nach,
Vivat! war's Johannestag u. s. w.

Die nach dem Wintersolstitium beginnende Erhebung der Sonne wurde ursprünglich, wie gesagt, als eine Wiedergeburt derselben, später als eine Brautwerbung Wuotans betrachtet und in dem nach dem Sommersolstitium eintretenden Niedersteigen der Sonne sah man den Tod Bald'rs, eines von Göttern, Menschen und Zwergen gleich hochverehrten Sohnes Wuotans und der Frigg. Von ihm erzählt die Sage, daß er kühn, mild, weise, beredt und schön gewesen sei. Seine Wohnung „Bredeblick" stand an dem schönsten Ort des Himmels und seine Gemahlin, die treue, stets jugendliche Nanna, war eine Enkelin Wuotans. Oft und schwer träumte Bald'r von Gefahren seines Lebens, weshalb seine Mutter nicht nur alle himmlischen Wesen, sondern auch alle irdischen, die verletzen konnten, schwören ließ, ihm nicht zu schaden. Da hierbei die Mistel wegen ihrer Kleinheit und Schwächlichkeit übersehen wurde, so gab der böse Loki einen Zweig dieser zauberhaften Pflanze dem blinden aber starken Hödhr in die Hand und hieß ihn bei einem Freischießen nach Bald'r, der als Zielscheibe diente, werfen. Durchbohrt sank der Gott zu Boden und ging zu Hel, der Todesgöttin, an deren Brunnen er sich niedersetzte.

Nachdem sich die Götter von der schrecklichen That

Hödhrs einigermaßen erholt hatten, wurde Bald'rs Leiche auf einen Scheiterhaufen feierlich verbrannt. Da die treue Nanna, in welcher eine Personification der Blüthen erkannt wird, von ihrem geliebten Gatten nicht getrennt sein wollte, so stürzte sie sich in dessen Scheiterhaufen und folgte ihm nach Hel.

In Betracht dieses Mythus, welcher das mit Johanni beginnende Sinken der Sonne und das im Norden um dieselbe Zeit stattfindende Abfallen der Blüthen ausdrückt, dürfen wir uns dahin aussprechen, daß sich die früher allgemein üblichen Johannisfeuer auf Bald'rs Tod bezogen, insbesondere, daß die Fuldaer Knaben ursprünglich Priester waren, die Bald'rs Leichenbrand dramatisch darstellten, d. h. einen Scheiterhaufen anzündeten und denselben mit Fackeln umtanzten (s. 34.)

In Treisa, Kreis Ziegenhain, herrscht seit undenklichen Zeiten die Sitte, daß die Schulkinder auf Johanni das menschenähnliche Standbild eines Brunnens, das Johannismännchen genannt, mit Blumen bekränzen und demselben ein neues weißes Tuch umbinden. Diese Sitte, welche ein Chronist dieser Stadt von einer Localbegebenheit aus der Zeit des Faustrechts abzuleiten versucht, ist in wahrhaft imposanter Weise in Eschwege vorhanden. An demselben Tag ziehen die zu einem Brunnen gehörigen Jünglinge und Mädchen in feierlicher Weise

vor ihren Brunnen, setzen demselben eine aus weißen Lilien angefertigte Krone auf und bitten ihn, seine wohlthätige Gabe nach wie vor den Bewohnern in reichem Maße zu spenden. Nachdem der Brunnen, wie in den Sooden, einigemal umgangen oder umtanzt ist, entfernt sich die Prozession wieder, um diese ehrwürdige Sitte mit einem Balle zu beschließen. In Fulda werden die Brunnen ebenfalls auf Johanni von den Mädchen bekränzt. Sodann wählen die zu einem Brunnen gehörigen einen Brunnenherrn, der durch Uebersendung eines Straußes aufgefordert wird, Geld zum Zweck eines anzuordnenden Freudenfestes zu sammeln.

Johannes der Täufer, auf welchen wir durch diese Sitten hingewiesen werden könnten, verweilte zwar an dem Ufer des Jordan, stand aber mit Brunnen in keiner Beziehung. Es läßt sich daher auch nicht annehmen, daß durch vorerwähnte Brunnenfeste der auf Johanni fallende Geburtstag jenes Heiligen gefeiert wird, sondern es ist zu vermuthen, daß sie gleich den Johannisfeuern im Bald'rcultus ihren Ursprung haben. Hierauf weißt vorzugsweise der Umstand hin, daß Bald'r und Nanna an jenem Brunnen sitzend gedacht wurden, welcher vor dem Palast der der Hel vorhanden war und mit den Brunnen der Oberwelt in Verbindung stand. (1.) Selbst die weißen Lilien erinnern daran, daß Bald'r und seine Gemahlin

auf Johanni zu Hel gingen; denn die Seelen der Verstorbenen wurden von unseren Voreltern durch weiße Lilien symbolisch dargestellt. Was nun noch den Umstand betrifft, daß wir vorzugsweise die Jünglinge und Jungfrauen als Pfleger des Bald'rcultus vor uns haben, so findet dieser seine Erklärung in der Lehre, daß Bald'r, wie sich alsbald zeigen wird, auch ein Gott der Liebe war.

Die Mädchen, welche ihren Geliebten im Traum sehen wollen, winden am Abend vor Johanni einen Kranz aus neun verschiedenen Blumen und legen denselben unter das Kopfkissen ihres Bettes.

Daß die Zahl 9 bei unseren Voreltern bedeutungsvoll war, ist schon im Abschnitt 24 hervorgehoben worden und wir erinnern deshalb hier nur daran, daß Wuotan seinem gefallenen Sohn den goldenen Ring Draupnir, welchen wir als ein Attribut Bald'rs, als Sonnengottes, betrachten dürfen, in die Unterwelt nachsandte, indem er ihn in die Flamme des Scheiterhaufens warf. Bald'r schickte ihn jedoch an Wuotan zurück. Dieser Ring hatte die Eigenschaft, daß in jeder neunten Nacht acht gleiche Ringe von ihm tröpfelten. Auch erinnern die neunerlei Blumen daran, daß man einstens die Johannisfeuer, gleich den Nothfeuern, durch Anwendung eines Rades anzündete, welches aus neun verschiedenen Holzarten angefertigt war und von Osten nach Westen um eine sich allmälig erhitzende

und endlich in Flammen aufgehende Spindel gedreht wurde.

Wenn die Mädchen erfahren möchten, welchem Stande ihr künftiger Gatte angehört, so zupfen sie die weißen Strahlenblüthen der um Johanni blühenden Johannisblume (**Chrysanthemum leucanthemum**), welche wegen ihres sonnenähnlichen Aussehens höchst wahrscheinlich dem Bald'r geheiligt war, unter Hersagung der verschiedenen Stände aus, wo dann derjenige Stand, welcher bei dem letzten Blättchen an die Reihe kommt, der des zukünftigen Gatten ist.

Wollen sie auch noch erfahren, wie reich ihr Kindersegen wird, so streuen sie die gelben Scheibenblüthen dieser Blume auf den Rücken der Hand und schlagen unter Hersagung eines gewissen Spruches so hart unter die Handfläche, daß jene in die Luft fliegen. Die Zahl der auf der Hand liegenbleibenden oder auf dieselbe zurückfallenden Blüthchen ist gleich der ihrer Kinder.

Diese Johannissitten, zu denen auch die gehört, daß die Schülerinnen zu Frankenberg auf Johanni Kränze winden, womit sie die Schulzimmer schmücken, finden ihre Erklärung in dem Umstande, daß Bald'r, als Sonnengott, die Liebe begünstigte und so weise und beredt war, daß seine Lehren nicht nur von den guten Menschen gern gehört und befolgt wurden, sondern auch von den Göttern.

Anmerkung.

Es ist schon bei verschiedenen Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß die Sonne im ersten Stadium der religiösen Entwickelung nicht für eine Sache, sondern für eine Person, d. h. für ein wirklich lebendes Wesen galt, im zweiten aber in der erhabensten Gottheit verehrt wurde. Als aber der Fall eintrat, daß mehrere bisher getrennt lebende Volksstämme sich vereinigten, so wurden auch die bisherigen Sonnengötter bis an Wuotan allmälig verdrängt und die eigenthümlich ausgebildeten Vorstellungen, welche die einzelnen Stämme von ihrem bisherigen Sonnengott hegten, concentrirten sich in Wuotan. In welchem Verhältnisse die verdrängten Götter, namentlich Zio, Donar, Fro, Bald'r und Heimdal von nun an zur Sonne und zu Wuotan standen, hat sich theils schon früher ergeben, theils wird solches bei passenden Gelegenheiten noch angeführt werden.

---

42. Die Heuernte.

Bald nach Johanni verlieren die Wiesen ihren blumenreichen Schmuck und es wird jetzt, wo die stärkste Sonnenhitze herrscht, das reife Gras zu Heu gemacht.

Nach der Edda trug Freyja ein wundervolles von den Zwergen angefertigtes Halsband „Brisinga men." Nach einer andern Sage wurde dieser Schmuck, was sonst von den goldenen Haaren der Sif erzählt wird, durch Loki entwendet, wahrscheinlich in Jötunnheim verborgen gehalten und endlich, was auch von Thors Hammer gilt, durch Heimdal wieder herbeigeschafft.

In Betracht daß

1) Freyja, als Doppelgängerin der Frau Holle, eine Personification der Erde ist,
2) das Halsband derselben den blumenreichen Schmuck der mit einem Bande vergleichbaren Wiesengründe bedeuten dürfte,

3) als Verfertiger des Schmuckes die Zwerge, d. h. in und unter der Erde hausende Wesen, angegeben werden,
4) der Riese Loki als Herr der versengenden Sonnenhitze aufgefaßt werden darf und
5) daß Jötunnheim, als im Norden gelegen, das Reich des Winters ist,

scheint vorstehender Mythus sehr deutlich auf den Sommer hinzuweisen, insofern dieser oft versengt und vernichtet, aber nicht mehr Leben und Gedeihen gibt. Er trägt somit einen feindlichen, dem Winter zugeneigten Character, mit welchem die Thätigkeit des Menschen und zwar ganz besonders im vorliegenden Falle in engster Beziehung steht. Denn die Wiesengründe werden ihres blumigen Grases beraubt, um dasselbe von der Gluth des Sommers gedörrt, für den Winter aufzubewahren.

Obgleich der Gott, welcher den Schmuck wieder herbeischaffte, Heimdal, ursprünglich ein Sonnengott war, so wurde er doch später, gleich dem früher erwähnten Perkunos, (37) auch als ein Gott des Regens bezeichnet und wir vermuthen daher in dem Herbeischaffen des Halsbandes den Gedanken ausgedrückt, daß sich die ihres Schmuckes beraubten Wiesengründe in Folge des nach der Heuernte fallenden Regens wieder mit blumigem Grase bedecken.

---

43. Tag und Nacht.

Von einem gutmüthigen Manne pflegt man zu sagen: „er ist so gut wie der Tag", wogegen eine sehr häßliche Frau „so häßlich wie die Nacht" genannt wird.

Es ist unverkennbar, daß beide Redensarten mythologischen Ursprungs sind, d. h. aus einer Zeit stammen, in welcher Tag und Nacht nicht nur als persönliche Wesen gedacht wurden, sondern auch von diesen eine genaue Vorstellung herrschend war.

Wie von den Naturvölkern alle auffallenden Naturerscheinungen personificirt werden, so war dieses auch bei unseren Voreltern in Betreff des Tages und der Nacht der Fall. Die Nacht wurde für eine Riesin gehalten, welche mehrmals vermählt war. Ihr letzter Gemahl gehörte dem Göttergeschlecht an und hieß „Dellingr." In ihm ist die dem Morgen vorhergehende Dämmerung personificirt. Von Dellingr hatte die Nacht den Tag (Dag) zum Sohne, aber dieser glich seiner Mutter in keiner Hinsicht, denn er war nicht nur schön und lichtvoll wie seines Vaters Ge-

schlecht, sondern auch wie dieses von durchaus guter Gemüthsart. Die Nacht hingegen war schwarz von Ansehen und wie alle Riesen ein menschenfeindliches Wesen, d. h. sie liebte, wenn auch gerade nicht den Tod und die Vernichtung, so doch Finsterniß und Nebel. Sie heißt darum auch grîma, welches Wort Dunkelheit, und nachher alles Bedeckende, Verbergende, z. B. Helm, Kappe u. s. w. bezeichnet. Mutter und Sohn hatten die Aufgabe, alle 24 Stunden in einer gewissen Entfernung von einander das Himmelsgewölbe von Osten nach Westen zu befahren, wozu sie Wagen und Pferde erhielten. Das von der Nacht geführte Roß bethauete mit dem Schaum seines Gebisses die Erde, wogegen das des Tagesgottes die Erde und Luft mit seiner Mähne erleuchtete. Es geht hieraus hervor, daß, wie Sommer und Morgenröthe, unabhängig von der Sonne, als besondere Gottheiten gedacht wurden, dieses auch mit dem Tag der Fall war. Da die Nacht dem menschenfeindlichen Riesengeschlechte angehörte, so ist zu vermuthen, daß die Redensart „die Nacht ist keines Menschen Freund" ebenfalls mythologischen Ursprungs ist.

---

44. Die Sonnenfinsterniß.

Obgleich viele unter dem Volke jetzt recht gut wissen, wodurch eine Sonnenfinsterniß entsteht, so glaubt man doch, daß, wenn eine solche Naturerscheinung eintritt, Gift vom Himmel falle. Aus diesem Grunde werden dann in sehr vielen Orten die Brunnen zugedeckt und die Heerden nach Hause getrieben, wie auch die Feldarbeiter großentheils von der Arbeit heimkehren.

Unsere Voreltern lebten in der Anschauung, daß östlich der bewohnten Erde ein Wald vorhanden sei, welcher Jarnvidr (Eisenwald, Steinwald) genannt war und als die Heimath eines Riesengeschlechts in Wolfsgestalt gedacht wurde. Es ist nämlich zu bemerken, daß, wie sich die Riesen vermöge ihres culturfeindlichen starren Naturells mit den Eisbergen berühren, als deren Personification wir sie schon gesehen haben, und wie die Nacht und Todesgötter wegen ihres finstern, Vernichtung drohenden Aeußern aus dem Riesengeschlecht abgeleitet werden, so auch Wölfe und Hunde, welche in ihrem Naturell den Riesen ähneln, von dem Geschlechte derselben abstammen.

Der mächtigste der Riesen in Wolfsgestalt wird als Mondhund (Managarmr) bezeichnet. Man glaubte, derselbe werde den Mond verschlingen und mit dem Blute desselben den Himmel so sehr überspritzen, daß sich die Sonne verfinstere. Auch diese wurde nach derselben Anschauung von einem Riesen in Wolfsgestalt Tag und Nacht verfolgt. Dieser Wolf (Sköll), wahrscheinlich identisch mit Fenrir, welcher Odin, den ersten der Götter, verschlingen wird, ist am Himmel als Abendstern sichtbar.

In Berücksichtigung dieser Anschauungen glaubten unsere Voreltern, daß, wenn eine Sonnen- und Mondfinsterniß entstand, beide Gottheiten verschlungen werden sollten, weshalb sie sich, da dieser Fall den Weltuntergang zur Folge gehabt hätte, jedes Mal zum Tode vorbereiteten. Um aber die Wölfe zu verscheuchen, wurde, wie auch bei andern Völkern, durch Zurufen und Trommeln ein möglichst starker Lärm gemacht. Von beiden Vorstellungen ist in der Gegenwart Nichts mehr übrig geblieben als der Glaube an das Gift, welches der grimmige Wolf beim Verschlingen der leuchtenden Gottheit als Geifer verspritze.

---

45. Die Riesen.

Auf dem früher erwähnten Christenberg, welcher durch Natur und Kunst stark befestigt war, wohnte der Sage nach ein Riese, dessen Tochter die Gabe besaß, zukünftige Dinge vorauszusehen. Karl der Große belagerte die Burg lange Zeit vergebens, als aber die Schaar der Krieger mit grünen Maibüschen vor die siebenfachen Befestigungswerke rückte, da glaubte die Seherin, daß nun Alles verloren sei, weshalb sie zu ihrem Vater sagte:

„Vater gebt euch gefangen,
der grüne Wald kommt gegangen."

Auf Grund dieser Rede ist aus Karl dem Großen oder einem noch früheren, volksmäßigen Helden oder Halbgotte ein König Grünewald gemacht worden.

Nach einer andern Sage wohnte auf dem Schlosse zu Homberg ein Riese. Als derselbe sah, daß man zu Fritzlar eine Kirche baute, wurde er sehr zornig. Er brach einen Felsblock los und schleuderte ihn gen Fritzlar, aber der Stein glitt ihm aus den Händen und fiel auf ein ungefähr zwei Stunden von Homberg

entferntes Feld nieder. Fast mannshoch steht er aus der Erde empor und eben so tief ist er eingesunken.

Auch auf dem Burgholzer und dem fast eine Stunde davon entfernten Rauschenberger Schloßberge wohnten Riesen. Von diesen geht die Sage, daß sie nur eine Axt gehabt und sich dieselbe gegenseitig zugeworfen hätten.

Der Umfang dieser Blätter gestattet nicht die zahlreichen Riesensagen Kurhessens mitzutheilen. Auch wäre solches aus dem Grunde unnöthig, weil sie meistens bei Lynker u. a. schon ihre Aufzeichnung gefunden haben, auch im Wesentlichen nur wenig verschieden sind, was ein Beweis ist, daß sie, wie die Götter, Naturkräfte personificiren, die aber in ihrer Allgemeinheit und Abgeschlossenheit von dem lebendigen Volksbewußtsein nicht weiter cultivirt und individueller gemacht werden konnten. Da bei allen Völkern Riesensagen vorhanden sind und dieselben in ihren Characterzügen wenig Verschiedenheit darbieten, so ist man mehrfach der Meinung gewesen, die Riesen seien die Urbewohner der Erde, welche aber von dem intelligenteren Geschlechte der heutigen Menschen unterdrückt worden seien. Nach anderer Auffassung bilden sie die älteste, von dem späteren Geschlechte der Asen unterdrückte Götterdynastie. Allerdings sind sie, gleich den Göttern, Gebilde der Phantasie; allein die häufige Berührung mit letzteren, ihr

periodischer Sieg über dieselben u. s. w., läßt sehr schwer schließen, daß sie ein unterdrücktes Göttergeschlecht seien, dagegen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie im Allgemeinen als die Personificationen zerstörender, besonders menschenfeindlicher Naturerscheinungen betrachtet werden müssen.

Im dritten Stadium, wo die Kosmogonie in ihrer Vollendung erscheint, ist selbstverständlich auch die Geschichte der Riesen in ein wohlgeordnetes System gebracht, welches in gedrängter Weise folgendes ist:

„Der kleinen Edda gemäß war im Anfang ein Chaos, eigentlich ein gähnender Abgrund, vorhanden, an dessen beiden Enden zwei Welten lagen, Niflheim und Muspelheim, oder Dunkel- und Feuerheim. Beide waren von solcher Beschaffenheit und Kraft, daß jede nur das zerstörende, Göttern und Menschen feindliche Element repräsentirt, aber jede von anderer Grundlage aus, die eine im Licht (Feuer), die andere in der Finsterniß (Nebel). Zu einer belebten Welt konnte mithin nur ein drittes Element werden, wo beide Grundelemente sich gegenseitig mäßigten und dadurch für Götter und Menschen ertragbar wurden. Und dieses dritte geschah. Feuerstrahlen sprühten von Muspelheim bis nach Niflheim, schmolzen das Alles dortselbst erfüllende Eis und hierdurch entstand ein Urwesen, der Riese des Eises, „Ymir.“ Er ist Repräsentation des Chaos, insofern

es zu dem kalten unwegsamen Stoffe, dem Eis in Beziehung steht. Ymir, welcher auch „Aurgelmir" (d. i. der Uralte) heißt, erzeugte aus dem Schweiße, der unter seinen Armen hervordrang, einen Mann und eine Frau, sowie durch die Berührung seiner Füße mit einander einen sechsgehäupteten Sohn, den Stammvater der Frostriesen. Diese und alle ihre Nachkommen sind als Eis-, Reif- oder Frostriesen, versinnbildlicht durch die hohen Eisberge des Nordens; ihre mitunter zahlreichen Häupter zeigen ursprünglich auf die vielen Spitzen der Eisberge hin. Die Erzeugung mittelst Berührung der Füße bezieht sich wahrscheinlich auf Vereinigung zweier benachbarter Gletscher zu einem mehrfach gegipfelten.

Von den Eisriesen können keine Götter und Menschen abgeleitet werden. Es entstand daher bald nach Ymir aus der nämlichen Grundlage wie dieser, die Kuh „Audumla" und diese brachte durch Belecken der salzigen Reifsteine, einen schöngestalteten, großen und kräftigen Mann, Namens Bur, zum Vorschein. Dieser ist das Verbindungsglied der starren und der belebten Natur. Von ihm stammen die Götter in ihrer älteren Gestalt, sowie endlich die Menschen ab. Als unmittelbares Naturprincip kann jedoch Bur noch nicht Vater der Götter und Menschen sein, sondern erst dessen Sohn Bör. Dieser heirathete eine Jungfrau von Ymirs Geschlecht, Bestla, Tochter des Jetten Baulthorn und

zeugte mit ihr Odin, Vile und Ve; diese drei erschlugen den Ymir, warfen seinen Leichnam in den chaotischen Abgrund und bildeten alsdann aus demselben das Weltall. Aus dem Schädel machten sie die Wölbung des Himmels, die Augen dehnten sie zu Sonne und Mond aus, aus dem Hirn wurden die Wolken, aus den Knochen die Felsen, aus den Zähnen die Steine, aus dem Fleisch die lockere Erde, aus dem Blut das Wasser und aus den Haaren die Kräuter, Sträucher und Bäume.

Die Masse des Blutes hatte eine Ueberschwemmung zur Folge, in welcher alle Frostriesen ertranken außer Bergelmer, der sich auf einem Kahn in die neue Welt hinüberrettete. Von ihm stammen alle späteren Riesen ab. Obwohl die Frostriesen als besonders starr und bösartig noch immer von anderen Riesen scharf geschieden werden und in ihrem Wesen mehr Zusammenhang mit Niflheim verrathen, so werden doch jetzt im Allgemeinen alle Riesen, übermüthige und weise, friedselige und wohlrathende, in Jötunnheim als in ihrem Sitz gedacht. Unter den Nachkommen Bergelmers ist von einem Riesenweib die Rede, welches 900 Köpfe hat und den Namen „Gridhr“ führt. Dieses ursprünglich mehr noch als bloße zauberische Naturmacht erscheinende, aber nachher in viele einzelne Erscheinungen sich auflösende Wesen ist unsere liebe Frau Holle oder deren

Mutter, wie denn auch Wuotan zuweilen mit dem Wesen eines Riesen zusammenfällt.

Der Umstand, daß die Riesen ein älteres Geschlecht sind als die Götter, ja schon am Anfang der Welt vorhanden waren, macht es erklärlich, daß sie von der Geschichte der Urwelt und allen Dingen Kenntniß haben und zwar in einem Grade, daß selbst Wuotan gen Jötunnheim wandert, um aus Mimers Brunnen einen Trunk zu erhalten, allein der „grübelnde Ase“, wie Wuotan wegen seines Forschungstriebes genannt wird, erhielt nicht eher die Erlaubniß, seinen Wissensdurst zu stillen, als bis er eins seiner Augen in den Brunnen der Weisheit versenkt hatte. Nach diesem Ereigniß, welches den Mythus erklären soll, daß Wuotan einäugig gedacht wird, sieht sich Wuotan im Stande, mit „Vafthrudhnir“, dem weisesten der Riesen, über urweltliche Dinge zu streiten. Die Heimath der Riesen lag jenseits des erdumgürteten Weltmeers, vorzugsweise im Norden (Jötunnheim), auch einen Theil der Unterwelt dachte man sich von Riesen bewohnt.

Die Feuerriesen wohnen im Süden, in Muspelheim, ihr Ursprung ist in der entwickelten Kosmogonie nirgends enthalten, doch finden sich auch in Jötunnheim Riesen, die sich bei näherer Betrachtung ihres Wesens als Feuerriesen herausstellen. S. u.

Daß die Riesen schon vor Erschaffung des Menschen-

geschlechtes mit den Göttern um die Weltherrschaft kämpften und von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht vollständig, überwunden werden, wird in den Kosmogonien der meisten Urvölker erwähnt, so namentlich in der griechischen und indischen. Auch die israelitischen Religionsschriften gedenken der Riesen und zwar in einer Weise, die mit dem Glauben unserer Väter Vieles gemein hat. So heißt es z. B. in der Weisheit Sal. Cap. 14, 6. „Denn auch vor Alters, da die hochmüthigen Riesen umbracht wurden, flohen die, an welchen Hoffnung blieb, die Welt zu mehren, in ein Schiff, welches deine Hand regierte und ließen also der Welt Samen hinter sich". Es ist unverkennbar, daß hier von der Sündfluth die Rede ist und es scheint daher, daß Noah und seine Vorfahren, gleich Bergelmer, dem Riesengeschlecht angehörten. Wenigstens erinnert das gewaltthätige übermüthige Wesen, welches dem vornoahitischen Geschlechte zugeschrieben wird, stark an die Vorstellung von den mythischen Riesen.

Anmerkung.

Bei Besprechung des Frankenberger Hammon drängte sich uns die Vermuthung auf, daß unsere Voreltern außer den Hainen auch schon wirkliche Tempel gehabt hätten. Dasselbe läßt auch der vorerwähnte Christenberg vermuthen, denn der ältere Name dieses Berges

„Kesterburg", siehe Landau, erinnert an castrum, welches Wort gleichbedeutend mit templum ist. Vielleicht war dieser Tempel gleich dem Gottsberg halbrömischen Ursprungs, was aus einer Bemerkung, welche auf der vierten Seite des ältesten Rauschenberger Steuerkatasters steht, hervorzugehen scheint, indem es daselbst heißt: „In gedachtem Burgwald liegt der Castorberg, der von dem Abgott castore den Namen haben soll; dahin hat Kaiser Karl der Große ein Schloß und Festung wider die Sachsen erbaut und es den Christenberg genennet wie Speculum Historiarum meldet".

---

46. Die Frau Holle.

Wer von dem ehemals der Jungfrau Maria geweihten Kloster Haina Kreis Frankenberg das Gebirge, welches das hohe Lohr heißt, umgeht, gelangt zwischen den Dörfern Batten- und Dodenhausen in eine tiefe Thalschlucht. Von dieser behauptet man in der Umgegend, daß hier eine schöne weißgekleidete Jungfrau umhergehe. Man hat sie jedoch nicht zu fürchten, indem sie ein sehr gutes menschenfreundliches Wesen ist. Einen Namen führt die Jungfrau nicht, allein der Name der Schlucht macht es unzweifelhaft, daß sie Niemand anders ist, als unsere liebe Frau Holle, die Schlucht heißt nämlich die „Hölle" und zwar wie ähnliche Erscheinungen darthun, weil sich Frau Holle in derselben aufhält. Setzt man von dieser Hölle seinen Weg um den Berg fort, so kommt man ungefähr nach einer halben Stunde in ein Forstrevier, der Hohlstein genannt. Auch hier, wo sich ein Thal von dem hohen Lohr herabschlängelt, soll eine weiße Jungfrau umhergehen. Sie führt einen großen Bund Schlüssel bei sich und gibt dem Vorübergehenden, dem sie wohl will,

durch öfteres Winken zu verstehen, er möge ihr folgen. Obgleich auch diese Jungfrau ein menschenfreundliches Wesen ist und ungeheure Schätze im Berge verwahren soll, so hat es doch bis jetzt noch Niemand gewagt, ihr zu folgen. Der Name Hohlstein beweist, daß wir auch in dieser Sage die altdeutsche Königin des Himmels und der Erde vor uns haben. Dasselbe ist mit jener weißgekleideten Jungfrau der Fall, welche zuweilen am Eingang des Hohlsteinsteichs, bei Hilgershausen, gesehen wird. (27.)

In der Umgend von Marburg erzählt man: „Einst ging ein Jäger über den Frauenberg (der höchste Gipfel des Lahngebirges) und fand daselbst auf einem Tuche ausgebreitet, einen Haufen Flachsknoten liegen. Weil die Hülsen von seltener Schönheit waren, so steckte er eine Handvoll in den Ranzen und ging fort. Kaum war er ein wenig entfernt, so erschien eine weißgekleidete Frau mit einem Rechen und schaarte die Knoten zusammen, diejenigen aber, welche sich in dem Ranzen des Jägers befanden, waren bei dessen Heimkehr in Goldstücke verwandelt.“ Nach Lynker: „fand auf demselben Gebirge ein Marburger Bäcker Waizen auf einem Tuche liegen und neben demselben eine Frau, welche spann. Mit Erlaubniß derselben steckte er einige Körner ein, die sich ebenfalls in Gold verwandelten.“

Wer die Frauen dieser Sagen sind, geht aus ihrem weißem Gewand, aus ihrer Arbeit, aus dem, was sie spenden, sowie daraus hervor, daß das Gespendete sich in Gold verwandelte. Auch der Name „Frauenberg" läßt vermuthen, daß wir in beiden Sagen die Erfinderin des Ackerbaues, insbesondere die des Flachsbaues vor uns haben. Denn wenn auch die Herzogin Sophie von Brabant eine Feste auf dem Gipfel des Lahngebirges erbaute und der hessische Chronist Winkelmann erzählt: „diese Feste habe den Namen Frauenberg deshalb erhalten, weil sie von einer Frau erbaut worden sei, so steht doch nicht zu vermuthen, daß der Frauenberg von dieser Feste seinen Namen erhalten habe, sondern daß dieses, wie bei den meisten Burgen, in umgekehrter Weise der Fall ist. Was noch außerdem unsere Vermuthung begründet, nämlich daß der Frauenberg seinen Namen von der Frau Holle erhalten hat, ist die Annahme, daß ehemals auf diesem Berge die Jungfrau Maria verehrt worden ist. (7.)

In andern Sagen erscheint die Frau Holle nicht so gut als in den vorerwähnten.

Am Rensberge im Fuldaischen erschien sie nach der Sage noch vor wenigen Jahrzenten als alte Bettlerin, die jedem etwas Böses anthat, der ohne eine Gabe zu verabreichen in ihre Nähe kam.

Südlich von Birstein, Kreis Gelnhausen, liegt eine

mit wilden Steinmassen gekrönte Waldhöhe, das „wilde Weibsbild" genannt. Die Sage erzählt: es habe sich hier ein wildes Weib aufgehalten und soweit dasselbe gegangen, sei ihr Alles zehntbar gewesen. Der Zehnten von den westlich am Walde liegenden Ländern wird der „wilde Weibszehnte" genannt. Auch muß hier an das Mährchen vom Pfannkuchenhäuschen erinnert werden, in welchem Frau Holle als häßliches altes, auf einer Katze reitendes und mit sehr lange Nase ausgestattetes Weib erscheint und (was auf die Hel als Todesgöttin hinweist) die zu ihr kommenden Kinder zu fressen beabsichtigt.

---

47. Der Werwolf und die Raben.

Obgleich die Wölfe schon seit 200 Jahren in Hessen völlig ausgerottet sind, so ist doch der Glaube an den Werwolf noch überall vorhanden. Man glaubt nämlich, daß bisweilen Thiere, besonders Wölfe umgehen, die eigentlich Menschen sind und nur zu Zeiten Thiergestalt annehmen, in welcher sie Menschen und Thiere anfielen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir hier eine Mythe vor uns haben, die zu den ältesten der Menschheit gehört, nämlich in einer Zeit entstand, wo der Mensch in allen Naturerscheinungen Personen sah, die er je nach ihrem Auftreten über, neben oder unter sich stellte. (1.) Besonders mögen es Thiere gewesen sein, in denen der Mensch ebenbürtige Wesen sah. Vielleicht sind aus dieser Anschauung unsere alten Märchen, in denen die Thiere die Sprache der Menschen reden, desgleichen die wirklichen Thierepopäen, z. B. Reinecke der Fuchs, hervorgegangen. Ebenso mag die schon früher erwähnte Verwandlung der Frauen in Katzengestalt in dem innigen Zusammenleben des Menschen mit

den unbewußten Naturerscheinungen ihren Ursprung haben. Was die Entstehung der in Rede stehenden Mythe bestätigen dürfte, ist die Thatsache, daß bei mehreren Naturvölkern derselbe Glaube vorhanden ist. So berichtet Rußegger von Sudan, daß man dortselbst an sog. „Marafilnas“ glaube, d. h. an Menschen, die sich des Nachts in Hyänen verwandelten. Es sind dies die Priester oder Zauberer (Saharrs), welche in Abyssinien eine besondere Zunft bilden. Tödtet man eine der betreffenden Hyänen, so ist dadurch ein Saharr getödtet. Verwundet man sie, so kann man des andern Tages einen Saharr sehen, der dieselbe Wunde trägt, welche die Hyäne in der vorhergehenden Nacht erhielt.

Berichte ähnlichen Inhalts liegen von den Gallasstämmen vor.

Anderson berichtet vom Cap der guten Hoffnung, daß unter dem Stamme der Buschmänner (Bosjemannes) der Glaube herrsche: „es könnten sich deren Weiber in Löwen verwandeln und auf diese Weise Nahrung für ihre Familie verschaffen“. Aehnliches wird von den Indianern Amerikas mitgetheilt. Die speciellen Fälle, die wir aus unserm engern Vaterland mittheilen wollen, stehen denen aus Afrika und Amerika in keiner Beziehung nach, im Gegentheil übertreffen sie dieselben. Z. B. heißt es am Wohnort des Verfassers: „Die verstorbene Frau N. sah einstens, wie eine Frau eine

Last Klee von ihrem Acker entwendete. Rasch nahm sie die Gestalt eines Hundes an und lief auf den betreffenden Acker, wo sie die Diebin blutig biß, vielleicht auch zerrissen haben würde, wenn nicht ein Mann der Frau zu Hülfe gekommen wäre und dem bösen Hund den Kopf zerschlagen hätte. An demselben Tag lag die Frau N. mit zerschlagenem Haupt zu Bett und es unterlag keinem Zweifel, daß sie der Hund gewesen war, zumal da die allmälig verschwindenden Ohren desselben unter dem blutigen Verband noch deutlich bemerkbar waren".

Von einer noch jetzt lebenden Frau in Alb., Kreis Kirchhain, welche im Rufe steht, Kinder und Vieh behexen, desgleichen Butter machen zu können, ohne den nöthigen Rahm zu besitzen, heißt es: „sie habe unlängst als Werwolf einem über Feld gehenden Mädchen das Gesicht zerkratzt und die Kleider zerrissen. Rothe, von dem Kleide herrührende Fetzen, welche der Frau zwischen den Zähnen stecken geblieben, hätten dieselbe verrathen. Die Sache hatte einen vor dem Justizamte Rauschenberg anhängig gemachten Injurienprozeß zur Folge. Aehnliches erzählt man sich in und um Kirchhain. Hier ist der Werwolf ein Mann und die Person, von deren Kleid ihm einzelne Fäden zwischen den Zähnen stecken geblieben, seine eigne Frau.

In D., Kreis Frankenberg, kannte der Verfasser als

Kind einen alten Mann, welcher von sämmtlichen Bewohnern des Dorfes gefürchtet wurde, weil er schon oft als Werwolf Menschen und Vieh zerrissen und gefressen haben sollte, auch wollte man oft den Teufel in feueriger Gestalt bei ihm in der Stube bemerkt haben. Es heißt nämlich, die Verwandlung in einen Werwolf geschehe durch Anlegung eines vom Teufel geschenkten Gürtels.

Sieht man den Werwolf kommen und hat einen blanken Stahl bei sich, so braucht man denselben nur über das Ungeheuer hinzuwerfen, um es in seiner natürlichen Gestalt zu sehen.

Es ist schon bei Besprechung des wilden Jägers gezeigt, wie Wuotan als Kriegs- und Jagdgott die Wölfe, weil sie durch die Leichen auf den Schlachtfeldern herbei gelockt werden, in seinem Gefolge und zu seinen Dienern hatte. Der Wolf ist das Krieg und Vernichtung drohende Thier, in welchem sich die ungestüme Kriegsnatur Wuotans am treffendsten offenbart; im Hintergrund aller Wölfe steht der große Weltenwolf, der Alles dereinst verschlingen wird.

Der Umstand nun, daß zuweilen die Götter die Gestalt ihrer Lieblingsgeschöpfe anzunehmen beliebten, gibt der Vermuthung Raum, daß, wie die Schwanjungfrauen (drei nordische Königstöchter Hladhgudhr Svanhvit, Hervör, Alvitr und Ölrun) durch Ablegung ihrer Hem-

den sich in Schwäne verwandeln konnten, so auch Wuotan durch die Anlegung eines Zaubergürtels, der ursprünglich ein ganzes Wolfsfell gewesen sein mag, die Gestalt und Natur eines Menschen annahm. Was man aber ursprünglich von Göttern glaubte, ging später auf einzelne Menschen über. Der Name Werwolf scheint zusammengesetzt aus Mann und Wolf, also Mannwolf, d. h. ein Wolf, der eigentlich ein Mann ist. Zur weiteren Begründung unserer obigen Erklärung darf die Thatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß jene drei Jungfrauen, sobald sie ihrer abgelegten Hemden beraubt wurden, so lange machtlos blieben, bis sie dieselben wieder in die Hände bekamen, daß sie ferner als Walküren oder Schlachtjungfrauen mit Wuotan in nächster Beziehung standen. In dieser Vorstellung mag der Glaube, es könnten sich auch Frauen in Werwölfe verwandeln, seinen Ursprung haben.

Wie die Schwanjungfrauen durch Anlegung ihrer Hemden die menschliche Gestalt wieder bekamen, so erhalten auch die Werwolfmenschen durch Ablegung ihres Gürtels ihre natürliche Gestalt wieder. Was die unfreiwillige Umwandlung betrifft, so vermuthen wir auch hier die Mitwirkung Wuotans, denn entweder war der Stahl unspründlich der Spieß (Gungner), mit welchem Wuotan die Unholde bekämpfte (7) oder ein Schwert, in welchem sowohl Saxnot und Ziu als auch Heimdal

verehrt wurde. Diese beiden Götter vereinigten sich nach späterer Anschauung in ihrem Vater Wuotan zu einer Person.

Schließlich ist noch auf eine nordische Sage hinzuweisen, deren Grundgedanke auch schon beim wilden Jäger Erwähnung gefunden. Es ist die, daß Wuotan den Ausbruch eines Krieges durch persönliches Erscheinen angekündigt habe. Es heißt nämlich, daß so oft das nordische Volk in einen großen Krieg verwickelt werde, sich eine Zeitlang zuvor ein Wolf von riesenhafter Größe zeige, was denn auch nach russischen Zeitungen vor dem letzten russisch-türkischen Krieg der Fall war.

Aehnliche Anschauungen, wie beim Wolfe, walten auch beim Raben ob, wiewohl der Glaube, daß Menschen in ihn verwandelt werden können, hier zurückgetreten ist. Daß derselbe aber ehedem geherrscht hat, geht aus den vielen Märchen hervor, die noch über die Verwandlung von Menschen, namentlich von Hexen in Raben erzählt werden.

Der Rabe ist ebenso wie der Wolf ein Kriegsthier Wuotans, weil er wie dieser den Schlachtfeldern nachzieht. Als weit umherfliegender Vogel hat er aber noch eine weitere Bestimmung, vor der die erstere häufig zurücktritt. Er wird nämlich als in die Zukunft schauend, sogar als allwissend gedacht.

Zwei kluge Raben, Huginn und Muninn, sitzen nach

der Edda auf den Schultern Wuotans, sobald dieser den Hochsitz eingenommen hat, sie umfliegen jeden Tag die Welt und berichten alsdann, was sie gesehen.

Von dem Raben ist in hiesiger Gegend ein Reim verbreitet, welchen die Kinder singen, sobald sie einen Raben erblicken. Er lautet:

„Robe, Robe rück,
Dei Vatter eß em Krick,
Dei Robe eß em Hesseland,
Do wern die Robe all verbrannt."

Obgleich dieses Liedchen in seiner jetzigen Form der Neuzeit angehören mag, so scheint doch sein Inhalt mythologischen Ursprungs zu sein. Wer kann füglich der im Krieg befindliche Vater des Raben anders sein als Wuotan selbst, der auch „Rabengott" (hrafnagod) heißt, gleichwie Donar „der Böcke Gebieter" genannt wird? Die Worte: „deine Mutter ist im Hessenland" erinnert entweder daran, daß die Gemahlin Wuotans, die Frau Holle, besonders hoch in Hessen verehrt wurde, oder Hessenland steht allgemein für jedes Land, wo kein Krieg ist. Was das Verbrennen der schwarzen Raben bedeuten soll, wissen wir nicht. Es kann sich vielleicht auf Rabenhemden, deren Verbrennung hier Symbol des Friedens und Schutzes gegen Hexerei sein soll, beziehen. Vielleicht ist aber auch durch die bekannte Redensart: „schwarze Hexe" der Vermuthung Raum gege-

ben, daß unter den Raben die Hexen selbst zu verstehen sind. Die Bezeichnungen Rabenvater und Rabenmutter für einen strengen Vater und eine strenge Mutter scheinen ebenfalls in Wuotan und Frau Holle ihren Grund zu haben, indem die Söhne des Vaters der Raben, des kriegentzündenden Wuotan, das germanische Volk rauh und hart erzogen werden mußte, wenn es zum Dienst seines Vaters würdig werden wollte.

Vorerwähnte nordische Vorstellung von Odins Raben haben die Umwohner des Harzgebirges in einer Weise bewahrt, die vermuthen läßt, daß der Glaube, Asgaard sei im Bereich der Sterne vorhanden, sich erst in späterer Zeit gebildet hat, und zwar in der Periode, die zwischen der Bekehrung der Sachsen und der der nördlichen Scandinavier liegen muß. In den Sagen vom Kyffhäuser sitzt Kaiser Friedrich (welcher wie Karl im Odenberg an Wuotans Stelle getreten ist), umgeben von seinem Kriegsheer, im Innern des Berges und die um den Berg fliegenden Raben dienen dem Kaiser als ein Wahrzeichen, daß die rechte Zeit seiner Wiederkunft noch nicht da sei.

---

48. Der Heckthaler.

Ebenso verbreitet und fast wie der Glaube an den Werwolf ist der, daß es Familien gibt, die im Besitz eines Heckthalers sind oder wenigstens waren. Wie man sich vor den Werwolfsleuten fürchtet, ebenso scheut man sich mit den Inhabern eines Heckthalers in nähere Verbindung zu treten; denn man nimmt an, daß auch sie Verehrer des Teufels seien.

Da der Heckthaler in jeder Nacht das Vermögen um einen Thaler vermehrt, und wenn er ausgegeben wird, auf den Wunsch des ersten Eigenthümers in dessen Hand zurückkehrt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß jener Teufel Niemand anderes ist als der allgemein verehrte Gott unserer Väter.

Wuotan verlieh an seine Verehrer bald diesen, bald jenen Gegenstand, womit wünschenswerthe Dinge zu erreichen waren.

Er verlieh die Nebel- oder Tarnkappe, welche unsichtbar macht und die eigentlich nichts Anders ist als Odins Hut mit breitem, das Gesicht verbergenden Rande.

Dieser kommt noch in den Sagen vom Fortunatus als Wünschelhut vor. Er besaß den stets treffenden Speer Gungnir, der nachher zur Wünschelruthe umgestaltet ist; auf seinen Zügen trug er den dunkelgefleckten Mantel (Hakel s. 7) aus dem nachher der weit in die Ferne tragende Mantel des Doctors Faust entsprungen ist.

In Betracht des Gesagten wird es uns nicht schwer werden, auch für den Heckthaler eine Erklärung zu finden. Wir sehen in demselben Odins berühmten Ring Draupnir, von welchem in jeder neunten Nacht acht gleiche Ringe abtröpfelten, so daß also nach neun Nächte neun Ringe beisammen sind.

Daß das ursprüngliche Schatzkleinod nach späteren Begriffen in ein Geldstück abgeschwächt erscheinen könnte, darüber ist wohl keine weitere Ausführung nöthig.

Nach christianisirtem Volksglauben muß man, um in Besitz eines Heckthalers zu gelangen, einen schwarzen Kater in ein Sack stecken, denselben mit 99 (ursprünglich vielleicht blos 9) Knoten verknüpfen und denselben dem Teufel unter der Versicherung, es sei ein Hase, verkaufen. Dieser bezahlt dann mit dem unschätzbaren Heckthaler.

In der Anempfehlung des Betrugs liegt einerseits die Gegensätzlichkeit der neuen Religion gegen die frühere, wonach die Götterprincipe der letzteren ohnmächtige, nur noch im Finstern schleichende Wesen sind,

anderseits aber auch die beharrliche Seite der früheren Götter, indem diese nicht glauben wollen, daß sich die Gesinnung der Menschen gegen sie verändert habe und deshalb betrogen werden. Vielleicht spielen aber auch uralte Vorstellungen in diese Idee des Betrugs mit hinein; wir dürfen nur daran erinnern, daß die Götter einst selbst nur durch Betrug und falsche Gelöbnisse den Weltenwolf (Fenrir) in Fesseln zu legen vermochten.

Um den Teufel zu citiren, muß man in der längsten Nacht dreimal um eine Kirche gehen und so oft man an die Thür kommt durch das Schlüsselloch den Küster bei Namen rufen, worauf der Teufel erscheint.

Daß die Redensart: „der hat auch die Katze im Sack gekauft," d. h. der hat sich auch, weil er arglos war, recht aufführen lassen, von gedachter Erwerbung des Heckthalers herrührt, ist klar.

---

49. Das Hungervierteljahr.

Die drei letzten Monate vor der Roggenernte pflegt man das trockene oder Hungervierteljahr zu nennen, wohl deshalb, weil die Vorräthe im Allgemeinen aufgezehrt sind und weit seltener ein Gewitter entsteht als im Nachsommer. In Betreff der Vorräthe war solches bei unsern Voreltern fast ausnahmslose Regel. Hören wir darum, zu welcher Dichtung dieser Umstand Veranlassung gegeben zu haben scheint.

Die Personification des heißen Sommers, wenigstens des in ihm vorherrschenden Südwindes war Loki, wogegen Donar der eigentliche Gott des Sommers ist. Beide Götter kamen einstens auf einer Reise vor die Burg Utgardh, welche an der Grenze von Jötunnheim, dem Reiche der Winterriesen, lag. Der König von Utgardh bedeutete die Reisenden, daß bei ihm keine geringen Männer geduldet würden, sondern nur Helden, die sich deshalb durch ein Probestück als solche bewähren müßten.

Loki rühmte sich nun, daß Niemand schneller als er

essen könnte. Es wurde daher ein Riese Logi herbei gerufen, um mit Loki zu wetteifern. Die Sache nahm den Ausgang, daß in der Zeit, in welcher Loki alles ihm vorgesetzte Fleisch aß, Logi auch noch die Knochen sammt dem Trog verzehrte. Der Aufzeichner dieses Mythus läßt nachher durch den Mund des Burgherrn die Erklärung folgen, das Loki ungeachtet seiner Fertigkeit deshalb unterlegen habe, weil Logi das Feuer sei und zwar, wie wir im Hinblick auf Logi, als dem Riesengeschlecht angehörig, hinzufügen dürfen, das Feuer in seiner zerstörenden Kraft.

Erwägen wir nun folgende Punkte 1) daß unsere Voreltern zwar Ackerbau trieben, aber doch besonders von Fleischspeisen lebten, 2) daß ihre Vorräthe während des Hungervierteljahrs aufgezehrt wurden, 3) daß der Hunger, als eine physische, alle Gesetze zerstörende Erscheinung, sehr wohl dem Riesengeschlechte zugezählt werden darf, und daß ein größerer Hunger „Heißhunger“ genannt zu werden pflegt, also (gleich dem brennenden Durst) mit der Wirkung des Feuers in Beziehung gedacht wird, so fragt es sich, da wir in Logi nur den Loki, obwohl in anderer mehr physischer Beziehung vor uns haben, ob wir nicht in der Niederlage Lokis vor dem Logi eine mythologische Darstellung der Thatsache erblicken dürfen, daß man während der heißen Jahreszeit, ungeachtet sie das Hungervierteljahr ist, weit we-

niger zu essen vermag als in der Zeit, in welcher die Riesen herrschend gedacht wurden, d. h. im Winter.

Als an Donar die Reihe kam, ein Probestück abzulegen, erbot er sich, ein ihm dargebrachtes Horn, wie groß es sei, zu leeren. Er war aber nicht im Stande, das ihm gereichte auszutrinken und zwar, wie sich später offenbarte, weil das eine Ende des Hornes im Meere lag. Diese Dichtung scheint eine Darstellung der Thatsache zu sein, daß zwar der Sommer durch seine Gluth allen Quellen und Flüssen das Wasser zu entziehen vermag, aber doch nicht im Stande ist, das Meer auszutrocknen.

Obgleich jene Darstellung eine scandinavische und zwar aus späterer Zeit ist, so scheinen doch auch in Deutschland ähnliche Vorstellungen vorhanden gewesen zu sein. So pflegt man, wenn sich die Strahlen der Sonne, besonders am Abend, in der Gegend eines Flusses oder Meeres herniedersenken, zu sagen: „die Sonne trinkt,“ oder „die Sonne saugt Wasser ein“.

Das zweite Probestück, welches Donar ebenfalls nicht besteht, betrifft das Aufheben der königlichen Katze vom Boden. Da diese Katze, indem sie als die Midgaardsschlange bezeichnet wird, das erdumgürtende Meer bedeutet, so scheint diesem Probestück der Gedanke des vorigen in anderer Gestalt zu Grunde zu liegen.

Die nachfolgenden Probestücke handeln von andern Gegenständen, daher wir von ihnen hier schweigen.

Als einstens der böse von Logi übertroffene Loki zu einem Riesen Namens Geirraudr oder Geirröd kam, so zauberte ihn dieser in einen Käfig und ließ ihn, was abermals an das heiße oder Hungervierteljahr erinnert, drei Monate in demselben hungern. Um sein Leben zu retten, so versprach Loki dem Riesen, er wolle den Sommergott ohne seinen Hammer und Kraftgürtel, d. h. ohne seine intensive zerstörende Macht nach Jötunnheim und Geirrödsgardh schaffen. Donar kam auch wirklich dahin, machte aber die Anschläge der Riesen zu Nichte.

---

50. Das Roggenschneiden.

Drei Wochen nach der Heuernte, welchen Zeitraum wir mit der Beleuchtung einiger Sagen und Redensarten ausgefüllt haben, wird der Roggen geschnitten. Obgleich bei dieser Arbeit keine Sitten vorzukommen pflegen, welche mythologischen Ursprungs zu sein scheinen, so wollen wir doch um ihr die gebührende Stelle in unsern Erörterungen nicht zu mißgönnen, auf folgenden Mythus aufmerksam machen.

Das Getraide wird von unsern Voreltern als das goldne Haar der Sif bezeichnet, welche uns als die Gemahlin Donars bereits bekannt ist. Wie nun der Halsschmuck der Freyja von Loki entwendet ist, so wurde auch Sif von demselben ihres goldenen Haares beraubt, d. h. das Getraide, namentlich der Roggen, wird im hohen Sommer geschnitten. Donar, erzürnt über die Entstellung seiner Gemahlin, nöthigte dem Räuber das Gelöbniß ab, bei den Zwergen anderes Haar anfertigen zu lassen, welches wie das abgeschnittene sein und wachsen solle.

Da die Verfertiger Gottheiten sind, welche im Dunkel der Erde wohnen, so soll hiermit nichts Anderes gesagt sein, als daß das Getraide durch die in der Erde geheimnißvoll thätigen Naturkräfte wieder zum Vorschein komme.

Obgleich dieser Mythus ein nordischer ist, so scheint er doch auch in Deutschland vorhanden gewesen zu sein. Nämlich das Fest der Sif wurde am 2. Juli gefeiert, wo das im vierzehnten Jahrhundert durch den Papst Urban **VI.** angeordnete Fest Maria Heims. stattfindet. Es ist dieses deshalb beachtenswerth, weil die Kirche bemüht war, heidnische Nachklänge dadurch zu beseitigen, daß sie die Feier christlicher Begebenheiten auf heidnische Festtage verlegte.

Ob und in wie weit dieses auch im vorliegenden Falle wahr ist, geht aus dem Umstand hervor, daß man noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands statt Maria Heims. „Maria Sif" zu sagen pflegt.

Auch die Engel, die in Hebels Hafermuß bei dem Wachsen und Gedeihen des Hafers thätig sind, scheinen, indem sie hier das Geschäft der Elben oder Zwerge besorgen, auf die Anfertigung von Sifs Haar hinzuweisen. Sodann pflegt man bei dem Hin- und Herwogen des Roggens zu sagen: „Die Korn- oder Roggenmutter (Sif) geht durch's Feld".

---

51. Die Flachsernte.

Unter allen ländlichen Arbeiten wird keine so vergnügt gethan, als das nach der Kornernte stattfindende, aber nicht von Taglöhnern, sondern mit Hülfe von Freundinnen vollbrachte Rupfen und Reffen des Flachses.

Im Sonntagsstaat ziehen die Mädchen früh Morgens singend in das Feld, um unter Singen, Lachen und Scherzen den Flachs zu rupfen und zu binden. Ist dieses geschehen, so wird derselbe nach Hause gefahren und der erste volle Wagen in manchen Gegenden, z. B. in Eschwege, gehörig mit Wasser begossen. Das Mittagsessen der Flachsrupfer besteht in Erbsenbrei, Sauerkraut und Schweinefleisch, der mythologischen Festtagsspeise. Statt des Erbsenbreies gibt es auch hin und wieder Hirsebrei. Am Nachmittag, wo nöthig bis tief zur Nacht hinein, wird der Flachs gerefft, d. h. von den Knoten befreit. Wenn schon beim Rupfen viel gesungen wurde, so ist solches in noch höherem Grade beim Reffen der Fall, denn wenn hier nicht unaufhörlich gesungen wird, so werden die Knoten taub.

In einigen Gegenden Hessens, namentlich an der

Diemel, theilen sich die Mädchen und die Jünglinge, welche sich nach und nach einfinden und reffen helfen, in zwei Parteien und singen Wettgesänge. Welches Mädchen beim Reffen absichtslos eine Knote spießt, darf hoffen demnächst Braut zu werden. Zum Kaffee hat die ebenfalls geputzte Hausfrau für Kräpfel oder Kuchen gesorgt und Abends erscheint Weckemilch. In jeder Schüssel befindet sich unter den kleinen Brocken der aus einem halben Semmel bestehende s. g. Brautbrocken. Wer denselben zuerst im Löffel hat, wird zuerst Braut. Indem aber sämmtliche Mädchen bestrebt sind, den köstlichen Bissen zuerst zu erhaschen, so entsteht in der Regel ein hitziger, wiewohl sehr friedlicher Kampf, bei welchem nicht selten der ganze Rest der Weckemilch den Hausgöttern geopfert, d. h. verschüttet wird.

Rücksichtlich der schon oft erwähnten Beziehungen zwischen dem Flachsbau und der Frau Holle, bedarf es keiner weiteren Begründung, daß durch die bei der Flachsernte gegenwärtig vorkommenden Sitten ursprünglich deren Beschützerin verehrt wurde. Ja, man soll noch im vorigen Jahrhundert, wie das unerläßliche Singen, namentlich in an der Diemel üblichen Wettgesängen, vermuthen läßt, besondere Lieder gehabt haben, die sich auf die Frau Holle, als Vorsteherin des Flachsbaues, bezogen.

---

52. Die Obsternte.

Als man noch die alten Sitten weniger vernachläßigte als heutigen Tages, war es eine ausnahmslose Regel, an jedem Baume etwas Obst hängen zu lassen, damit der Baum das nächste Jahr wieder trage. Von dem Bäumchen aber, welches zum ersten Male trug, wurde keine Frucht gebrochen, weil man glaubte, es werde so jedes Jahr reichlich tragen.

Wir haben schon in Nummer 41 gehört, daß die dankbaren Kinder dem Gotte der Fruchtbarkeit Waldbeeren opferten. In vorerwähnter Sitte ist derselbe Cultus erhalten. Denn der Apfel oder Birne, welche hängen bleibt, war ursprünglich nichts Anders als ein Dank- und Bittopfer, welches dem gütigen Gott des Acker- und Gartenbaues gebracht wurde. Was insbesondere das Hängenlassen der Erstlinge an den jungen Bäumen betrifft, so erinnert diese Sitte an den bei allen Naturvölkern, namentlich bei den Israeliten, vorhandenen Cultus, die Erstlinge des Pflanzen- und Thierreichs dem Geber derselben zurück zu erstatten, damit er später um so reichlicher seinen Segen spende und seine Gunst den Opfernden gewähre.

53. Michaelis.

Seit dem fünften Jahrhundert wird das Michaelisfest zu Ehren der Engel, besonders des Erzengels Michael und seinen Wundererscheinungen gefeiert.

Michael war der Schutzpatron des jüdischen Volkes Daniel 12, v. 1 und in der Zeit nach dem Exil der oberste der sieben Erzengel. Er stand dem Samiel, dem aus den Himmel verwiesenen Satan, feindlich gegenüber. Auch für die Todten hatte Michael eine höchst wichtige Aufgabe zu lösen. Denn er sollte am Ende aller Tage, die unter der Erde Schlafenden, theils zum ewigen Leben, theils zur Schmach und Schande auferwecken. Daniel 12, v. 1 und 2.

Von den vier großen Jahresfesten, welche unsere Voreltern, gleich andern Naturvölkern, im Hinblick auf die Sonne feierten, fand das letzte einige Tage nach dem Herbstäquinoctium statt und es läßt sich daher vermuthen, daß das heutige Michaelisfest in dem deutschen Sonnencultus seinen Ursprung hat, insbesondere, daß St. Michael an die Stelle des Wuotan, als Sonnengottes, getreten ist.

Die bildliche Darstellung Michaels mit einem Schwert, der Kampf desselben mit Samiel und seine wichtige Beziehung zu den Todten, berechtigen ebenfalls zu dieser Annahme, indem Wuotan ein Gott des Krieges war, im letzten Weltkampf dem teuflischen Fenrir, dem Sohne des bösen Loki, gegenübersteht und als Beschützer und Erwecker der Todten verehrt wurde.

---

54. Die Kirmeß.

Schon einige Tage vor dem Beginne der Kirmeß ist in allen Häusern ein außerordentlich reges Leben. Die Schneider und Schuhmacher müssen die Nächte hindurch arbeiten, um die vielen neuen Kleidungsstücke fertig zu bringen. Der Metzger hat fast in jedem Haus ein Schwein zu schlachten, auch wohl ein Rind oder eine Kuh. Zwei bis vier fette Gänse hängen an den Häusern vor dem Fenster des obersten Stockwerks, um als Festbraten verspeis't zu werden; auch die Schafheerde muß einige Braten liefern. Die Hausfrau hat Tag und Nacht Kuchen zu backen, denn je nach den Vermögensverhältnissen sind deren 10 bis 100 Stück von der Größe vierpfündiger Laibe Brode erforderlich. Der Mann sorgt für die Getränke.

Der Name Kirmeß, auch wohl Kirmiß, ist mit Kirchweihe gleichbedeutend und bezeichnet eigentlich die Feierlichkeit, durch welche neue oder restaurirte Gebäude zum Gottesdienst geweiht werden. Dieser auch bei heidnischen Völkern vorkommende Gebrauch war in der ersten

Zeit des Christenthums viel umständlicher als jetzt und bestand nach dem pontificale Romanum in einem achttägigen Gottesdienst, dessen Haupttheile, analog der salomonischen Tempelweihe, Umzüge, Gesänge, Gebete und Opfer sind.

Der Umstand, daß nach und nach die meisten Orte Gotteshäuser bekamen und zur Erinnerung der ersten und eigentlichen Weihe in jedem folgenden Jahr zu derselben Zeit ein Kirchweihfest veranstaltet wurde, hatte zur Folge, daß fast jeder Ort zu bestimmter Jahreszeit seine Kirmeß feiert. Indem aber mit der Zeit die Veranlassung dieses Festes in den Hintergrund trat und die Feier eine profane wurde, so war man vielseitig bemüht, die Kirmessen in den Spätherbst, wo der Landmann am wenigsten zu thun hat, zu verlegen und mit dem sog. Erntebier oder Erntekranz zu verbinden. Auf welche Weise dieses Fest, als specielles Erntefest, früher gefeiert wurde, haben wir nicht ermitteln können. Hören wir darum, wie man dasselbe auf den Gütern der Grafschaft Schaumburg noch jetzt feiert:

Nachdem nach vollbrachter Ernte sämmtliche Knechte, Mägde und Taglöhner sich festlich gekleidet und ein besonderes Mittagsessen eingenommen haben, wird ein großer Erntewagen mit den sechs schönsten, mit Sträußen und Bändern geschmückten Pferden bespannt, um auf dem Felde die Brosamen, d. h. einige absichtlich auf

den Stoppeln zurückgelassene Bunde Getraide heimzuholen. Zunächst besteigt den Wagen ein Musikantenchor, worauf die übrigen Leute, auch die Kinder des Herrn Platz nehmen. Die Knechte tragen Blumensträuße auf den Hüten und die Mägde halten an hoher Stange einen großen mit Bändern und vergoldeten Eiern geschmückten Blumenkranz „den Erntekranz", welchen sie nach dem Tacte der Musik und des Gesanges auf= und abbewegen. Nachdem dem Wagen, welchem der Oberverwalter als Vorreiter dient, die letzten Garben des Feldes aufgeladen sind, wird auf dieselbe Weise auf den Hof zurückgefahren, wo alsdann in Gemeinschaft der Gutsherrschaft „Nun danket alle Gott" gesungen wird. Hierauf hält die Obermagd eine geeignete Festrede und bringt der Herrschaft ein „Lebe hoch". Mit einem Tanz, welchen der Oberverwalter mit der Obermagd und der Oberknecht mit der Gutsherrin eröffnet und welcher bis zum andern Morgen dauert, wird das Fest beschlossen.

Wie unsere Voreltern an jedem Baum einiges Obst für den Geber desselben hängen ließen, so ließen sie auch zu gleichem Zweck auf jedem Acker etwas Getraide zurück. Diese Sitte hat sich bis in diese Gegenwart erhalten, wenigstens bleibt im Kreise Ziegenhain ein Büschel Getraide mit drei Knoten versehen für die Hergottsvögelchen auf dem Acker zurück, am Meißner

ist sogar bestimmt, wie viel auf dem Acker liegen bleiben muß.

Waren die Felder abgeerntet; so sammelte die Gottheit die ihr bestimmte Gabe ein. Es geschah dieses, wie zu vermuthen steht, in der Weise, daß ein mit gewissen Rossen bespannter Wagen, auf welchem die Gottheit sinnbildlich saß, den liegengebliebenen Antheil des Getraides an den Ort brachte, an welchem die Götter verehrt und deren Rosse unterhalten wurden. (Letzteres mag z. B. auf dem Roßberg unweit der Amöneburg der Fall gewesen sein). Erwägen wir nun noch, daß bei Rodenberg und Nenndorf sämmtliche Festtheilhaber mit dem Erntekranz tanzen müssen, so werden wir auch in den Erntefesten deutliche Nachklänge des altdeutschen Göttercultus sehen. Eine Bestätigung dieser Meinung finden wir so eben im Feuilleton der Kasseler Zeitung Nr. 165. 1859, in welchem Blatt Herr Dr. Landau nachstehendes schaumburgische Erntelied mittheilt:

„Wold, Wold, Wold!
Havenhüne weit wat schüt,
(Himmelsriese weiß was geschieht),
Jümm hei dal vom Häven süt.
(Immer er herab vom Himmel sieht).
Velle Kruken und Sangen hätt hei,
(Volle Krüge und Garben hat er),
Upen Holte wäst manigerlei,

(Auf dem Walde wächst mancherlei).
Hei is nig born un wert nig old,
(Er ist nicht geboren und wird nicht alt),
Wold, Wold, Wold!"

Die Bezeichnung Himmelsriese widerstreitet der Annahme, daß jener allwissende, vom Himmel herabschauende Gott der christliche (47) ist, wogegen die Angabe, daß er nicht geboren sei, sich nicht auf Wuotan zu beziehen scheint, indem dieser der mit der Riesin Besla gezeugte Sohn Börs ist. (45). Allein da von der vollständigen, in späterer Zeit aufgestellten Theogonie des Nordens das früher bekehrte Deutschland Nichts weiß, so ist vorstehender Hymnus nicht ohne Grund für einen Nachklang des Wuotancultus zu halten. Ob hierfür das am Anfang und Ende des Liedes sich dreimal wiederholende „Wold" spricht, vermögen wir nicht zu begründen.

Obgleich von den alten Erntefesten im eigentlichen Hessengau nur noch der Zug vorhanden ist, daß auf großen Landgütern ein eintägiger Tanz mit den nöthigen Speisen und Geschenken stattfindet, so beginnen doch unsere heutigen allgemeinen Kirmessen in vielen Dörfern mit einem förmlichen Gottesdienst. In katholischen Orten findet derselbe regelmäßig an einem Sonntag statt und besteht vorzugsweise in einer Wallfahrt rings um die Kirche. Er heißt: „das Weihfest", was wahrscheinlich eine Abkürzung von Kirchweihfest ist.

Wo der förmliche Gottesdienst weggefallen ist, wird wenigstens unter Anleitung von drei oder vier Burschen, welche die Kirmeß veranstaltet haben, vor der Wohnung des Bürgermeisters, vor den Kirmeßhäusern, aber besonders unter der Kirmeßlinde der Morgensegen gespielt, welcher in einem Choral besteht. (Wenn es das Wetter erlaubt, so wird vorzugsweise unter der Linde und zwar rings um den Stamm derselben getanzt).

Nach dem Morgensegen wird die Kirmeßflasche von den Kirmeßburschen ausgegraben und geleert. Hierauf folgt ein Umgang durch den ganzen Ort, wobei die Bursche reichen und armen, jungen und alten Leuten aus vollen Flaschen zutrinken.

In Niederhessen, besonders in der Umgegend vom Meißner, findet dieser Umzug zu Pferde Statt, auch kommt daselbst ein förmliches Wettrennen vor. Das Haupt der Kirmeßbursche ist zuweilen als Husar gekleidet und führt mit blankem Säbel seine Genossen bei allen Zügen an.

Im Kreis Eschwege, Abterode, kommt auch noch ein Läufer vor, welcher dem Umzug tanzend vorausschreitet und auch den Reigen eröffnet. Derselbe trägt ein weißes bis zu den Knien herabreichendes Gewand, ein weißes, mit rothen Bändern geschmücktes Mieder, kurze weiße Beinkleider, weiße Hosen und Schuhe, auf dem Haupt ein Barett und in der Hand eine

Fahne. Siehe Feuilleton der Kasseler Zeitung Nr. 166, vom Jahr 1859.

Die beiden letzten Abzeichen deuten wie die Armatur jenes Reiters auf einen Krieger hin. Erwägen wir daher 1) daß der Kriegs- und Erntegott Wuotan an der Spitze seiner Krieger und zwar zu Rosse sitzend gedacht wurde und 2) daß er wegen seiner Kopfbedeckung Hialmberi, seines Mantels wegen (welcher, wie gesagt, weiß und mit dunklen Flecken versehen war) Hackelberend hieß, so ist es gerechtfertigt, vorstehende Umzüge für ein mythologisches Drama zu erklären, respt. für eine Feier, unter welcher unsere Voreltern ihren obersten Herrn des Himmels und der Erde verehrten.

Im Fuldaischen wird zu Anfang der Kirmeß ein Hammel, mit schönen Bändern und bunten seidenen Tüchern geschmückt, unter die Linde geführt. Die verheiratheten Männer und Frauen vereinigen sich alsdann zu einer, die Burschen und Mädchen zu einer andern Partei. Beide streben sich in Besitz des Hammels zu setzen, welches nicht ohne einen längern oder kürzeren Streit möglich wird. Diejenige Partei, welche das Schlachtfeld räumen und den Siegern den Preis überlassen muß, hat auch die Zeche zu bezahlen, die durch das Schlachten und gemeinschaftliche Essen des Hammels entsteht.

Die alten Preußen feierten nach der Ernte das Fest der Bockheiligung, wobei ein Bock als Sühnopfer den Göttern gebracht wurde. Erwägen wir nun, daß die Preußen und Wenden, obgleich stammverschieden, in einigen Festen sich berührten und daß letztere, von Sachsen aus vorrückend, im Fuldaischen seßhaft wurden, so ist sehr wahrscheinlich, daß vorstehender Kirmeßgebrauch sowohl wendischen, als auch preußischen Ursprungs ist. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nicht auch bei den Deutschen dasselbe Opfer zur Verehrung der Götter nach der Ernte stattfand, indem der Sündenbock aus dem Munde des Volkes noch nicht verschwunden ist.

In der Umgegend von Schlüchtern schritt noch vor wenigen Jahren der Grebe, geschmückt mit einem großen Strauß im Knopfloch und einem spanischen Rohr in der Hand, an der Spitze, des im Ort umhergehenden Zuges einher, auch dem Pfarrer wurde ein Strauß von den Kirmeßburschen überreicht, welcher dafür eine Ermahnung zurückgab, die als ein Ueberbleibsel des ehemaligen Gottesdienstes zu betrachten ist.

Unter der Kirmeßlinde wieder angelangt, umschritt der Grebe, von der Musik begleitet, dreimal den Platz, machte alsdann kehrt, um denselben in entgegengesetzter Richtung zu umgehen, worauf das Tanzen begann.

Da der Grebe schon im Alterthum bei jeder religiö-

sen Weihe seines Ortes neben den Priestern auf die Befolgung der religiösen Gebräuche zu sehen hatte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß vorstehender Gebrauch mythologischen Ursprungs ist und bei unsern Voreltern eine der Kirchweihe analoge Bedeutung hatte, nämlich den Tanzplatz zum Zweck des Tanzes, beziehungsweise zu dem in diesem Gebrauch enthaltenen Gottesdienst (9) im Namen der drei obersten Götter (13) zu heiligen.

Gegen das Ende des ersten Tanzes gehen die Jünglinge, welche sich an der Kirmeß betheiligen, in der Regel je zwei mit gefüllten Flaschen in das Haus der Mädchen, welche sie zu ihren Tänzerinnen machen wollen. Diesen vom Hausvater willkommen geheißenen Freunden wird von der Mutter Kuchen, Butter und Honig aufgetischt und von der Tochter ein mit vielfarbigen Bändern geschmückter Strauß an die Mütze befestigt; der nie fehlende Bestandtheil aller Kirmeßsträuße ist Rosmarin (38.)

Anders verhält sich die Sache mit denjenigen jungen Leuten, welche sich vergangen haben. Sie sind von diesem Holen und Geholtwerden ausgeschlossen. Sie müssen sich auf den Tanzböden in den Ecken umherdrücken, namentlich werden sie unter der Linde nicht gerne gesehen, wahrscheinlich weil der Tanz zum Cultus der Götter gehörte, gegen die sich die Betreffenden vergangen hatten, besonders scheint die in der Linde

verehrte Frau Holle als eine strenge Sittenrichterin gedacht worden zu sein. Man pflegt jedoch nach und nach duldsamer zu werden, vielleicht weil die andere Sitte, neben welcher die vorerwähnte meistens blühte, nicht mehr vorhanden ist, nämlich zur rechten Zeit heirathen zu können. (Bei unseren Voreltern wurden die Jünglinge im 20. Jahr für wehr- und mannbar erklärt, wählten sich alsdann eine Jungfrau von gleichem Alter und wie lange nach der Verlobung die Verheirathung erfolgte, hat sich beim Mailehn gezeigt.)

Daß die Bursche vorzugsweise mit dem Mädchen tanzen, dessen Strauß sie tragen, bedarf keiner Erwähnung. Aber bemerkt muß werden, daß sie, wenn sie ihre Tänzerin gegen eine andere vertauschen, zuvor mit derselben am Arm und einem gefüllten Glase in der Hand vor die Musik treten und eine sog. Gesundheit spielen lassen, d. h. ein Lied singen, welches einen passenden Wunsch enthält und die Melodie von den Musikanten nachspielen lassen. Hierauf leert der Bursch sein Glas theilweise aus, worauf das Mädchen Bescheid thun, d. h. ebenfalls ein wenig trinken muß.

In welcher Beziehung die Wünsche zu Wuotan standen, haben wir in (12) erfahren und wollen deshalb hier nur daran erinnern, daß Wuotan auch ein Gott der Gesundheit war (s. 34.)

Nachdem drei Tage und Nächte hindurch mit nur

geringer Unterbrechung getanzt ist, wird auf folgende Art zum Begraben der Kirmiß geschritten.

Einer der Platzburschen wird in einen Popanz verkleidet und von seinen Collegen mit einem Tragkorb auf dem Rücken und einem Besen in der Hand vor die Häuser der Wohlhabenden geführt. Während einige Stücke gespielt werden, holt die Hausfrau Eier, Kuchen und Speck und legt diese Opfergaben in den Tragkorb.

Ist der zu einem Schmause nöthige Stoff eingesammelt, so wird unter scheinbarem Weinen und Wehklagen an einem wenig besuchten Ort ein tiefes Loch in die Erde gemacht und in dasselbe eine Anzahl zerschlagener Flaschen, Gläser, etwas Kuchen, eine menschenähnliche Puppe und eine mit Brantwein gefüllte Flasche, die sog. Kirmeßflasche, begraben.

Im Kreise Homberg wird der vermummte Bursche noch mit Erbsenstroh umwickelt, um so die krankgewordene Kirmesse vorzustellen. Er wankt und schwankt, bricht zusammen, und benimmt sich überhaupt so, als würde er im nächsten Augenblick den Geist aufgeben. Am Begräbnißorte wird das Stroh verbrannt.

Während dieses Drama unter fortwährendem Weinen der Kirmeßburschen und der Zuschauer aufgeführt wird, spielen die Musikanten ein Trauerstück, worauf die Versammlung in's Dorf zurückkehrt und sich zerstreut.

Im Fuldaischen wird ebenfalls eine gefüllte Flasche nebst andern Kirmißattributen unter Trauern und Weinen in einen Berg begraben.

Hören wir, auf welche Weise bei den Wenden das nach dem Herbstäquinoctium stattfindende Erntefest gefeiert wurde. Svantovit, welcher gleich Wuotan ein Gott des Lichtes und der Fruchtbarkeit war, hielt in seinem Tempel zu Arkona ein mit Meth gefülltes Horn im Arme. Nachdem dasselbe vom Hohenpriester beim Beginne des Festes dem versammelten Volk gezeigt worden war, um an der Abnahme des Methes den Ertrag der nächsten Ernte zu sehen, wurde sein Inhalt unter Gebet zu den Füßen des Gottes auf die Erde gegossen. Nachdem das aufs Neue gefüllte Horn vom Priester ausgetrunken worden war, wurde es abermals gefüllt dem Gotte zurückgegeben. Alsdann folgte das Opfermahl, wobei Nüchternheit als ein Vergehen galt.

In Betracht, daß unsere Kirmessen ein Nachklang der heidnischen Erntefeste sind und man im Allgemeinen zu sagen pflegt:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
der ist kein braver Mann,"

so können wir nicht bezweifeln, daß das übermäßige Trinken, welches vorzugsweise bei den Kirmessen stattfindet und bei unsern Voreltern noch mehr geschah als jetzt, einen analogen Ursprung hat. Auch ist darum

nicht zu bezweifeln, daß die Kirmeßflasche bei unsern Voreltern ein mit Meth gefülltes Horn war und als solches auch in feierlicher Weise der Erde wahrscheinlich innerhalb der Haine übergeben wurde; denn die Welt, in welche sich die schwach und ohnmächtig gewordenen Götter nach vollendeter Ernte und Winteraussaat zurückzogen, dachte man sich ursprünglich im Innern der Berge oder unter der Erde.

Da der Popanz bei dem Begraben der Kirmeß die wichtigste Rolle zu spielen pflegt, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe ursprünglich ein Oberpriester war und zwar, wie die Verhüllung (7) und der Besen (3) vermuthen lassen, ein Repräsentant Wuotans. Allein daß derselbe die Opfergaben selbst getragen habe, liegt außer aller Wahrscheinlichkeit; wir vermuthen daher, daß der Tragkorb später hinzugekommen ist.

Was nun noch jene fingirte Trauer betrifft, so war dieselbe bei unsern Voreltern dadurch veranlaßt, daß mit dem Beginne des Winters die freudenvolle Herrschaft der Götter vorüber war und die schreckensvolle Gewalt der bösen Eis- und Schneeriesen ihren Anfang nahm.

Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Trinkgefäße bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich auch schon von unsern Voreltern zerschlagen wurden, jedenfalls um sie nach ihrer heiligen Benutzung dem profanen Gebrauch

zu entziehen, wie es denn auch keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß der eingegrabene Kuchen als ein Dank- und Bittopfer zu betrachten ist, welches früher den abziehenden Göttern gebracht wurde.

Wer bei unsern Voreltern eine ausgebreitete Sippe hatte und die Gastfreundschaft in vollem Maaße übte, durfte sich der Gnade der Götter, insbesondere Wuotans versichert halten. Vielleicht haben wir es diesem Glauben zu verdanken, daß man zu den Kirmessen alle Verwandte und Freunde einladet und wie die Vorkehrungen zu derselben darthun, auf das beste bewirthet.

55. Der Martinsabend und die Martinsgans.

Diejenigen Orte, welche keine Kirmeß haben, halten ..n der Regel einen sog. Martinsabend, d. h. sie veranstalten auf Martini, oder auch einige Tage früher oder später einen eintägigen Tanz. Diese kleine Kirmeß wird in ähnlicher Weise wie die große festlich begangen, d. h. auch ihr zu Ehren wird gebraut, geschlachtet und gebacken, auch werden Gäste dazu eingeladen.

Diejenigen Familien, welche sich nicht an der allgemeinen Belustigung betheiligen, pflegen eine sog. Martinsgans zu verzehren, wobei deren Brustbein untersucht wird, denn je heller dasselbe ist, um so strenger wird der bevorstehende Winter sein.

Zur Erklärung der Martinsfeier, insbesondere der Martinsgans lehrt die Geschichte der Heiligen: „Es habe sich der um's Jahr 400 gestorbene heilige Martin, um nicht zum Bischof gewählt zu werden, versteckt, allein vergebens, denn der Aufenthaltsort des bescheidenen Mannes sei durch Gänsegeschrei verrathen

worden. Infolge dessen sei die Sitte entstanden, auf Martini eine fette Gans zu verzehren."

Obgleich wir nicht gewillt sind, vorerwähntes Ereigniß anzuzweifeln, so müssen wir doch eine andere Erklärung der Sitte geben.

Im Angelsächsischen heißt der November, in welchen Monat Martini fällt, „Blotmonat", und zwar weil in demselben ein großes, ja das größte Opfer stattfand, indem Blot Verehrung, Opfer bedeutet. Es bestand in Pferden, Rindern, Schweinen, Hühnern und in Gänsen, welche jedoch noch jung sein mußten und noch keinen menschlichen Zwecken gedient haben durften. Das Blut der Thiere wurde von den Priestern in besonderen Kesseln aufgefangen, um damit (wie bei den Israeliten) die heiligen Gegenstände 3. Mose 16, 14. 15 u. 20 und die Theilnehmer am Opfer zu besprengen. Auch wurde dasselbe, unter Bier oder Meth gemischt, von den das Opfer Darbringenden zum Zwecke ihrer Heiligung und Versöhnung mit den Göttern getrunken.

Aus dem gleichen Grunde aß man auch das zuvor in großen Kesseln von den Priestern gekochte Fleisch.

Diese Art des Cultus wurde den zum Christenthum Neubekehrten auf das Schärfste untersagt, allein man scheint nur bei dem Pferdeopfer dem Verbot Folge geleistet zu haben.

Auch bei den Israeliten war es ein uralter Gebrauch,

nicht nur das Fleisch der Opferthiere, sondern auch ihr Blut zu genießen. Letzteres wurde jedoch bei Einführung des Monotheismus gesetzlich verboten. 1. Mose 17, 6. 10 u. 11. Daß und auf welche Weise die Opferthiere zum Schauen in die Zukunft benutzt wurden, ist im Abschnitt 14 erwähnt worden.

Was nun noch den Martinsabend als Kirmeß betrifft, so wird zu dessen Erklärung der schon oft erwähnte Umstand genügen, daß sich mit jedem allgemeinen Opfermahl eine allgemeine Lustbarkeit verknüpfte.

Wem das Opfer vorzugsweise gebracht wurde, ist aus den Attributen des heiligen Martin ersichtlich. Derselbe wird in einem langen Mantel, auf einem weißen Rosse sitzend dargestellt, was als ein untrügliches Zeichen betrachtet werden darf, daß dieser Heilige an Wuotans Stelle getreten ist. Dieser wurde gegen die Zeit des heutigen Martinifestes (wenigstens im Blotmonat), um die Felder zu segnen, durch das Land ziehend gedacht, und zwar gehüllt in einen großen Mantel, sitzend auf seinem achtfüßigen Rosse „Sleipnir“.

Wir haben schon oft gefunden, daß ein großer Theil des heidnischen Gottesdienstes in dramatischen Darstellungen göttlicher Thaten bestand. Indem nun viele dieser Darstellungen sich in der Form von Volksbelustigungen bis in die Gegenwart erhalten haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, deß auch das an dem Martins-

abend übliche Schimmelreiten als ein Nachklang jenes dramatisch dargestellten Umzugs Wuotans zu betrachten ist. Das Schimmelreiten wird in der Weise ausgeführt, daß ein Jüngling oder Knabe mit vorgestrecktem Kopfe einem zweiten und der zweite einem dritten Aufrechtstehenden die Hände auf die Schultern legt, worauf das sechsfüßige Roß mit einem weißen (7) Tuch überhängt und von einem vierten weißgekleideten Jünglinge bestiegen wird. In Schlesien ist der Schimmelreiter von einem Popanz in Bocksgestalt begleitet. Derselbe ist unverkennbar ein Repräsentant Donars, denn dieser grimmigste Feind der Riesen war der Hervorbringer wohlthätiger Gewitter und der Fruchtbarkeit, mithin der eigentliche Gott der Landwirthe; er heißt: „der Böcke Gebieter" und diese sind sein Symbol.

Auf Martini beginnt ein neues Pachtjahr, was darin seinen Ursprung zu haben scheint, daß das neue Jahr unserer Väter zwar mit der Sonnenwende begann, aber sein bevorstehendes Eintreten doch schon von Martini an gefeiert wurde.

Anmerkung.

Der Schutzpatron der von unsern Voreltern für so höchst heilig gehaltenen Amöneburg ist St. Martin. Im städtischen Wappen ist derselbe mit Roß und Mantel abgebildet. Beides ist bemerkenswerth, weil die

Schutzpatrone (6 und 7, 30 und 53) und Wappen im Allgemeinen mythologischen Ursprungs sind, im vorliegenden Falle aber auch die (38) ausgesprochene Vermuthung begründet wird, es sei vorzugsweise Wuotan zu Amöneburg verehrt worden.

---

56. Die Krankheiten und Vorzeichen des herannahenden Todes.

Als Vorboten des nahenden Winters stellen sich nach Abzug der Götter zuerst die Sturmriesen ein und mit denselben allerlei Krankheiten, die nicht selten bis zum Anbruch des nächsten Sommers dauern. Diese und ähnliche Wahrnehmungen hatten zur Folge, daß die Krankheiten personificirt und als dem menschenfeindlichen Riesengeschlecht gehörig betrachtet wurden. Nach althessischem Volksglauben bestanden die Krankheiten aus neun Brüdern, nach altslavischen aus neun Schwestern. Nachstehende Sage läßt jedoch vermuthen, daß man Ersteres jedoch nicht überall geglaubt hat.

In Kirchhain herrschte einstens die Pest, welche von einem Zauberer (Priester) (21) in das Loch eines Balkens gebannt wurde. Als man aber den Pflock, mit welchem das Loch verstopft war, bei einer andern Gelegenheit herauszog, da wurde auch die Pest wieder frei und wüthete nun weit ärger als zuvor.

Daß das Sterben als ein Umzug der Frau Holle

oder eines ihrer Boten gedacht wurde, dafür spricht ziemlich deutlich der selbst noch in größeren Städten Oberhessens bis zur Neuzeit verbreitet gewesene Glaube, daß im Kleeblatte gestorben wird. Stirbt nämlich Jemand, so glaubt man, daß die zwei nächsten Todesfälle in der Nachbarschaft des ersten Hauses stattfinden und zwar so, daß die Lage der drei Todeshäuser diejenige der drei Blätter eines Kleeblattes sei.

Vielleicht gehört das Kleeblatt zu den Symbolen unserer Ahnfrau, denn daß die Kleeblätter in der Religion unserer Väter eine nicht unbedeutende Stellung einnahmen, geht aus dem Umstand hervor, daß wer ein vierblätteriges Blatt findet, sich desselben Tages irgend eines Glückes zu erfreuen hat, besonders Gaukelei zu erkennen vermag.

So erzählt man sich z. B. in und um Rauschenberg: „Ein Gaukler habe einst von einem Haushahn einen sog. Heubaum im Schnabel umhertragen lassen; allein eine Jungfrau, welche vom Felde heimkehrend, ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden und bei sich getragen habe, hätte den Betrug entdeckt, nämlich gesehen, daß der Baum nichts Anders gewesen sei, als ein Strohhalm.

Wie die Krankheiten der Menschen als persönliche Wesen gedacht wurden, so war dieses auch mit den Krankheiten der Thiere der Fall. Schwillt z. B. einer

Kuh der Schwanz auf, so pflegt man zu sagen: „die Kuh hat das Ding.“ Mit demselben Wort bezeichnet man auch brennende Geschwulst am Fingernagel. Das betreffende Uebel wird deshalb so genannt, weil unsere Voreltern sich scheuten, das Ding bei seinem rechten Namen zu nennen.

Zur Heilung der neun verschiedenen Krankheiten werden häufig neunerlei verschiedene Mittel angewendet, so mußte das zum Anzünden der Nothfeuer dienende Rad (42) aus neun Holzarten bestehen, und das Feuer selbst mit neun Holzarten unterhalten werden. Bei sehr vielen Krankheiten werden sympathetische Mittel in Anwendung gebracht. Viele derselben bestätigen, daß ehedem die Krankheiten für persönliche Wesen gehalten wurden, die durch Priester und Priesterinnen, als Repräsentanten der Götter vertrieben werden konnten. Aehnliches findet sich bei allen geistig verwandten Völkern, so namentlich bei den Israeliten in Betreff der Besessenen. Zu ihrer Heilung gab es selbst noch unter den Christen eine besondere Art Priester, die Exorcisten.

Ungeachtet es also wahrscheinlich ist, daß der Ursprung der sympathetischen Kuren im Naturcultus liegt, so soll doch keineswegs geleugnet werden, daß manche derartige Mittel Krankheiten heilen. Denn es steht erfahrungsmäßig fest, daß Menschen durch den Glauben an die Wirkung eines Mittels genesen, besonders von

Krankheiten, die im Nervensystem wurzeln. Der Glaube unserer Väter kennt auch Vorzeichen des herannahenden Todes, von denen die meisten jetzt noch geglaubt werden. Sie sind in ihrem Ursprung nach verschieden, wurzeln jedoch sämmtlich in dem deutschen Mythus. Wir führen die hauptsächlichsten auf:

1) Läßt sich im Krankenzimmer der Pochkäfer, die sog. Todtenuhr hören, so glaubt man, daß der Kranke sterben werde, indem man das Pochen für das Anklopfen des Todes hält.

2) Ein mehr sicheres Vorzeichen ist die Eule, besonders wenn sie ihr Schreien, welches wie „Komm mit!" lautet, hören läßt. Dies hat seinen Grund in dem schon früher erwähnten Glauben, daß Frau Holle in der Gestalt einer Eule (8 und 40) erscheint und durch ihren Zuruf den Kranken nach Helheim ladet, wo sie als die Todesgöttin Hellia thront.

3) Mitunter erscheint auch die Frau Holle als „weiße Frau". In Süddeutschland, wo sie Berhta heißt, führt sie als weiße Frau auch diesen Namen. Sie erscheint in mehreren Fürstenfamilien als weißgekleidete, mit einem Schlüsselbunde versehene Frau, (45) und kündigt dadurch den Tod eines Mitgliedes an, sie zeigt sich z. B. in Berlin, Alten-

burg, Kleve, Darmstadt, Ansbach, Baireuth und Neuhaus in Böhmen.

4) Ein nicht minder untrügliches Vorzeichen ist ein Rabe, welcher sich auf das Dach des Krankenhauses setzt. Raben waren, wie wir gesehen haben, die beständigen Diener Wuotans und dieser wurde, gleich der Frau Holle, als Herr über Leben und Tod angeschaut.

Bei den nachfolgenden Todesvorzeichen sind die mythologischen Züge schon mehr verdunkelt und machen deshalb eine genaue Beleuchtung erforderlich.

5) Wenn zugleich mit dem Läuten die Uhr schlägt, so bedeutet dieses, daß in nächster Zeit eine Ehe durch den Tod getrennt wird, wenigstens daß Jemand stirbt.

Wie es scheint, hat sich dieser Glaube aus der mythologischen Vorstellung entwickelt, daß der dumpfe Klang des hallenden Kriegerschildes ein ungünstiges Vorzeichen sei. Daß sich dieser Glaube, als der Schild außer Gebrauch kam, an einen andern weithinschallenden Gegenstand heftete, liegt in der Natur der Sache. Kein Gegenstand war jedoch geeigneter, die Stelle des Schildes einzunehmen, als die Glocke. Denn wie die Feierlichkeit einer Eheschließung und eines Leichenbegängnisses durch Zusammenschlagen der Schilde

erhöht wurde, so ruft die Glocke die Eheleute zur Trauung und zum Grab.

6) Erscheint eine in der Ferne weilende Person ihren Freunden oder Verwandten in der Heimath, so ist dieselbe entweder krank, oder im Augenblick der Erscheinung gestorben. Auch wenn man sich selbst sieht, soll der Tod nahe sein.

Dieser allgemein verbreitete Volksglauben läßt schließen, daß unsere Voreltern, gleich ihren Stammverwandten im Norden, an eine Fylgia (4) oder Hamingia geglaubt haben. Es waren diese Schutzgeister nicht fremde, dem Menschen beigegebene Genien, sondern sie bildeten einen Theil seiner eigenen Seele. Obgleich die Fylgier unsichtbar bleiben, so scheinen sie sich doch zuweilen in leibhaftiger Gestalt gezeigt zu haben und zwar der Person völlig gleichend, aus welcher sie emanirt waren. Nach norwegischem Volksglauben zeigten sie sich gar in Gestalt eines Thieres, das zu der Sinnesart des Menschen stimmt, dem sie angehören. Der Umstand, daß sie ihrem Herrn überall nachfolgten und von demselben, wie es scheint, zu geeigneten Dienstverrichtungen verwendet werden konnten, zog ihnen den Namen Folgegeister zu.

Die Edda berichtet in Beziehung hierauf Folgendes:

„König Hiorwand hatte mehrere Söhne, der älteste war Hedin, der jüngste Helgi. Hedin, einst am Julabend aus dem Walde heimkehrend, begegnete einer auf einem Wolfe reitenden Zauberin, die ihn aufforderte, denselben Weg mit ihr zu nehmen. Verschmäht drohte sie, daß er dies büßen solle. Als hierauf die Männer auf dem Sonneneber ihre Gelübde ablegten, schwur Hedin seines Bruders Braut zu ehelichen. Diese That reute ihn jedoch später so sehr, daß er von selbst den Weg nahm, den ihn die Zauberin hatte führen wollen, nämlich zu seinem Bruder, der sich auf einem Kriegszuge befand. Er erfuhr von Helgi, daß ihm der Tod in nächster Zeit bevorstehe und nun erkannte er, daß der Folgegeist Helgis ihn im Walde aufgesucht hatte.

7) Zeigen sich an den Kleidern oder in der Nähe einer Person kleine bläuliche Flämmchen oder Lichtchen, so stirbt dieselbe demnächst entweder selbst oder ein Verwandter derselben und zwar in der Regel ein in der Ferne weilender. Er erscheint gerechtfertigt, auch die Lichtchen in die Kategorie der Folgegeister zu bringen, wenigstens werden die Seelen sehr häufig als Flämmchen gedacht, was namentlich bei den Irrlichtern hin und wieder der Fall ist. Indessen soll es auch Krank-

heiten geben, in denen am Patienten wirkliche Lichterscheinungen vorkommen.

8) Ist Jemand in der Ferne hoffnungslos krank, so wird nicht selten kurz vor dessen Hinscheiden im Hause seiner Verwandten oder Freunde ein starker erschütternder Schlag gehört. Derselbe entsteht nach dem Volksglauben dadurch, daß der Sterbende sehr lebhaft an die Heimath denkt. Unsere heidnischen Voreltern maßen in Augenblicken einer wichtigen Entscheidung dem Blick der Helden und dem Schalle ihrer Rede eine solche Kraft bei, daß dadurch selbst die festesten Gegenstände zusammenstürzten. Die Edda z. B. erzählt: als der Riese Ymir nach Hause kam und forschend die Säule der Halle ins Auge faßte, die so dick war, daß sich seine beiden Feinde dahinter versteckt hielten, da sprang die starke Säule entzwei, der Balken, welcher sie stützte, riß in der Mitte durch und acht geschmiedete Kessel fielen krachend auf den Boden. Auch wird weiter ererzählt, daß Gumar, als er im Schlangenhof sich rüstete, um zu sterben, Rathworte sprach, daß die Balken rissen.

Als die alten Helden und Halbgötter aus dem Volksbewußtsein verschwanden, so wurde der an sie geheftete Glaube auf gewöhnliche Menschen übertragen. Wir

vermuthen daher, daß der Glaube, es ereigne sich ein erschütternder Schlag im Hause desjenigen, an welchen ein Sterbender in seinen letzten Augenblicken recht lebhaft denkt, ein Rest der alten Heldensagen ist. Wenig-nigstens ist bis jetzt noch kein Grund für den Glauben vorhanden, daß diese Art der Todesankündigung in der Natur begründet sei und sollte solches jemals bewiesen werden, so wäre auf's Neue dargethan, daß die Helden- und Göttersage formell zwar Dichtung, materiell aber Wahrheit ist.

Eine andere hierher gehörige Sage ist, daß, wenn vor Alters ein Fürst zu Hessen, besonders ein regierender Herr oder dessen Gemahlin, starb, die Fulda in der Regel einige Zeit vorher stillstehen blieb und das Wasser so versiegte, daß man fast trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte. Wahrscheinlich war diese Art der Todesankündigung das Werk einer Flußgottheit, die man mit dem Regentenhaus in naher Beziehung stehend dachte.

Anmerkung.

Menschen, die ohne krank zu werden, ein hohes Alter erreichen und ohne sichtbaren Erwerb in günstigen Verhältnissen leben, sowie auch solche, die in Schlachten unverletzt bleiben, werden noch immer eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt. Dieser Teufel ist aber

gleich jenem, welcher nach der Volkssage der Schwarzkünstler Johann Faust in seinem Mantel durch die Luft dahin trug und noch jetzt hin und wieder mit einer rothen Hahnenfeder auf dem Baret, einem Pferdehufe und Schweife den Gläubigen erscheinen soll, kein anderer als der mit seinem Roß zu einer Person vereinigte Gott unserer Väter, Wuotan. Denn als Gott des Lebens und Glückes konnte Wuotan ein langes und glückliches Leben verleihen. Auch zeigte er in den Schlachten den feindlichen Geschossen das Ziel und bestimmte vorher die fallenden Helden theils unmittelbar, theils durch seine Töchter, die „Wunschmädchen“ oder „Walküren.“

---

57. Die Seele und der Tod.

Wenn Jemand stirbt oder so eben gestorben ist, so wird ein Fensterflügel geöffnet, damit die Seele, welche beim letzten Athemzuge ausgehaucht wird, hinaus kann. Aehnliches ist bei den Serben und Wenden Sitte. Nach der dort herrschenden Anschauung fliegt die Seele in Gestalt eines Vogels aus dem Munde und setzt sich auf den nächsten Baum, wo sie alle natürlichen Vögel aus ihrer Nähe verscheucht. Indessen scheint auch bei den Deutschen der Glaube an eine Verwandlung der Seele in einen Vogel vorhanden gewesen zu sein, wenigstens läßt das Märchen von Grimm, der „Machondelboom" solches vermuthen. Die hierher gehörige Stelle lautet:

„Der Vogel awerst flog weg un sett' sick up enen Goldsmitt sin Huus un fung an to singen:

„Min Moder, de mi slacht't,
min Vader, de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken

und bind't se in en syden Dook,
legt's unner den Machondelboom,
kywitt, kywitt! ach watt en schön Vagel bin ick!

Diejenigen, welche ein sündhaftes Leben geführt haben, kehren zuweilen als ein sog. Gespücknis an den Ort ihrer ehemaligen Thätigkeit zurück.

Um diese armen Seelen im Grabe zurückzuhalten, wird ein großer Stein auf dasselbe gewälzt. Hilft dieses Mittel nichts, so wird dem Volksglauben gemäß, ein Priester, welcher jedoch ein katholischer sein muß, zu Hülfe gerufen. Derselbe bildet unter mysteriösen Ceremonien einen Kreis (12) und zwingt unter Anwendung mächtiger Zauberformeln die arme Seele in dem Zauberkreise als Schwein, Vogel u. s. w., kurz in der Gestalt zu erscheinen, welche sie nach ihrem Tod angenommen hat. Hierauf wird sie in einen Sack gesteckt und in der Regel an einen sumpfigen Ort verbannt, woselbst sie als Irrlicht umherschwebt.

Es geht aus diesem durch ganz Hessen verbreiteten Aberglauben hervor, daß unsere heidnischen Voreltern unter gewissen Umständen wie die Hindu an eine Art Seelenwanderung glaubten und annahmen, daß die Priester auch nach dem Tod noch eine Herrschaft über die Seelen ausübten.

Der Umstand, daß angenommen wird, es habe der Protestantismus nicht nur die Kirche, sondern auch deren

Vorsteher von jeglichen Ueberresten des Götterglaubens befreit, dürfte der Grund sein, aus welchem der Nekromant ein katholischer Priester sein muß. Zuweilen erschien die arme Seele an dem Ort ihres früheren Daseins in der Hoffnung, daselbst Erlösung zu finden. Diese Vorstellung scheint mit in das Christenthum übergegangen zu sein, indem ein in Oberhessen, jetzt zwar nur noch selten, von Bettlern hergesagtes Gebet lautet:

„Ei orm Seelche' saß henger der Dehr,
(hinter der Thür)
on guckte ganz trurig herver,
ei orm Seel'che wos weinest du' dä,
host de verbroche die zeh' Gebot',
da kniee dech nerrer (nieder) on bere (bete) zu Gott".

Zu den Sünden, welche keine Vergebung gefunden zu haben scheinen, dürfte vorzugsweise die Grenzverrückung gehört haben, denn es giebt wenige Orte, an denen nicht von Zeit zu Zeit Gespenster gesehen werden, welche einen Grenzstein nebst einer Hacke umhertragen und sichtlich bemüht sind, die Gegenstände ihrer Bürde an den rechten Ort zu bringen. Es heißt, diese armen Seelen müßten bis in alle Ewigkeit, wenigstens bis zum jüngsten Tag umgehen. Die Grenze stand bei unsern Voreltern unter ganz besonderem Schutz der höheren Mächte, ja es scheinen sogar wie bei den Römern, Griechen und Aegyptern, 2. Mose 14, 2. besondere Grenz-

gottheiten vorhanden gewesen zu sein, wenigstens lassen die gegenwärtig zwar nur noch selten vorkommenden Grenzbegehungen, insbesondere die dabei stattfindenden Gebräuche solches vermuthen. Es ist darum auch nicht unwahrscheinlich, daß die bei unseren Voreltern noch in christlicher Zeit üblichen Strafen wegen Grenzverrückung mythologischen Ursprungs sind, sie bestanden in lebendig Begrabenwerden oder in der Trennung des Kopfes vom Rumpfe mittelst einer Pflugschaar. Jene Strafe war höchst warscheinlich ein Sühnopfer und da die Pflugschaar zu den Attributen der Frau Holle und Berhta gehört zu haben scheint, so dürfte auch diese Todesart in die Kategorie desselben Opfers gehört haben. Karl V. scheint diese Strafen abgeändert zu haben, wenigstens befiehlt die Karolina, daß ein solcher Verbrecher gerädert werden solle.

„Der Tod ist in das Haus eingekehrt“, oder „der Tod hat ibn abgeholt“. Diese und ähnliche Redensarten erinnern daran, daß unsere Voreltern den Tod wie die Krankheiten für ein persönliches Wesen hielten. Er war jedoch kein tödtendes Wesen, wie die spätere Bezeichnung „Sensenmann“ vermuthen läßt, sondern er holte nur nach Helheim ab. Ein noch vertraulicheres Bild von dem altdeutschen Tod, welcher seit dem vorigen Jahrhundert „Freund Hain“ genannt wird, liegt im Märchen vom „Gevattertod“. Der Um-

stand, daß Lazarus von den Engeln in Abrahams Schooß getragen wird, läßt vermuthen, daß auch die Israeliten eine ähnliche Vorstellung vom Tod hegten.

Stirbt Jemand auf eine gewaltsame Weise, so pflegt man zu sagen: „Den hat der Teufel geholt". Bei ganz derselben Veranlassung sagte man im Alterthum: „er ist zu Wuotan gefahren, ihn haben Heervaters Hände hinweggenommen". Zu ihm, dem eigentlichen Kriegsgotte und Inbegriff von Heil und Seeligkeit, gelangten nur die von einem Feind Erschlagenen, wenigstens mußte beim Tode Blut geflossen sein, denn im Blute hatte die Seele (wie bei den Israeliten) ihren Sitz. Wenn ein Krieger sein Ende nahe fühlte, jedoch keine Aussicht hatte auf der Wahlstatt zu bleiben, so ritzte er sich wenigstens mit dem Speere.

Den Tod einer Militärperson pflegt man in den Worten mitzutheilen: „N. N. hat Ordre zur großen Armee bekommen", oder „ist zur großen Armee abgerufen". Auch diese Redensart ist mythologischen Ursprungs, indem der Schlachtenlenker die Helden selbst bestimmte, die in der Schlacht fallen und als auserlesene Mannschaft nach Walhall kommen sollten, um den Göttern im Kampfe gegen die Riesen beizustehen.

Da man in der Anschauung lebte, daß die Einherien zu Roß gen Walhall gelangten, so zweifeln wir nicht, daß in dieser Anschauung der Ursprung von nachstehen-

dem Kinderliedchen gelegen ist, welches in der Umgegend von Rauschenberg oft gehört wird:

„Haure eß Mahrt, (Heute ist Markt)
Da kof ich mir en Pahrd,
Da kof ich mer nen Schimmel,
On reire (reite) bis in Himmel".

Auch der Todtenritt in Bürgers Lenore scheint ein Nachklang jener Anschauung zu sein.

---

58. Die Leichenfeier.

Es entspricht dem sittlichen Gefühl, die Todten vor der Bestattung zu waschen und sie in ein Feiergewand zu kleiden. Krieger, namentlich Officiere, werden mit ihren kriegerischen Abzeichen bestattet, indem Helm, Degen und Orden auf dem Sarge liegend mit zum Grabe geführt werden. Desgleichen folgt häufig das Lieblingspferd des Gestorbenen dem Leichenzuge. Die Zünfte vieler Städte haben besondere Sargtücher, auf denen die Abzeichen des betreffenden Handwerkes nachgebildet sind. Die Särge der gestorbenen Jünglinge und Jungfrauen, besonders der Kinder werden mit Sträußen und Bändern geschmückt.

Unsere heidnischen Voreltern lebten in dem Glauben, daß man in derselben Weise, indem man hier Abschied nahm, im Jenseits ankommen und Empfang finden werde. Je imposanter der Einzug in Walhall war, desto größer war die Ehre, die dem Helden von seinen Genossen, den Einherien, gezollt wurde. Aus diesem Grunde war es Sitte, bei Bestattung der Edelinge

eine dem Reichthum des Verstorbenen angemessene Zahl von Leibeigenen, sowie von Haus-, Kriegs- und Jagdthieren zu tödten, und gleich Waffen und Schmucksachen dem Verstorbenen mit auf den Scheiterhaufen oder in die Erde zu geben. In Betracht dieser Thatsache und daß die christliche Religion nicht vorschreibt, in welcher Weise die Todten beerdigt werden sollen, scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Gebräuche, die gegenwärtig bei Bestattung der Todten vorzukommen pflegen, in der Religion unserer Voreltern ihren Ursprung haben.

Die Stätten, wo unsere Voreltern die Leichen entweder auf einem Scheiterhaufen verbrannten oder auf Baumzweigen gebettet begruben, waren die Wohnungen der Götter, — „die Haine." Allein nur die, welche den Göttern im Leben am nächsten gestanden hatten, wurden, wie es scheint, in das Allerheilige (36) bestattet. In ähnlicher Weise dienten einst unsere Kirchen den Vornehmen, namentlich Priestern und Fürsten zur Grabstätte, wogegen der neben den Kirchen gelegene Todtenhof (Kirchhof) die Grabstätte des Volkes war. Auch der Name und die Lage erinnert an ihren mythologischen Ursprung. Der Todtenhof zu Marburg heißt der „Michelsberg" (Wnotansberg). Der Frankenberger (53) Todtenhof liegt noch immer im Hain. In der Chronik dieser Stadt heißt es: Die von Frankenberg

hatten vormals ihre Todtengruft nach heidnischen Sitten außer der Stadt an einer wilden wüsten Stätte. Da ward gesehen ein Geist in eines Mohren Gestalt, so ward die Stätte nach dem Geist Geismar genannt, (jetzt ein großes Dorf), daselbst stund keine Kirche noch Haus, denn die Heiden hätten nicht groß Gut genommen, daß Jemand so vermessen gewesen wäre und bei der Todtengruft gewohnt hätte. Darum ließen sie die Stätte weihen, dieweil die neuen Christen zu Frankenberg ihre Eltern dorthin begraben hatten und behielten sie fortan zu einer Gruft.

Die allgemeine Regel, Todtenhäuser an der Sommerseite der Berge anzulegen, ist uralt. Sie entstand keineswegs, um die Verwesung der Todten zu befördern, sondern hat ihren Ursprung im Sonnen- und Wuotanscultus. Auch werden die Todten mit nach Osten gerichteten Häuptern gelegt, nicht weil die Geburtsstätte des Heilandes östlich von uns gelegen ist, sondern weil im Osten die oberste Gottheit, die Sonne, aus welcher Wuotan abstrahirt ist, der Welt zuerst ihr Angesicht zuwendet. Die Verehrung gegen dieselbe erforderte, daß sobald sie sich zeigte, alle Häupter und Angesichte nach ihr hingekehrt wurden.

Dasselbe war auch bei den Urbewohnern Amerikas, bei denen der Sonnencultus vorherrscht, der Fall, weshalb auch hier die Todten mit nach Osten gerichte-

tem Angesicht, unter einem Hügel sitzend, beerdigt wurden, siehe die Alterthümer Wisconsins und Südamerikas.

Bei den Israeliten und Muhamedanern herrscht eine ganz ähnliche, aus demselben Cultus hervorgegangene Sitte, sie wird jedoch von denselben im Sinne der herrschenden Religion, auf die Heiligkeit der Oerter Jerusalem und Mekka bezogen.

Die alten Hebräer scheinen ebenfalls ihre Todten in die Wohnungen der Götter beerdigt zu haben, denn die Höhle Machpelah, worin die Patriarchen begraben wurden, lag im Hain Mamre (37)

Auch die Mexikaner und Peruaner begruben ihre Todten in und neben die Wohnungen der Götter. So besitzt Theotinacan (Götterstadt) zwei Tempel, d. h. pyramidenähnliche, der Sonne und dem Monde geweihte Gebäude, die mit ihren vier Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind und gleich den egyptischen zu Grabstellen benutzt wurden. Von diesen Pyramiden laufen nach Art der Meridiane und Parallelen Grabhügel von 9 bis 10 Metres Höhe in Reihen aus, welche die Spanier den Pyramidengarten nannten.

Im Allgemeinen werden die Todtenhöfe „Friedhöfe" genannt, nicht weil die Todten in Frieden ruhen, sondern weil in den Hainen, als heilige Orte, nicht der geringste Streit stattfinden durfte. Selbst Todtschläger,

wenn sie in die Haine flüchteten, waren darin ebenso sicher vor feindlichen Händen, als ein Israelit, so bald er die Hörner des Brandaltars ergriffen hatte.

Außer dem Verbrennen und Begraben, von welchen jenes zeitweise und nicht überall Sitte war, wurden die Leichen bei einigen seeanwohnenden Stämmen in einem Kahne den Fluthen des Meeres übergeben, weil erstens das Meer den Küstenbewohnern, wie der Wald den Stämmen des Binnenlandes, als Aufenthaltsort der Götter galt, zweitens nach der Meinung derselben jenseits der salzigen Fluth die Götterwelt lag, und endlich drittens mehrere Stämme ihre Entstehung und erste Cultur von einem aus dem Meere an das Land getriebenen unbekannten Manne (Skaf) ableitete, welcher, nachdem seine Zeit abgelaufen, wieder auf dieselbe Weise, wie er gekommen, über das Meer hin verschwunden war.

Die Bestattung wurde alsbald nach erfolgtem Verscheiden vorgenommen, weil die Seele nicht eher an den Ort ihrer Bestimmung anlangte, bis der Leib auf eine ehrenvolle Weise bestattet war. Unterblieb die Erfüllung der hochheiligen Pflicht, was bei Verbrechern der Fall war, so wanderte die Seele als Gespenst umher oder schwebte zwischen Himmel und Erde. Wir zweifeln nicht, daß in dieser Anschauung die Ursache der uralten Sitte liegt, ehrlose Begräbnisse als einen Act strafender Gerechtigkeit zu verfügen.

Die Sitte, über den Gräbern einen Hügel aufzuwerfen, ist ebenfalls mythologischen Ursprungs. Vielleicht entstand sie aus dem von uns oft erwähnten Gedanken, daß die Götter wenigstens zeitweise im Innern der Berge wohnten. Wuotan selbst soll diese Sitte eingeführt haben, sowie auch die weitere auf den Gräbern Denkmäler (Bautasteine) zu errichten. Die Höhe des Hügels entsprach, wie die s. g. Hühnengräber vermuthen lassen, dem Ansehen des Verstorbenen.

Ein anderer hierher gehöriger Nachklang unserer vaterländischen Religion hat sich in dem weitverbreiteten Glauben beim Geldfeuer erhalten, deren Kohlen beim Ergreifen das werden, was sie eigentlich sind, nämlich blanke Goldstücke. Neben diesen Feuern soll ein Ungethüm liegen, welches meistens die Gestalt einer geringelten Schlange hat, also dem eddischen, von Wuotan abgeleiteten Schatzwächter Fafnir, Hreidmars Sohne vollständig gleicht. Sieht man ein Geldfeuer und geht stillschweigend auf dasselbe zu, so kann man sich des ganzen Goldes bemächtigen, ohne daß das Wache haltende Ungethüm das Geringste merkt. Spricht man aber nur ein leises Wort oder läßt nur einen Ton des Entsetzens vor dem fürchterlichen Wächter hören, so verschwindet sofort die ganze Erscheinung ohne die geringste Spur zurückzulassen.

Daß wir die Geldfeuer mit der Leichenfeier in Ver-

bindung bringen, gründet sich darauf, daß sie in dem Scheiterhaufen eines altdeutschen Kriegers ihren Ursprung haben, denn bei den Kohlen, zwischen denen man Gold und Silbermünzen gefunden haben soll, lagen Knochen, Waffen u. a. Gegenstände. Auch ist es bekannt, daß Wuotan die Gräber bewacht und beschützt. Worin das vorgeschriebene Schweigen seinen Grund hat, ist schwer zu sagen. Vielleicht war es wie bei dem wilden Jäger (8), dem Osterwasser (27), und dem ungesprochenen Kraut (33) wegen der Heiligkeit der Handlung nothwendig. Vielleicht sollte es nur ein Probestück des Muthes sein, um sich im Angesichte des Kriegsgottes zur Aneignung des Schatzes würdig, d. h. als ein Held zu zeigen.

---

59. Der Aufenthaltsort der Verstorbenen.

Obgleich der Inhalt der folgenden Zeilen nicht eigentlich in das Gebiet dieser Blätter gehört, so erschien uns doch zum bessern Verständnisse derselben deren Einschaltung nothwendig.

Der Aufenthaltsort der Todten war ursprünglich ein einziges Reich, die Unterwelt, d. h. die in der Erde liegende Welt, deren Vorsteherin Hellia (nordisch Hel) war. Als später die Anschauungen des Volkes bei sich ausbildenden Ständen mehr ins Specielle eingingen, so nahm man auch verschiedene Orte an, an denen die Geister der Verstorbenen weilend gedacht wurden. Als solche werden hauptsächlich drei Reiche angegeben: Gladsheim, Thrudheim und Helheim. Die beiden ersten lagen in Asgaard, letzteres in Niflheim.

Gladsheim war umgeben von dem aus goldenen Bäumen bestehenden Hain Glasor und der reizenden Ebene Idafeld, wo in glänzenden Häusern sämmtliche Götter und Göttinnen wohnten. Walhall (Kriegerleichenhalle) und Foltwang (Volksfeld), die Wuotans und

seiner Gemahlin standen mitten in Gladsheim. In diese beiden wurden die auf dem Schlachtfeld Gebliebenen aufgenommen, deren eine Hälfte nach Walhall, die andere nach Foltwang kam. Nach einer andern Sage gelangten nach Folkwang ausgezeichnete Frauen, wir vermuthen die früher besprochenen Jungfrauen. (35).

Walhall, altdeutsch Walahalla, konnte tausendmal tausend Personen fassen, hatte 540 Eingänge, sämmtlich so breit, daß 800 Streiter gleichzeitig eintreten konnten und war ganz von Gold erbaut, nach altdeutschen Begriffen dem wünschenswerthesten Gute, um dessentwillen die Helden sich den größten Gefahren aussetzten. Die Ueberdachung bestand aus leuchtenden Schilden, an den Wänden lehnten die Speere, und die Bänke waren mit Panzerhemden belegt.

Seitdem Heimdall (der im Ganzen mit dem deutschen Zio zusammenfällt) den Unterschied der Stände in die Welt eingeführt hatte, gelangten nach Walhall nur die Einherien, d. h. die im Kampfe gefallenen freien Helden oder Edelinge, desgleichen die Reisigen, die mit ihrem Herrn auf dem Schlachtfeld blieben.

Noch weit größer als Walhall war der Palast Thrudwang oder Bilskirner, der des Reiches Thrudheim. Hier thronte Donar. Sein Palast bestand aus 540 übereinander erbauten Stockwerken, welche Bauart dem alten deutschen Geiste nicht gemäß ist, daher diese Vorstellung

wahrscheinlich erst aus späterer Zeit stammt. Die Hörigen, welche neben dem Schwert auch den Pflug zu führen hatten, kamen hierher. Gegen den Stand der Hörigen, der den Ackerbau und die fortschreitende Cultur repräsentirt, zeigten die Edeln, welche nur dem standesgemäßen althergebrachten Kriegshandwerk oblagen, große Verachtung. Im Harbardsliede wirft Wuotan als Harbard dem Donar spöttisch vor: „Odin hat die Edelen, die in der Schlacht fallen und Thor hat der Knechte Sippschaft".

Das dritte Reich Helheim scheint gleich Asgaard eine ganze Welt, deren es neun gab, eingenommen zu haben. Hier thronte Hellia, die Beherrscherin des unterweltlichen Todtenreichs. Als Hermodhr auf dem achtfüßigen und darum pfeilschnellen Roß Sleipnir nach Helheim auszog, um Bal'dr nach Asgaard zurückzuführen (42), ritt er neun Nächte lang durch die von den Dunkelelben oder Zwergen bewohnten Thäler. Da gelangte er zu dem Flusse Giöll, über welchen eine goldene, von einer Jungfrau Modhgudr beaufsichtigte Brücke führte. Jenseits derselben mußte Hermodr noch immer tiefer gen Norden reiten, wo er endlich zu dem Hause der Hel gelangte, das wie Walhall, mit einem eisernen Gitter umgeben ist.

Zu Hel kamen alle Thatlosen, oder welche nach den damaligen Begriffen als solche betrachtet werden mußten,

selbst die auf dem Schlachtfeld ohne äußere Verletzung gefallenen Krieger, wenn sie auch sonst durch Tapferkeit ausgezeichnet waren, ferner die Frauen, Kranken und Schwachen. Ihr Zustand wird, worauf schon der Name Niflheim (Nebelwelt) hinweis't, als traurig geschildert. Die Sage ist sich aber in dieser Beziehung nicht consequent geblieben; denn die Seelen der Kinder kommen ebenfalls nach Helheim, ohne jedoch, wie es scheint, die mangelhafte Seeligkeit der übrigen Helbewohner zu empfinden. Ja, es wird sogar erzählt, daß sie auf grünen und blumigen Wiesen wandelten, was an das Elysium der Griechen erinnert. Es ist möglich, daß dieser Zug auf bewußter Weiterbildung des Sagenstoffes beruht, ebenso möglich wäre es aber auch, daß hierin noch ein Nachklang an eine frühere minder traurige Anschauung von Helheim verborgen ist.

---

60. Der Aufenthaltsort der Götter.

Die Mythen, daß 1) Asgaard von dem zu Niflheim gehörenden Jötunnheim nur durch einen See geschieden war; 2) von den drei Wurzeln der Weltesche sich die eine nach Niflheim, die zweite nach Jötunnheim und die dritte nach Asgaard erstreckte und 3) das Wasser des im Asgaard vorhandenen Wurdurbrunnens von den Geweihen des im Wipfel jenes Weltbaumes weidenden Eikthyrnir herniederströme, machen es mehr als wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Heimath der Götter von den Binnenvölkern jenseits der Berge, von den seeumwohnenden Völkern jenseits des erdumgürtenden Meeres, kurz daß sie, worauf wir schon oft hingewiesen haben, im Allgemeinen unter dem Horizont, also unter der Erdoberfläche vorhanden gedacht wurde. Hiermit stimmt denn auch überein:

1) daß Thrudheim, von wo Donar über das Gewölbe des Himmels dahinfuhr, an der äußersten Grenze von Asgaard lag und zwar unverkennbar, weil die Gewitter fast immer vom Horizont aufsteigen;

2) daß man noch jetzt anstatt „die Sonne geht unter" zu sagen pflegt „die Sonne geht in's Bett", was in Beziehung auf Wuotan bemerkenswerth ist.

Auf einer höheren Stufe der Cultur wurde Asgaard an die Stelle des heutigen Himmels, d. h. in und über die Sternenwelt verlegt, von wo herab Wuotan, wenn er auf seinem Hochsitze saß, die Erde und alle andern Welten übersehen, aller Menschen Thun gewahren und alle Dinge erfahren konnte, die da geschehen (47).

Dieser überirdische Himmel war, wie jener unterirdische, fest verschlossen und ganz von Gold. Ob und in wie weit diese Vorstellung aus dem Bewußtsein der Gegenwart verschwunden ist, geht aus der Thatsache hervor, daß der ältere Theil des eigentlichen Volkes, gleich den alten Griechen und Israeliten, fortwährend annimmt, der Himmel bestehe aus einem festen Gewölbe, welches der Blitzstrahl zuweilen öffne und dadurch einen Blick in das goldene Innere des Himmels gestatte. Wir sagen fortwährend, denn daß die Vorstellung von Wuotans goldener Halle (Sael) und den edelen Einherien mit in das Christenthum herüber genommen wurde, geht aus einem, im zwölften Jahrhundert verfaßten Gedichte deutlich hervor. Es ist die von Martin Opiz der Nachwelt erhaltene Legende vom Erzbischof Anno von Cöln. Derselbe träumt: „er sei nach seinem Tod in einen großen königlichen Saal gekommen, in welchem Alles

mit Gold behangen und mit leuchtenden Edelsteinen besetzt gewesen sei. Gesang und Wonne habe ihn in mannigfaltiger Weise umgeben. Die Menge der heiligen Herrn, welche auf den Stühlen umhergesessen, hätten wie Goldsteine geglänzt."

Auf einer dritten Stufe der Cultur, die aber die Verwirklichung ihres Glaubens und ihrer Ideen über den Untergang der Welt hinausschiebt und höchst wahrscheinlich der Einwirkung des Christenthums zugeschrieben werden darf, hat sich die Anschauung unserer Voreltern über das jenseitige Leben in der Art reformirt, daß an der Stelle des über den Sternen gelegenen Asgaard eine ungetheilte himmlische Wohnung, Gimlir, vorhanden ist. Ob an die Stelle des in der Unterwelt vorhanden gewesenen Helheim eine wirkliche Hölle (Nastrond) getreten ist, bleibt nach der ältern Edda zweifelhaft.

Eine ähnliche Entwickelung des Zustandes nach dem Tode und Verlegung des Himmels ist bei vielen Völkern, so namentlich bei den Israeliten und Griechen bemerkbar.

Der altmosaischen Lehre gemäß fuhren die Seelen bald nach dem Tode in das finstere Scheol hinab, 1. Sam. 28, 8—20 und Hiob 10. 21—22, wo sie ohne Berücksichtigung ihres irdischen Thuns und Treibens, ähnlich wie die bei Hel, ein bewußtloses und schlafähnliches Dasein führten. Pred. Sal. 9, 10 und

Pred. Sal. 3, 19—20. Auf einer höheren Stufe der Civilisation nahm man an, daß die Seele nach dem Tode volles Bewußtsein behalte, und unterschied (wie im ägyptischen Amenthes und dem griechischen Hades) zwei Abtheilungen des Scheol, welche so nahe bei einander lagen, daß die Bewohner der einen diejenigen der andern Abtheilung erkennen konnten. Luc. 16, 23. In der Abtheilung rechts (bei den Griechen Elysium) wurden die erhabensten Freuden gespendet und in der links gelegenen (bei den Griechen Tartarus) die entsetzlichsten Leiden verhängt.

Jesus verneinte diesen Glauben seiner Landsleute keineswegs, Luc. 16, 22—26, im Gegentheil bestätigte er denselben, und zwar ganz besonders dadurch, daß er nach seinem Tode in das Scheol hinabfahren, Matth. 12, 40, und mit dem reuigen Schächer in der Abtheilung rechts, dem Paradiese, zusammentreffen wollte. Luc. 23, 43.

Bischof Clemens von Alexandrien war sogar der Meinung, daß die Apostel fortwährend im Scheol seien, um die Bewohner desselben zu bekehren. Tertullian, welcher nur die Seelen der Märtyrer unmittelbar nach dem Tode in das Paradies gelangen lassen wollte, verlegte dasselbe auf die Oberfläche der Erde, jenseits der heißen Zone. Als sich aber das Christenthum immer mehr und mehr die Lehren der griechischen, namentlich

der platonischen Philosophie aneignete, insbesondere als die Meinung herrschend wurde, daß die Menschen durch den Glauben an Jesum, Kinder Gottes seien, da trat die alte Vorstellung hinzu, daß Alle, welche sich rühmen durften göttlichen Geschlechts zu sein, nach dem Tod zu den Göttern gelangen würden und so wurde es ein allgemeines Dogma der Christenheit, daß das Paradies nirgends anders vorhanden sei, als in dem sternumstrahlten Lichtreiche, zu welchem Jesus emporgefahren war.

---

61. Leben in Walhall.

War ein Krieger in Walhall eingetreten, so wurde er von Wuotan empfangen und von Brage und Hermod mit den Worten begrüßt: Aller Einherien Gruß und Frieden sollst Du haben, trinke Du mit den Göttern Meth. (In einem Gedichte auf Hako den Guten, König von Norwegen, der 950 in der Schlacht fiel, reitet eine Walküre vom Schlachtfeld nach Asgaard zurück, um Odin zu sagen, daß jetzt der mächtige Gebieter in Walhall ankommen werde, weshalb jener den Hermod und Brage absendet, ihn zu bewillkommnen). Hierauf überreichte die glänzende Freyja dem Krieger ein Horn des trefflichsten Methes und Idun gab ihm die Aepfel der Unsterblichkeit. Tag für Tag wurde den Einherien die Glückseligkeit zu Theil, auf Idafeld mit den Göttern Kampfspiele zu treiben, worauf regelmäßig ein gemeinschaftliches Mahl folgte, bei welchem die Walküren den Trunk besorgten. So werden Alle fortleben bis zum Weltuntergang (Ragnarokr), auf welchen wir bald zu sprechen kommen.

Es ist schon früher (35) darauf hingewiesen, daß die im Naturzustand lebenden Völker ihre characteristischen Eigenheiten den Göttern in einer potenzirten Weise zuschreiben. So legten auch die Deutschen ihre Lieblingsneigungen ihren Göttern bei.

Wie die Einherien von ihrem göttlichen Vater empfangen wurden, so werden noch heut zu Tage die Gäste an der Thürschwelle durch den Hausherrn empfangen und freundlichst willkommen geheißen. Mit dem Glauben, daß Freyja selbst den Anlangenden den Methbecher überreichte, stimmt die altdeutsche Sitte überein, daß die Hausfrau dem eingetretenen Gaste einen Labetrunk überreichte, wie denn auch die Walhalla mit ihrer Säule in der Mitte, mit ihren Bänken und Speeren an der Wand das idealisirte Bild eines altdeutschen Saales ist. Wahrscheinlich wurde diese Säule ursprünglich als ein lebendiger Baum gedacht, welcher als Sinnbild der Weltesche durch das Dach der Halle hindurchgieng und mit seinen grünbelaubten Aesten über dieselbe hervorragte. Vielleicht ist die Bezeichnung Boreläibe (Bodenlaube), wie man in fast ganz Hessen den obersten, unter der Firste des Daches befindlichen Bodenraum nennt, ein Rest der altdeutschen Bauart.

62. Der Untergang der Welt.

Der vollkommene Begriff, welcher durch das Wort Ewigkeit ausgedrückt wird, ist das Endresultat einer langen Reihe angestrengter Forschungen und kommt erst dann zur Erkenntniß, wenn ein Volk längere Zeit auf dem Wege der Vernunftreligion sich fortbewegt, insbesondere auf dem Standpunct angelangt ist, philosophische Probleme zu lösen. Alle mehr oder weniger noch im Naturzustande lebende Völker sind darum auch unfähig von ihren Göttern zu glauben, daß sie außerhalb der Zeit ständen, d. h. ohne Anfang und ohne Ende seien.

Wie nun der Anfang alles Seins in umfassender und anschaulicher Weise erzählt wird, so ist solches auch mit dessen Ende der Fall. Dieses wird in der Edda Ragnarokr, d. i. Götterdunkel, Götterverfinsterung genannt, während die altdeutsche Benennung des Weltendes: Mudspelli, Muspilli ist, d. h. Holzverzehrung, Zerstörung alles brennbaren Stoffes.

Die Edda beschreibt dieses Ereigniß folgendermaßen:

Drei Jahre hintereinander wird die Erde mit Krieg und Blut erfüllt. Alle Verwandtschaftsbande (die unsern Voreltern so heilig waren) lösen sich, ein Bruder wird dem andern zum „Handtödter". Dann entstehen drei grimmig kalte, durch keinen Sommer unterbrochene Winter, die als ein einziger Schreckenswinter (Fimbulweter) bezeichnet werden. Endlich verkündigt Heimdall mit dem laut schallenden Horne das einbrechende Verderben. Die Erde bebt, die Weltesche (1) erkracht, das Meer tritt auf das Land, der Himmel spaltet sich, haufenweise ziehen die Menschen dahin auf den Pfaden des Todes und der Adler verzehrt krächzend die Leichen der Gefallenen. Das Todtenschiff (Naglfar), das größte Schiff der Welt, an dessen Vollendung aus den Nägeln der Menschen bis zum Weltuntergang gearbeitet wurde, setzt sich in Bewegung. (Damit dessen Bau nicht befördert und also das Ende der Welt möglichst weit hinausgerückt würde, war es Vorschrift, den Todten die Nägel abzuschneiden.) Muspels Söhne, die Feuergötter, kommen darin über das Meer gesegelt und Loki, der hier wieder in seine ursprüngliche Stelle als Feuergott eingetreten ist, lenkt das Steuerruder. Hierauf reiten sie unter Surturs (Personification des dem Feuer vorausgehenden Rauches) Anführung auf die Ebene Vigridr, wo ihnen die Götter und Einherien entgegenziehen. Nachdem auch die Weltungethüme und Ver-

gelmrs sämmtliche Nachkommen (45) auf dem Wahlplatz angekommen sind und sich mit den Muspelssöhnen vereinigt haben, beginnt der Kampf. Odin kämpft mit Fenrir, Thor mit Jormungand (Midgaardschlange), Freyja mit Surtur, Tyr mit dem Hund Garm, Heimdall mit Loki, also der Weltgott mit dem Weltungethüm, der Landgott mit dem Wasserriesen, der Gott des Lichtes mit dem Riesen der Finsterniß, der Gott des Kampfzwistes mit dem tückischen Welthund, der wohlthätige Regengott mit dem verderblichen Feuergott. Alle diese im Reiche der Gegensätze vorhandenen Personificationen kommen um bis auf Surtur. Dieser schleudert Feuer umher und es verbrennt die ganze Welt. Die Sonne wird, nachdem sie ihren Schein verloren hat, von ihrem Verfolger verschlungen (44) die Sterne fallen vom Himmel, die Erde sinkt in das Meer, Rauch wallt auf.

Dieses Ende der Welt, was in ähnlicher Weise auch von der Bibel geschildert wird, Math. 24. und Luc. 21, hallt noch immer im Bewußtsein des Volkes nach, besonders wenn ein heftiges, von Sturm und Hagel begleitetes Gewitter stattfindet: denn man hört alsdann sehr häufig sagen: „es ist ja ein Wetter, wie am jüngsten Tag," oder „als solle die Welt untergehen." Diese Redensart ist so alt, so mundgerecht, daß wir uns nicht haben überzeugen können, sie sei erst dem

Einflusse des Christenthums zuzuschreiben, zumal da sie dem älteren Glauben so durchaus gemäß ist.

Die heidnische Furcht, welche sich fortwährend an die Erscheinung der Kometen knüpft, nämlich daß durch ein solches Gestirn ein demnächst ausbrechender erschrecklicher Krieg angekündigt werde, dürfte ebenfalls in der Lehre vom alten Götterbrand, insbesondere in dem ersten Theile desselben, der die vorausgehenden Kriege behandelt, seinen Ursprung haben, denn die Kometen wurden von den meisten Völkern für götter- und menschenfeindliche Wesen, besonders für feuerige Drachen gehalten (30).

Wie in den Sagen aller Naturvölker an das Ende der alten Welt der Anfang einer neuen geknüpft ist, so ist dieses auch bei unsern Voreltern der Fall; denn in dem Abschnitt, in welchen vom Weltuntergang die Rede ist, heißt es:

„Aus dem Meere erhebt sich eine große schöne grüne Erde, worauf nach dem Ablaufe der Gewässer das Korn wächst, ohne daß es gesäet zu werden braucht. Die Sonne gebiert, ehe sie vom Wolfe verschlungen wird, eine Tochter, welche nun an der Stelle jener die Erde erleuchtet. Ein Mann und eine Frau haben sich aus Surturs Flammen durch Verstecken in einen dichten Wald gerettet und von ihnen stammt die neue Bevölkerung der Erde. Die umgekommenen Götter werden

durch Gott Widars unsterbliche Kraft wiedergeboren und versammeln sich auf Idafeld, wo sie die goldenen Würfel (Sinnbilder der Fröhlichkeit) wiederfinden, die sie beim Zeitenanfang verloren hatten. Von nun an wohnen Götter und Menschen zusammen durch alle Alter, aus der Welt ist das Uebel gebannt und gebrochen die Macht des Bösen.

Dieser neue Zustand der Dinge hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem goldnen Zeitalter, das durch das erste Erscheinen der drei Nornen, d. h. durch das Bewußtsein vom Fortgang der Zeit den Göttern verloren gieng. Es ist daher möglich, daß eine dieser beiden Schilderungen aus der andern hervorgegangen ist. Vielleicht ist er aber auch, was sehr viel für sich hat, erst durch Mitwirkung des Christenthums entstanden.

---

63. Die drei Nornen.

Es ist schon mehrmals von den drei Göttinnen der Zeit die Rede gewesen. Es erscheint daher nothwendig, auch diesen Persönlichkeiten unserer vaterländischen Urreligion einen Blick zuzuwenden, zumal da ihr Dasein noch deutliche Spuren in Hessen zurückgelassen hat.

Obgleich die Götter ihren Untergang voraussahen, so waren sie doch außer Stande, denselben zu verhüten, weil er im Weltplan lag, an welchem selbst der mächtige Wuotan Nichts abzuändern vermochte. Allein nicht nur in das Leben der Götter griff diese höhere Weltordnung ein, sondern auch in das der Menschen, wiewohl in der Gautreksaga vorzugsweise die Götter als Lenker des menschlichen Geschicks erscheinen. Den Weltplan und das von den Göttern über die Menschen verhängte Geschick zu erspähen und auszusprechen war die Aufgabe jener drei Nornen: Wurd, Werdhandi und Skuld. Sie wohnten in oder neben dem Brunnen der Weisheit, von dessen Wasser sie täglich tranken, wodurch sie im Stande waren, vorborgene Dinge zu schauen. Jedem neugebornen Kinde naheten sie in der nächsten

Nacht, um das über dasselbe verhängte Schicksal auszusprechen, doch erschienen sie auch als unabhängige und selbstbestimmende Wesen, so namentlich in der nordischen Sage von Helgi und der späteren von Norna-Gest. Die Weise, in welcher sie über Helgi ihr Urtheil fällen, gibt der Vermuthung Raum, daß die drei Schwestern, welche der Sage nach aus Gram über einen jungen Ritter von Steckelberg, Kreis Schlüchtern, starben und sich seitdem am Steckelberg bei einer dort zu Tage tretenden Quelle der Kinzig aufhalten, die drei Schicksalsgöttinnen sind. In mondhellen Nächten werden sie von treu Liebenden gesehen, wie sie unter leisem Gesang ihr Brautgewand weben. Auch jene Jungfrauen, welche in mondhellen Nächten am Jungfernborn unweit Lichtenau, Kreis Witzenhausen, Hand in Hand umherwandeln, scheinen die Nornen zu sein.

Hieran schließen sich noch viele Sagen Deutschlands, in welchen geisterhafte Frauen oder Jungfrauen Brunnen unter ihrer Obhut halten, deren Wasser dadurch entweder seine erfrischende Kühle oder seine angebliche Heilkraft erhält. Auch von dem Trinken der Nornen aus dem Weisheitsbrunnen hat sich, wie es scheint, noch eine Spur erhalten. Man pflegt nämlich von sog. superklugen Leuten zu sagen: „sie haben den Verstand löffelweise gegessen“ oder „sie haben ihre Weisheit maasweise getrunken“.

Da die Nornen, analog den Parzen, auch als nächtliche Spinnerinnen gedacht werden und die Spinnen meistens des Nachts ihre Netze spinnen und weben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß jene von unsern Voreltern in diesen angeschaut wurden, zumal da letztere schon vor Quatremeres Entdeckung für Wetterpropheten galten, sodann mit Ausnahme der Kreuzspinne, einen ausgezeichneten Schutz genießen und als Schicksalskündigerinnen betrachtet wurden.

„Spinnen am Morgen
Kummer und Sorgen;
Spinnen am Abend
Im Glücke sich labend",

ist ein in ganz Hessen, ja in ganz Deutschland, übliches Sprüchwort. Warum man die Kreuzspinne von dem Schutz, den ihre Verwandten genießen, nicht nur ausschließt, sondern im Gegentheil verfolgt und tödtet, vermögen wir nicht zu sagen. Denn, obgleich man sie, wiewohl mit Unrecht, für sehr giftig hält und ihr mit der größten Vorsicht naht, so dürfte sie dennoch von unsern heidnischen Voreltern mit der ausgezeichnetsten Pietät behandelt worden sein und zwar wegen des Kreuzes, welches sie auf ihrem Hinterleib trägt.

Schlußwort.

Indem wir jetzt von unsern Lesern Abschied nehmen, ersuchen wir dieselben, dem Gedanken nicht Raum geben zu wollen, als seien die Hessen, weil sich unter ihnen so viele mythologische Nachklänge erhalten haben, in der Aufklärung hinter den andern Deutschen zurückgeblieben. Allerdings suchen sie mehr, als solches bei den übrigen Volksstämmen der Fall sein mag, die Denkmäler der Vergangenheit vor völliger Zerstörung zu bewahren, allein diese Eigenschaft ist nicht der Ausfluß mangelhafter Geistesbildung, sondern sie ist in dem tief religiösen Gefühle und conservativen Charakter unseres Volkes begründet.

Auch bitten wir unsere Leser, im Interesse der Culturgeschichte diejenigen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprüchwörter, Bettlergebete u. dergl., welche in diesem Werkchen keine Besprechung gefunden haben oder von den darin angeführten wesentlich abweichen, in der Mundart, worin sie vorkommen, dem Verfasser

unter der Adresse: „E. Mülhause zu Rauschenberg“ gütigst zusenden zu wollen.

Nachträglich machen wir darauf aufmerksam, daß das von Herrn Zappert in Wien mitgetheilte Wiegenlied, welches in Nummer 26 eine theilweise Aufnahme gefunden hat, in der letzten Sitzung der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache von Professor Maßmann und Dr. Monhardt für ein untergeschobenes Machwerk aus neuerer Zeit erklärt worden ist.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Druckfehler.

S. 17, Z. 6 von unten statt Cristen lies Christen.
„ 18 „ 12 v. oben st. Woutan l. Wuotan.
„ 19 „ 6 v. u. st. znm l. zum.
„ 30 „ 3 v. o. st. Syartalfar l. Svartalfar.
„ 46 „ 9 v. o. so (nach „bedeutet") fällt weg.
„ 63 „ 2 v. u. st. jagen läßt, Strafe l. jagen läßt, zur Strafe.
„ 69 „ 13 v. u. st. Unstand l. Umstand.
„ 74 „ 4 v. o. st. Heerd l. Herd.
„ 91 „ 11 v. o. st. Schweiz l. Schwyz.
„ 112 „ 6 v. u. st. demselben l. denselben.
„ 114 „ 10 v. o. st. hebend l. hebben.
„ 116 „ 3 v. o. , (nach „Menschen") fällt weg.
„ 122 „ 1 v. o. st. mythyschen l. mythischen.
„ 124 „ 2 v. o. st. nachfolgte l. nachfolgt.
„ 138 „ 6 v. o. st. Baumeisteer l. Baumeister.
„ 154 „ 5 v. o. st. Buchoniren l. Buchonien.
„ 171 „ 9 v. u. st. Nifheim l Niflheim.
„ 172 „ 3 v. o. st „ l. „
„ 173 „ 11 v. u. st. Kukus l Kukuks.
„ 188 „ 8 v. o. st. gefaltenen l. gefalteten.
„ 189 „ 12 v. o. st heilgen l. heiligen.
„ 199 „ 13 v. u. st. Brantewein l. Branntwein.
„ 217 „ 10 v. o. setze nach „geeignet" ein ,
„ 217 „ 1 v. u. st. Biörn l. Björn.
„ 220 „ 10 v. u. st. Säale l. Sääle.
„ 223 „ 4 v. o. st. Thür l Thüre.
„ 223 „ 6 v. o. st. Vortägen l. Vorträgen.
„ 229 „ 7 v. o. st. Biörn l. Björn.
„ 231 „ 1 v. o. st. C'entgraf l. Centgraf.

S. 235, Z. 6 v. u. st. sogenantes l. sogenannte s.
„ 240 „ 3 v. o. ist das Wort „ebenfalls“ zu streichen.
„ 243 „ 6 v. u. st. sile l. silex.
„ 252 „ 6 v. o. st. Jütunnheim l. Jötunnheim.
„ 260 „ 1 v. u. st. Baulthorn l. Baulthor.
„ 266 „ 10 v. o. st. (27) l. (28).
„ 273 „ 2 v. u. st. (7) l. (6).
„ 278 „ 5 v. o. st. (7) l. (6).
„ 299 „ 7 v. o. st. (9) l. (8).
„ 299 „ 8 v. o. st. (13) l. (2).
„ 299 „ 9 v. u. st. (38) l (39).
„ 303 „ 12 v. o. st. (7) l. (6).
„ 307 „ 6 v. o. st. (14) l. (13).
„ 308 „ 7 v o. st. (7) l (6).
„ 309 „ 1 v. o. st. (6 und 7) l. (5, 6,).
„ 310 „ 6 v. u. st. (21) l. (37).
„ 312 „ 10 v. o. st. (42) l. (41).





In gleichem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlun[gen]
zu beziehen:

Analytische und bildliche

DARSTELLUNG DES PFLANZENSYSTEM[S]

für Anfänger entworfen von

DR. E. DRESCHER.

Tableau in Etui mit colorirten Abbildungen. — 25 Sg[r.]

Die „Allgemeine Schulzeitung", Darmstadt, 1860, [Nr.]
12, beurtheilt das Werkchen wie folgt:

„Der Verfasser will durch seine Arbeit den Anfänger in [der]
Pflanzenkunde in den Stand setzen, jede blühende Pflanze, die er [in die]
Hand nimmt, insoweit zu bestimmen, daß ihm in allen Fällen [die]
Classe, in den meisten auch die Ordnung bekannt wird, in welch[e sie]
nach dem Linné'ischen System gehört. — Zu dem Ende hat er [die]
Blüthenformen und aus jeder Classe einen oder mehrere Repr[äsen]-
tanten — je nach der Anzahl der Ordnungen — im Bilde darge[stellt]
und durch analytisch angeordnete Fragen die erfolgreiche Benu[tzung]
derselben angedeutet. Er will damit nicht die lebenden Pflanzen [beim]
Unterricht entbehrlich machen: sein Tableau soll nur ein Hülfsm[ittel]
zur raschen und energischen Einübung des Systems sein. Dafü[r ist]
es auch ganz geeignet und kann zur Benutzung bestens empf[ohlen]
werden. Referent selbst wird es bei seinem Unterrichte benutzen, [und]
er hofft mit gutem Erfolg."

Buchdruckerei von Baier & Lewalter in Cassel.







